Gustaf Kossinna

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

W PETERSEN

Curt Kabitzsch - Verlag - Leipzig

Mannus-Bücherei
Gegründet von Gustaf Kossinna
Herausgegeben vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte
durch Prof. Dr. Hans Reinerth

Band 9

Gustaf Kossinna

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

7. Auflage



Curt Kabitzsch-Verlag · Leipzig

Hielten Sie es für richtig

wenn Goethes „Farbenlehre" oder Treitschkes „Deutsche Geschichte" bearbeitet würden? Nein, Bücher, die mehr bedeuten als Meteore in der Erscheinungen Flucht, soll man so lassen, wie sie ihr Meister schuf.

Gustaf Kossinnas „Deutsche Vorgeschichte" hat den Grund gelegt zu einer sich auf das Vorvätererbe besinnenden Weltanschauung. Daraus aber erwuchs die Verpflichtung, das Werk in seiner bisherigen Gestalt zu erhalten. Wenn Dr. Hülle trotzdem das Werk auf den neuesten Stand der Spatenforschung brachte, so hat er diese zwiefach schwierige Aufgabe dadurch gelöst, daß er die neuen Ergebnisse in Anmerkungen unterbrachte, so das Werk zugleich wahrend und ergänzend.

Mannus-Bücherei
Gegründet von Gustaf Kossinna
Herausgegeben vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte
durch Prof. Dr. Hans Reinerth
9

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

von

Gustaf Kossinna

7. Auflage (15.—25. Tausend)
durchgesehen und durch Anmerkungen ergänzt
von Dr. Werner Hülle, Berlin

Mit 483 Abbildungen im Text



1 9 3 6
Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

1. Auflage: 1912
2. Auflage: 1914
3. Auflage: 1921
4. Auflage: 1925
5. Auflage: 1933
6. Auflage: 1934
7. Auflage: 1936

Printed in Germany
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig

Vorbemerkung zur 7. Auflage.

Im dritten Jahr des nationalsozialistischen Deutschen Reiches ist, ebenso wie in den beiden vorhergehenden, wiederum eine Neuauflage dieses Buches notwendig geworden. Dem, der es einst geschrieben hat und dessen unermüdlich schaffende Hand auch noch den beiden folgenden Auflagen Erweiterungen und Verbesserungen zugefügt hatte, ist es nicht mehr vergönnt gewesen, diesen ungeahnten Erfolg seines Werkes zu erleben: am 20. Dezember 1931 ist Gustaf Kossinna im Alter von 73 Jahren von uns geschieden. Sein Werk aber lebt fort und die Saat, die er einst gesät hat, ist gerade in den letzten Jahren vielfältig aufgegangen. Schon im Jahr 1933 hat der Reichsminister des Innern, Dr. Frick, Richtlinien für den Geschichtsunterricht in allen deutschen Ländern ausgegeben, in denen es u. a. heißt: „An erster Stelle sei die Vorgeschichte genannt, weil sie nicht nur den Ausgangspunkt für die geschichtliche Entwicklung unseres Erdteils in die mitteleuropäische Urheimat unseres Volkes verlegt, sondern auch als „hervorragend nationale Wissenschaft" (Kossinna) wie keine zweite geeignet ist, der herkömmlichen Unterschätzung der Kulturhöhe unserer germanischen Vorfahren entgegenzuwirken."

In einer Rede am 5. Dezember 1934 in Karlsruhe hat der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler u. a. ausgeführt:

„Wir sind den Römern oder Griechen, den Galliern oder Briten und ihren heutigen Nachfolgern keinen größeren Dank für irgendwelche Kulturgüter schuldig, als sie uns. Wir brauchen uns unserer Vorfahren ebensowenig zu schämen, wie sie sich der ihrigen. Wir können vielmehr darauf hinweisen, daß die Germanen schon 1000 Jahre, bevor Rom gegründet wurde, einen kulturellen Hochstand erlebt haben. Wir können und müssen mit noch viel mehr Recht darauf hinweisen, daß fast alle europäischen Völker indogermanisch sind, wie nicht nur die deutsche, sondern wie die europäische Vorgeschichtsforschung bewiesen haben. Diese indogermanische Grundlage verbindet uns auch heute noch mit unseren Nachbarn. Und wenn wir Deutschen gegenwärtig unsere Vergangenheit stärker erforschen und mit anderen Augen betrachten als es in früheren Jahrzehnten geschah, so holen wir das nach, was andere schon vor uns getan haben. Die gemeinsame indogermanische Grundlage sollte die Völker Europas stärker verbinden, als das häufig der Fall ist, und sollte sie ermahnen, einander besser und höher zu achten und sich gegenseitig beizustehen im Kampf gegen Mächte, die aus dem Osten kommend, Europa heute z. B. im Bolschewismus wieder bedrohen, wie es in der Geschichte schon vielfach der Fall war."

Wir können es heute kaum ermessen, welche Genugtuung solche Worte von führender Stelle für den Altmeister gewesen sein müßten, der sein Leben lang soviel bittere Kränkungen und Zurücksetzungen erfahren mußte*), gerade weil er solche Anschauungen vertrat. Und doch sind sie erst ein Auftakt zur Erfüllung des großangelegten Programms des Nationalsozialismus auf dem Gebiet der Deutschen Vorgeschichte, das der Nachfolger auf dem Lehrstuhl Kossinnas, Hans Reinerth, schon im Juni 1932 in den vom Führer herausgegebenen Nationalsozialistischen Monatsheften aufstellte. (NS-Monatshefte, Nr. 27. Juni 1932.)

Die in diesem Programm gestellte Hauptaufgabe, der deutschen Vorgeschichte den Platz im Staat und im deutschen Geistesleben zu geben, der ihr als völkischer

*) Siehe hierzu: Rudolf Stampfuß: Gustaf Kossinna, Ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1935.

Wissenschaft zukommt, kann nicht in wenigen Jahren gelöst werden. Wenn auch in den beiden vergangenen Jahren schon viel erreicht worden ist, so wissen wir doch, daß nur der unerbittliche mutige kämpferische Einsatz und die zähe aufbauende wissenschaftliche Arbeit zum vollen Erfolg führen kann. Gerade diese beiden Eigenschaften waren in Kossinnas Persönlichkeit in seltener Weise vereint, und in seiner „Deutschen Vorgeschichte" tritt die „politische" Zielsetzung seiner Wissenschaft am klarsten hervor. So ist es nicht verwunderlich, daß gerade jetzt dieses Buch eine so begeisterte Aufnahme findet, da das Ideal des politischen Menschen in den Vordergrund getreten ist. Wenn man in einer vergangenen Zeit geglaubt hat, den Wert dieses Buches dadurch herabzusetzen, daß es eine „Kampfschrift" genannt wurde, so wird eine junge Generation gerade darin nur einen Vorteil erblicken. Ein scharf geschliffenes Schwert hat der Altmeister mit diesem Buch geschmiedet, das in den nächsten Jahren wird oft gehandhabt werden können und müssen. Denn der Kampf um die Geltung und Selbständigkeit der Deutschen Vorgeschichtsforschung muß immer noch geführt werden. So war es für alle, die das Erbe Kossinnas zu verwalten haben, insbesondere für den Verlag, keine Frage, daß auch die 7. Auflage unverändert den Text in der letzten Fassung des Meisters erhalten sollte, die zu einer klassischen geworden ist. Da aber in den letzten 14 Jahren, die seit dem Erscheinen der 3. Auflage verstrichen sind, auf dem Feld der Vorgeschichtsforschung reiche Ernte gehalten wurde, sollte versucht werden, dem Buch etwas davon auf den Weg mitzugeben. Der Unterzeichnete, dem dieser ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, hat versucht, ihn folgendermaßen zu lösen.

Dank dem Entgegenkommen des Verlages, der dem Buch eine bessere Ausstattung zuteil werden ließ, ist es möglich gewesen, die Bebilderung einheitlich dem Text anzupassen. Die unhandliche Trennung in Text- und Tafelabbildungen konnte dadurch vermieden werden. Außerdem konnten eine ganze Anzahl von neuen Bildern hinzugefügt werden, die übrigens größtenteils schon von Kossinna ausgewählt worden waren, während einige wenige infolge ihrer technischen Unvollkommenheit ausgeschieden wurden. Bilden so die Abbildungen in ihrer Reichhaltigkeit ein festes Gerippe neben dem Text und vermögen sie jetzt noch besser auch gerade dem Nichtfachmann ein anschauliches Bild des Fundstoffes zu geben, so wurde versucht, durch Anmerkungen, die am Schluß des Buches zusammengestellt wurden, jeweils an den notwendigen Stellen den neuesten Stand der Forschung anzudeuten. Auch hier mußte der Wunsch Kossinnas, der diese Blätter in der Hand möglichst aller Nichtfachleute sehen wollte, gewisse Beschränkungen auflegen. Andererseits wurde gerade darauf Rücksicht genommen, daß für viele deutsche Volksgenossen dieses Buch die erste Begegnung mit deutscher Vorgeschichte vermitteln wird. Deshalb finden sich ab und zu Hinweise auf verwandtes Schrifttum, in dem auch andere Fragen unserer Wissenschaft behandelt sind. Ebenso mußte aber auch kritisch zu manchen Äußerungen Stellung genommen werden, die sich besonders in dem in den letzten Jahren emporschießenden Konjunkturschrifttum zur deutschen Vorgeschichte finden, wo unter der Maske des „auch völkischen" die alten Gegner Kossinnas weiterwirken.

So möge diese neue Auflage hinausgehen zu allen deutschen Volksgenossen, um Wissen und Begeisterung für den unverrückbar festen Grund unserer angestammten deutschen Art zu verbreiten. Für die alten und neuen Kämpfer im Sinne Gustaf Kossinnas gilt der alte nationalsozialistische Kampfgrundsatz, den einer seiner ältesten Schüler, Hans Hahnes, kurz vor seinem Tode als Vermächtnis gerade für unsern Kampf aussprach: Nach jedem Sieg bindet den Helm fester!

Berlin, im Neblung 1935. Werner Hülle

Vorrede zur 2. Auflage.

> Das Ideal ist nicht die Inventarisierung der Träume, Gedanken, Erwerbungen der Vergangenheit, sondern das auf der Vergangenheit erwachsene wahre, der Zukunft der Ewigkeit zustrebende Leben der Gegenwart.
>
> Paul de Lagarde.

Nachfolgende Blätter waren in der ersten Auflage der fast unveränderte Wortlaut der Niederschrift, die dem Festvortrage zugrunde lag, womit ich die dritte Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte am 4. August 1911 zu Koblenz eröffnete (vergl. Mannus 1912, Bd. 4, S. 17 ff.). Ausgestattet war dieser Vortrag mit sechzig stark gefüllten, inhaltreichen Lichtbildern, die in dem Buche nur zu einem kleinen Teile wiedererscheinen konnten und meist durch eine neu getroffene Auswahl von Abbildungen ersetzt wurden, von denen eine größere Anzahl hier zum ersten Male veröffentlicht wurde.

Berechnet war der Vortrag durchaus für die weitesten Kreise der wissenschaftlich interessierten Welt; indes denke ich, daß auch der strengste Fachmann bei ihm auf seine Kosten gekommen ist, da er eine Reihe neuer Ergebnisse meiner Forschungen zum ersten Male bekannt machte. Ich erwähne die Einteilung und Ableitung der nordindogermanischen Kulturen der jüngeren Steinzeit in Deutschland (S. 14 bis 33), besonders die Entwickelung der verschiedenen Kulturgruppen der Megalithkeramik, einerseits zum Rössener, anderseits zum Anhalter (Latdorfer), zum Burg-Molkenberger, zum schnurkeramischen Stile, endlich zum Stile der Kugelflaschen, ferner die Gegenüberstellung der verschiedenen Gestaltungen der älteren Bronzezeit in Europa, namentlich das Verhältnis der germanischen Kultur der Bronzezeit zur keltischen im Westen und Südwesten und zur illyrischen im Osten und Südosten Mitteleuropas (S. 62—81), wofür ich gleichzeitig auf meine Schrift über „Die Herkunft der Germanen" (Mannusbibliothek Nr. 6) verweisen muß. Ich erwähne weiter meine Behandlung des Spiralmotivs der älteren Bronzezeit (S. 123—129) und des Ursprungs der nordisch-germanischen, wie der oberitalischen Sicherheitsnadel der Bronzezeit (S. 129—142), wobei ich zum ersten Male die Auffassung begründete, daß die oberitalische Sicherheitsnadel eine Umbildung der germanischen ist. Ich erwähne endlich noch, was ich über die germanischen Drehscheibengefäße der Latènezeit in Mitteldeutschland (S. 184 f.), über die Mäandermuster auf germanischen Tongefäßen (S. 187—198) und über die antiken Darstellungen von Germanen (S. 229 ff.) an Neuem mitteile.

Fand schon der schnell verhallende Vortrag in Koblenz einen geradezu stürmischen Beifall, so hat seine Veröffentlichung in Buchform noch ganz andere, weitergehende und nachhaltigere Wirkungen erzielt.

Diese Schrift hat einen überraschend starken und freudigen Widerhall im deutschen Volke hervorgerufen: trotz ihres nicht geringen Preises war die Auflage von tausend Exemplaren in zehn Monaten vergriffen. Dem Drängen des Verlegers, das ungeminderte Verlangen nach der Schrift durch Aussenden einer neuen Bearbeitung zu befriedigen, konnte ich anfangs wegen Spezialforschungen, die mich ganz in Beschlag nahmen, und bald darauf wegen der Untersuchungen, die sich an den neuen Goldfund von Eberswalde knüpften, nicht Folge leisten.

Inzwischen ist nun meine Schrift über diesen Goldfund und den Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit überhaupt vor einem Jahre erschienen*) und hat einen Ausschnitt aus der altgermanischen Kultur in seiner ganzen Breite vorgeführt, der besonders dazu angetan ist, die Überlegenheit dieser Kultur über die gleichzeitigen Kulturen der Bronzezeit des übrigen Europa in hellstes Licht zu setzen. Wie so manches andere Herrliche und Schöne aus der germanischen Bronzezeit hatte ich in der ersten Ausgabe dieser Schrift auch die Kunstwerke in Edelmetall und die Denkmäler der Gottesverehrung mit Stillschweigen übergehen müssen, weil ich ein volkstümliches Buch schaffen wollte und somit knappste Stoffauswahl oberstes Gesetz war.

In dieser zweiten Bearbeitung habe ich, um den Charakter des Buches als eines Volksbuches noch reiner hervortreten zu lassen, die längeren gelehrten Anmerkungen, mit denen die erste Auflage hier und da „leider", wie ich im ersten Vorwort sagen mußte, beschwert worden war, in einen kurzen Anhang verwiesen. Sonst habe ich dem natürlichen Hange, am Geschaffenen unausgesetzt bessernd zu ändern, allenthalben in weitgehender Weise nachgegeben. Text und Abbildungen sind stark vermehrt worden; doch war mein Bestreben gleichzeitig darauf gerichtet, ein gewisses, auch für vielbeschäftigte Leser noch leicht zu bewältigendes Maß des Umfanges nicht zu überschreiten. In der ersten Auflage kamen auf jedes der drei Zeitalter ungefähr 50 Abbildungen. In der neuen Auflage wurden die beiden älteren Perioden, die Steinzeit und die Bronzezeit, noch mehr herausgehoben, so daß erstere nun mehr als das Doppelte, letztere mehr als das Dreifache der bisherigen Darstellung an Text wie an Abbildungen für sich in Anspruch genommen haben. Für die Steinzeit weise ich auf die neue Heranziehung der ostdeutschen und osteuropäischen Kolonialerscheinungen hin; die Fachleute mögen die beiden chronologischen Tabellen nachprüfen. Insonderheit aber wurde die Bronzezeit, namentlich die ältere Bronzezeit, als derjenige Zeitabschnitt, worin die eigentlich germanische Kultur in Norddeutschland zum ersten Male ihren ganz besonderen Charakter gewinnt und zugleich dem gesamten Europa gegenüber ihre Überlegenheit in wundervoller Klarheit erweist, noch entschiedener zum Kern- und Höhepunkt des Buches gemacht. Hinzugekommen sind hier außerdem die Kapitel über die Denkmäler der Gottesverehrung, worauf ich besonders aufmerksam mache, über die Griffzungenschwerter und das wichtige über die relative und absolute Zeiteinteilung. Die Darstellung der folgenden Zeiten, der bereits frühgeschichtlichen Periode des letzten vorrömischen Jahrhunderts und der römischen Kaiserzeit, ist freilich noch stärker vermehrt worden, als die Stein- und die Bronzezeit, was aber nicht so auffallen wird, da sie früher schon einen breiteren Raum eingenommen hatte. Hinzugekommen sind hier besonders die Kapitel: das erste Auftreten der Eisentechnik, die Entstehung der Ostgermanen, die Bewaffnung, das Reitwesen; auch mache ich auf die eingehende Darstellung des Denkmals von Adamklissi und der hier einschlagenden Fragen aufmerksam. Überall habe ich zugleich den Werdegang der Forschung in zusammenhängender Würdigung erörtert.

Wenn bei all dieser Bereicherung das Buch nun etwas teuerer geworden ist, als es früher gewesen, so wird dies, denke ich, als Notwendigkeit anerkannt werden.

Trotzdem hoffe ich, daß der Wunsch sich weiter und immer mehr erfüllt, den ich der ersten Ausgabe mitgab, als ich sagte: ich möchte diese Blätter in den Händen möglichst aller Nichtfachleute wissen, mögen sie nun Hochschullehrer oder Leute ohne jede akademische Bildung sein, wenn sie nur erwärmt sind für das

*) Der Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. (Mannusbibliothek 12.) Würzburg 1913.

Altertum — für unser Altertum, für Germanentum und für wahrhaftes Deutschtum, wie es unsere Augen sehen.

Unsere heutige Begeisterung für angestammte deutsche Art hat wahrlich nichts zu tun mit bloßer Gefühlsschwärmerei, sondern ruht auf dem tiefen, sichern und unverrückbar festen Grunde mächtig erweiterter geschichtlich-naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

Noch der von uns hochverehrte Paul de Lagarde konnte in seinen Deutschen Schriften (Gesamtausgabe letzter Hand. 4. Abdruck, Göttingen 1892, S. 24) in den Jahren 1853 und 1874 sagen: „Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte". Heute wissen wir es anders und bekennen laut: das Geblüt macht erst das Gemüt. Nichts wären wir heute von dem, was wir sind und was Großes in uns steckt und noch weiter aus uns hervorbrechen mag, hätten wir nicht die große Erbschaft von unseren Vorvätern zu eigen. Unsere längst erloschenen Ahnen haben uns nicht nur ihr Fleisch und Blut, sondern darin auch ihre Gedanken, ihren Geist und ihren Charakter vererbt; „wir tragen noch das ganze Gewicht ihrer Fehler, wir empfangen den Lohn all ihrer Verdienste".

Es bedarf hier keiner länger ausgesponnenen Erörterung der nun wohl sattsam bekannten Tatsache, daß die Kulturen Südeuropas und zum Teil auch des Orients ihre für die Weltentwicklung bedeutsame, wahre Höhe erst erreicht haben, nachdem die Ausscheidungen zuerst aus west-, dann mitteleuropäischer Bevölkerung sich jener Gebiete bemächtigt hatten. Nun erst entstanden aus den dortigen vorgeschrittenen Zivilisationen, die lediglich eine Schöpfung des volkverdichtenden Großstadtlebens gewesen waren, wie es die naturgesegneten Gefilde jener Gegenden heraufgeführt hatten, wahrhafte Kulturen von bleibender Bedeutung. Und doch konnte der Orient und Südeuropa später den Untergang ihrer Staaten, ja ihrer Völker nicht aufhalten, sobald mit dem Verbrauch der führenden Oberschicht indogermanischen Edelblutes die Entartung des ganzen Volkskörpers eintrat.

Im größten Teile Europas blieben aber auch die von nordischer Überschichtung bedeckten Völkerschaften noch lange in dem Zustande dünngestreuter Siedelungen in kleinen Dörfern und Einzelgehöften. Da bedurfte man weder der Gesetzesparagraphen eines Hammurapi noch geschriebener Verträge für das tägliche Geschäftsleben, man bedurfte keiner Tempel für den gemeinschaftlichen Gottesdienst der Menge, noch der sog. großen Kunst. Was den Germanen beseelte, war vielmehr das innige Zusammenleben mit der Natur, obwohl nicht mit dem wilden finstern Walde, wie die anscheinend unausrottbare, aber darum nicht minder falsche volkstümliche Vorstellung es sich ausmalt. Jenen Urwald mied der Germane bei seiner Ansiedlung gerade so weit, wie wir es tun. Denn der weite, wüste Wald war von jeher der Feind des Kulturmenschen. Aufgesucht hat ihn der Germane nur und dann stets mit Lust, wenn es galt, der Jagd zu fröhnen, und stets mit heiliger Scheu, wenn er der dort unsichtbar waltenden Gottheit heimlich nahen wollte. Aber dauernd dort zu hausen, war nur der Fluch des „in den Wald Gewünschten" des Geächteten, des friedlosen, landflüchtigen, vogelfreien Verbrechers, der als „Warg", d. h. als Wolf sich bergen mußte, in Dickicht und Sumpf, wo er nachts nur zu leicht ein Opfer elbischer Mächte werden konnte, wie wir es in unseren alten ergreifenden Volksballaden von verirrten Rittern so oft hören: wer kennt sie nicht die unsterblichen Namen Harald und Oluf, Erlkönig und Elbershöh, denen Karl Löwes geniale Musikgewalt eine zweite Unsterblichkeit verlieh! Den Germanen beseelte der Hang zur Vereinzelung —, zum Ausleben seiner Sondertriebe; er haßte die enge Zusammenpferchung in den Steinhaufen der Städte. Weil er als Ackerbauer in stärkster Vereinzelung auf seiner Scholle saß, hatte er Genüge in engem Kreise, erfüllt von einem fürsorglichen Betriebe der

Land- und Hauswirtschaft, der nur unterbrochen wurde durch Jagd und politische Betätigung. Was unter solchen Lebensverhältnissen damals an Schönem geleistet werden konnte, haben die Germanen gezeigt, die in der Bronzezeit ohne Frage das Beste bieten, was diese Epoche überhaupt hinterlassen hat.

Wie für die andern vom Norden befruchteten Völker, so kam aber auch für den letzten Rest des in der Urheimat zurückgebliebenen Rassenkapitals des indogermanischen Europa, d. h. für die Germanen des Nordens, schließlich die Stunde, wo sie aus ihrer Zurückhaltung heraustreten und im eigenen Lande mit denjenigen weit vorgeschrittenen Kulturen sich auseinandersetzen mußten, die mittlerweile vor Jahrtausenden südwärts ausgewanderte Teile ihrer eigenen Ahnen auf fremdem Boden geschaffen hatten und nun in feindlichem Verhältnis zu dem alten Heimatgebiet und dem Muttervolk anwendeten. Jetzt erst, in der engsten Reibung mit fremder Kultur, konnten auch die am reinsten verbliebenen Germanen zeigen, was sie im Wettkampf mit der ganzen Welt zu leisten vermögen, und es kamen allmählich die Zeiten herauf, wo die deutschen und mit ihnen die anderen Germanenvölker immer mehr an die Spitze der europäischen, schließlich der Weltkultur traten, Zeiten, die dann zu der neueren Geschichte überleiten.

Aber alles, was wir in diesem Ringen von dem Germanentum auch noch erhoffen — es ist alles in ihm von Anfang an enthalten gewesen, „oft viel größer, oft so herrlich, daß es uns für die Zukunft ganz unerreichbar erscheint" (A. Haupt).

Wo sollen wir aber unsere Ahnen besser erkennen, als in ihrer frühesten uns erreichbaren Erscheinung? also in der vorgeschichtlichen Urzeit! Und auf welchem Wege reiner als durch Betrachtung ihrer eigenen Betätigungen im Heimatlande?

All das erfahren wir nicht durch die ältere Geschichte, die uns nur die naturgemäß einseitigen und beschränkten Meinungen einzelner wenn auch einheimischer Schriftsteller über unser Volk vermittelt, und wenn es in hohes Altertum hinaufgeht, gar nur die Entstellungen und Gehässigkeiten ausländischer feindseliger Beurteiler zuträgt.

Wer unsere früheste und eigenste Art rein und unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß bei der Vorgeschichte anfragen. Und dadurch besitzt diese junge Wissenschaft ihren so hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe nationale Bedeutung.

Man komme hier nicht mit der ebenso abgedroschenen, wie nichtssagenden, ja gedankenlosen Phrase von dem „internationalen" Charakter aller Wissenschaft. Auch das Heerwesen z. B. ist international, aber dennoch gibt es, wie hier jeder ohne weiteres zugeben wird, nichts nationaleres als das Heer eines bestimmten Staates, — insofern er ein Volksstaat, kein Nationalitätenstaat ist. Und nicht anders steht es um Kunst und Wissenschaft. Nur ihr Begriff ist allgemein menschlich, innerhalb der Kulturvölker. Sowie es aber an eine Betätigung des Wissenschaftstriebes geht, wandelt jede Nation ihre eigenen Wege. Das gilt für alle Wissenschaften, in höchstem Maße aber für die Geisteswissenschaften, insonderheit für alle geschichtlichen Wissenschaften.

Demnach auch für die vorgeschichtliche Archäologie. Und diese Schrift soll und mag möglichst vielen im deutschen Volke zeigen, welche Bedeutung nach dieser Richtung gerade der germanischen Archäologie zukommt.

Berlin, den 1. August 1914, am Tage des Befehls zu allgemeiner Mobilmachung.

Gustaf Kossinna

Inhaltsverzeichnis.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.
Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest.

Hölderlin (1799).

Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht
und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden,
wollte ich mein Vaterland erheben.

Jacob Grimm (1844).

I. Einleitung[1]).

Landläufige Meinungen über die deutsche Urzeit in Gegenwart und Vergangenheit. — Entwicklung der Vorgeschichtsforschung.

Wer heute über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen höheren Bildung verfügt, ist wohl meist völlig durchtränkt von der Anschauung, daß alles, was Deutschland in den letzten drei bis vier Jahrhunderten an Großem geleistet hat, nur dadurch möglich geworden ist, daß der Humanismus und die sogenannte Renaissance, die Wiedergeburt der Antike, zum ersten Male ein wirkliches Kulturleben bei uns heraufgeführt habe. Alles was vorher bei uns vorhanden war, ist nach dieser Meinung nicht Kultur, sondern Unkultur gewesen, finsteres, barbarisches Mittelalter, von dem aus nicht der dünnste Verbindungsfaden mehr herüberleite zu unserer heutigen Kultur. Aus solcher Anschauung spricht so recht jener Geist der Überhebung gegenüber den überwundenen Kulturstadien, der mehr als alle früheren das moderne Zeitalter kennzeichnet, das alle seine Errungenschaften für sein eigenstes, nur durch einen plötzlich erwachten Willen zur Arbeit und zur Intelligenzsteigerung erreichtes Schöpfen hält, ohne den überschwänglichen Reichtum aus der Erbschaft der Väter und Urväter, und wäre es nur aus der Erbschaft des Blutes, zu bemerken, der solches Schöpfen erst ermöglicht hat.

Wirft diese landläufige Anschauung unsere ganze Vergangenheit über Bord, so verfahren nicht ganz so schlimm unsere Kunsthistoriker: sie lassen das eigentliche Mittelalter noch gelten und schätzen es sogar hoch ein. Aber auch für sie beginnt die deutsche Welt in der Regel erst mit einer Renaissance, mit jener ersten, der karolingischen Renaissance, 800 Jahre vor jener berühmteren zweiten. Vor Karl dem Großen jedoch erscheint unser Land auch den Kunstforschern als eine trostlose Einöde, ohne die geringsten Anläufe zu wirklich kunstmäßigem Schaffen,

[1]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 269.

zu einem geschmückteren Dasein, demnach auch zu jeder höheren Kultur und Lebensauffassung. Was man versuche dafür auszugeben, etwa die merowingische Kleinkunst, sei nichts als ein besseres Handwerk, ein Erzeugnis von „barbarischem" Geschmack. — Man sieht, die Vertreter dieser Wissenschaft sind noch vollkommen unberührt geblieben von jedem Anfluge der Erkenntnis, daß die Hauptbestandteile des sog. romanischen Kunststils gerade in dem als „barbarisch" verurteilten merowingischen Stile wurzeln und daß der romanische wie auch der sog. gotische Kunstgeschmack nur zu verstehen sind, wenn man sie als kräftige Äußerungen der noch ungebrochenen altgermanischen Art mit den Schöpfungen der Vorzeit in enge rassenmäßige Verbindung bringt.

Noch 800 Jahre weiter rückwärts lassen ein deutsches oder germanisches Kulturleben gelten die Männer, die unsere höheren Schulen beherrschen, die klassischen Philologen und Archäologen: für sie beginnt dies Kulturleben mit dem Augenblick, wo, dank einer uns gnädigen Himmelsfügung, Rom seinen Fuß an den Rhein und über den Rhein setzt und damit für die armseligen, wilden Barbaren, die unsere Vorväter nun einmal gewesen sein sollen, das neue segensvolle Dasein beginnt, wo sie von einem Strahl südlich-klassischer Kultursonne berührt und durchwärmt werden, so daß sie nun aus dem ewigen Einerlei eines stumpfsinnigen Räuberlebens ohne Fortschrittsmöglichkeit endlich herauszutreten vermögen — wo nicht nur alles Schöne, was nunmehr bei den Germanen zu finden ist, sei es an Stoffen, sei es an Kunst und Technik, sondern überhaupt alles und jedes, das irgendwie mit dem Kulturleben in Zusammenhang steht — angeblich sogar der erste Getreidebau — erst aus römischer Hand in die germanische gelegt worden sei, — wo selbst die Sprache einen ganz neuen Wortschatz erhalten habe, in dessen Mittelpunkt die lateinischen Lehnworte stehen: also daß man mit Recht diese ersten Jahrhunderte nach Chr. im germanischen Kulturleben die „römische" Zeit nenne.

Nun, so grundfalsch diese Meinung auch ist — wie jeder Student, der Vorgeschichte treibt, aufs leichteste zeigen kann —, mitgebracht haben wir doch alle diese Meinung von der Schule her, wo sie auch heute noch unverändert beständig weiter gelehrt wird, sei es direkt ausgesprochen, sei es, da für solche höheren Dinge die Schule wenig Zeit übrig zu haben pflegt, wenigstens deutlich genug bekundet durch gründlichstes Nichtanerkennen und Nichtkennen irgendeines ursprünglichen Kulturlebens in Europa außerhalb des Mittelmeerbereiches.

Man sieht also: wir mögen in unserer Geschichte zurückgehen so weit wir wollen, bis an die Anfänge der schriftlichen Überlieferung, immer machen wir — wenigstens nach Ansicht der Leute, von deren Urteil unsere Geschichtsauffassung bisher beherrscht worden ist, d. h. der Herren mit den Scheuklappen der Gymnasialbildung — immer machen wir, sage ich, dieselbe Erfahrung: die Germanen, die doch nach unserem Urteil ebenso durch Willenskraft wie hohe Geistesgaben, durch Ruhe im Charakter wie reine Sachlichkeit in der Denkweise, durch Organisationstalent als Folge ihres systematischen Denkens, und durch viele andere Eigenschaften sich auszeichnen, die nicht durch Kulturübertragung von außerhalb, noch durch Erziehungsdrill, sondern allein durch den Segen der Blutserbschaft von den Vorvätern her immer neu in ihnen entstanden, wie sie in uns entstehen — jene Germanen, die zudem stets von einem gewaltigen Kulturhunger getrieben wurden, wie beispielsweise alle ihre Stämme bei der Eroberung der römischen Provinzen ausnahmslos gezeigt haben: diese Germanen sollen in Wahrheit eine unerhörte und beispiellose Unfähigkeit besitzen, selbständig zu werden und ohne fremde Hilfe vorwärts zu kommen, im Grunde also ein unverbesserliches, fortschrittsloses Naturvolk sein und stets bleiben. Mögen sie noch

so oft den Segen einer klassischen, richtiger gesagt, südeuropäischen Kulturüberschwemmung an sich erfahren haben, stets verzerren oder „verballhornen" sie, wie man jetzt in der prähistorischen Formenlehre sagt, sehr bald die ihnen zugetragenen Kulturformen ins „Barbarische" — das ist auch so ein teils aus Gedankenlosigkeit, teils aus Gehässigkeit geborenes beliebtes Schlagwort —, stets vermögen die Germanen nur einen trüben Abglanz der eingeführten Kulturgüter festzuhalten, so daß nach 800 Jahren rein nichts mehr übrig ist von dem schönen Schein südlicher Kultur und es die höchste Zeit wird, daß eine neue, möglichst kräftige Auflage der Renaissance, d. h. einer neuen südlichen Kulturüberschwemmung dem tiefgefühlten germanischen Bedürfnis nach „mehr Kultur" Abhilfe bringe. Niemals aber scheinen die Germanen jene Vollreife erreichen zu können, die sich selbst genug, frei und unabhängig vom Gängelbande fremder Kultureinflüsse, aus dem eigenen Innern heraus, in eigenem Geiste und nach eigenem Geschmack Großes schafft und die Fähigkeit hierzu durch feste Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht forterbt.

So traurig scheint es um das Alter und die Art unserer Kultur und damit um unsere Ansprüche auf den Ehrentitel eines alten Kulturvolkes, also um unsere Weltstellung zu stehen!

Oder sollte es vielleicht doch anders sein? Wenn die alten Germanen vor dem Anrücken der Römer so gar nichts besaßen aus eigenem Können, aus ihrer ehrwürdigen Väter Erbe, so müssen sie ja noch tiefer gestanden haben, als die meisten Naturvölker, die sogenannten „Wilden", mit denen vor hundert Jahren manche deutschen Gelehrten, darunter leider auch unser Schiller, die Germanen allerdings verglichen haben. Wagte doch damals in dem Umglücksjahre 1806 der Aufklärer schlimmsten Einer, Joh. Chph. Adelung, dieser ingrimmige Hasser und Verächter aller Phantasie, aller Natur, alles Volkstümlichen, dieser Anbeter nur des nüchternsten Verstandes und der studierten Bildung, in der „giftigen Schmähschrift", die er unter dem Titel „Älteste Geschichte der Deutschen" den Germanen des Tacitus widmete, seine bornierte Verranntheit in dem Satze gipfeln zu lassen: „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt" (S. 297)[2].

Wieviel tiefer und reifer als dieser verknöcherte Stubengelehrte dachte nicht schon im Jahre 1779 der Staatskanzler Friedrichs des Großen, Graf Ewald Friedrich von Hertzberg, da er zum Geburtstage des Herrschers in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften als deren Ehrenmitglied und Kurator eine Vorlesung veröffentlichte über „die Gründe für die Überlegenheit der Germanen über die Römer". Er zeigte hier, daß der rasche Aufstieg des preußischen Volkes unter den Herrschern des 17. und 18. Jahrhunderts und besonders unter Friedrich dem Großen im wesentlichen zwar ein Werk der Hohenzollernfürsten gewesen, aber nur möglich geworden sei durch die Leistungsfähigkeit und Bildsamkeit des preußischen Volkes selbst, die bereits seit Jahrtausenden dieselbe gewesen sein müsse, weil gerade den Gebieten des preußischen Königsreichs jene Heldenvölker entstammt wären, die während der „berühmten" Völkerwanderung das Römische Reich zerstört und dann die Hauptstaaten und -völker Europas neu begründet hätten[3].

Nun, trotz alledem ließ sich die Wissenschaft der Vorgeschichte gerade damals vor 100 Jahren, als sie in ihr erstes Stadium, das enthusiastische, eintrat, nicht abhalten, noch weiter zurück in das Vorleben unserer Kultur zu wandern,

[2]) und [3]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 272 u. 273.

nicht bloß um weitere 800 Jahre, sondern bald um 8000 Jahre und sogar noch das Zehnfache davon und siehe da! Wir kamen in eine vorrömische Eisenzeit, weiter in die herrliche Bronzezeit, und dann gar in die Steinzeit, und genossen immer dasselbe Bild: wir staunten ob der Kulturhöhe, die wir in ganz Mittel- und Nordeuropa dort ununterbrochen antrafen, ohne humanistische oder Renaissanceeinflüsse von Italien her und ohne römische Einflüsse.

Ja, wir können in der Bronzezeit und der jüngeren Steinzeit sogar in Europa umherwandern und treffen nirgends schönere Dinge, nirgends eine höhere Kultur als in Mittel- und Nordeuropa. Wie geht das zu? Wie ist das vereinbar mit dem Standpunkte der auf der Schule herrschenden Anschauung von der Bewertung der Kulturprovinzen Alteuropas, mit den Ansichten jener Altertumsforscher, die das Leben unserer Vorfahren ausschließlich durch die trüben Brillengläser der klassischen Autoren aus weitester Ferne sich ansehen und danach ihr haltloses Phantasiebild entwerfen. Jene archäologischen Tatsachen, die eine Jahrtausende alte Kultur Mittel- und Nordeuropas vor der Römerzeit dartun, sind unwiderleglich, folglich müssen — dieser Schluß ist kurz aber unausweichlich — die antiken Nachrichten, die das Gegenteil lehren sollen, entweder von den Auslegern mißverstanden worden oder an sich falsch sein. Daß die erste Möglichkeit, der Irrtum der Ausleger, nur zu oft Tatsache gewesen ist, wissen alle Kenner. Und daß dies mit der zweiten Möglichkeit noch weit öfter der Fall war, kann denjenigen nicht gar sonderlich wundernehmen, der bedenkt, daß die Wachstafel oder das Pergament des Altertums mindestens ebenso geduldig war, wie es heute das Papier ist.

Und nun begann die langsame, aber nachhaltige Arbeit der Vorgeschichtswissenschaft, ihren neuen Erkenntnissen auch außerhalb des engen Kreises der Fachleute Geltung zu verschaffen. Ein unsäglich mühevolles Unternehmen. Denn so rasch lassen sich Weltanschauungen, auch solche von dem Werdegange der Kultur der heutigen Kulturvölker, d. h. Europas, nicht umstoßen. Die Prähistoriker, denen die neuen Errungenschaften über die ureuropäischen Kulturverhältnisse verdankt wurden, waren wohl eine besondere Klasse von Leuten, aber sie waren in den seltensten Fällen ausschließlich Prähistoriker, d. h. reine Fachleute, und vielfach waren sie von Hause aus Historiker und als solche befangen in den alten Vorurteilen der gangbaren Geschichtsauffassung, durchweg aber waren sie Zöglinge der klassischen Schulen — mit ihrer klassischen Beschränktheit. Auch für sie durfte und konnte es zunächst gar nicht in Frage kommen, daß Europa in den vorchristlichen Jahrtausenden sich erheben wollte zu eigener machtvoller Kulturstellung gegenüber dem durch altüberlieferte, geheiligte Vorrechte in seinem Kulturmonopol geschützten Orient, gegenüber jenen ehrwürdigen Quellen von Menschheitsströmen und Kulturströmen, die da heißen Ägypten, Babylonien und Indien.

Freilich ein großer Teil jener Vorrechte, die in dem zu nachklassischer Zeit so irrig ausgelegten Schlagworte „ex oriente lux“ zusammengefaßt wurden, entpuppte sich nur zu bald als begründet in bloßen Vorurteilen europäischer Geschichtsauffassung, jenen einstigen Vorurteilen, die da gipfelten in dem Glauben, daß das Hebräische des Alten Testaments oder das Sanskrit der indischen Veden die Ursprache der Menschheit gewesen wäre. Aber in der Hauptsache lebte doch der Glaube an den allein seligmachenden Orient bei der Mehrzahl der Forscher, auch der Prähistoriker, unerschüttert fort.

Wo es sich um Herabwürdigung älterer Stufen der eigenen nationalen Kultur handelt, waren es leider stets deutsche Gelehrte, die sich die Siegespalme gewannen und diesen Rekord mühelos verteidigten. Hier aber, wo die alte Kultur nicht nur

Deutschlands, sondern ganz Europas in Frage kam, wetteiferten mit den Deutschen die Franzosen in der Kniebeuge vor dem Orient: ein Gabriel de Mortillet läßt alle Errungenschaften der neolithischen Kultur, also der jüngeren Steinzeit, vom Orient her nach Südosteuropa und längs der Donau nach Mittel- und Westeuropa gelangen: nicht nur den Getreidebau und die Viehzucht, sondern auch die Vorstellungen über das Jenseits, die davon abhängigen Grabgebräuche, den Seelenglauben und Ahnenkult, mit einem Worte die neolithische Religion. Solche Meinungen sind durchaus noch nicht veraltet, denn ganz ähnlichen Anschauungen huldigen heute ja noch die Häupter der dänischen und der schwedischen Archäologenschulen, die am eifrigsten das Banner der Orients hochhalten.

Und Alexandre Bertrand, der frühere Direktor des französischen Nationalmuseums, sprach noch vor 20 Jahren nicht nur dieselben Ansichten aus, sondern verstieg sich sogar zu dem Paradoxon, bei dem wir nur lächeln können: „Ohne die Verbindung mit den großen Kultur-Mittelpunkten Asiens würde Frankreich wahrscheinlich heute noch in der Steinzeitkultur sich befinden.“

Auf den frühesten Indogermanen liegt etwas
von der Taufrische des Paradieses.

Alexander von Peez (1889).

2. Steinzeit[4]).

Megalithgräber, ihre Heimat in Nord- und Westeuropa, ihre Ausbreitung von Portugal längs der Küsten des Mittelmeeres nach Vorderasien. — Indogermanischer Leichenbrand in Mitteleuropa entstanden. — Nephrit- und Jadeitbeile aus dem mitteleuropäischen Hochgebirge, nicht aus Asien. — Das Pferd als Haustier zuerst bei den östlichen Nordindogermanen, erst von hier durch die Inder nach Vorder- und Südasien gebracht. — Erfindung der europäischen Schriftzeichen im steinzeitlichen Westeuropa; grundlose Überschätzung der Phönizier, die keine eigengeschaffene Kultur besessen haben. — Keramik der Nordindogermanen in ihren Entwicklungsstufen und Ausbreitungsgebieten; desgleichen der Südindogermanen. — Streithämmer; Feuersteinwaffen.

Hier hinein spielt die Frage des Ursprungs der europäischen Megalith-Grabmäler, jener hochmächtigen Bauwerke, die hauptsächlich in den an der Meeresküste gelegenen Landgebieten Nord- und Westeuropas, sowie Nordafrikas und Vorderasiens erscheinen. Es gab eine Zeit, wo man die Errichtung dieser großen Steingräber einem besonderen Volke zuschrieb und ihre eigenartige Verbreitung aus der fortschreitenden Ausbreitung dieses sogenannten Dolmenvolkes vom Orient her nach West- und Nordeuropa erklärte. Als dann diese Auffassung zu abenteuerlich erschien, schrieb man das Wandern dieser Grabformen einem in derselben Richtung von Südost nach Nordwest langsam wandernden Kultureinfluß zu. Doch auch diese Auffassung ist völlig unhaltbar geworden, aus zahlreichen Gründen. Zunächst erforderte ein solches Wandern eines bloß geistigen Kultureinflusses auf so weiten Wegen Zeiten von ganz gewaltiger Ausdehnung und hierfür läßt die jetzt in den Hauptzügen feststehende Zeitrechnung der vorgeschichtlichen Perioden Europas und Vorderasiens keinen Raum übrig. Vielmehr würden, wenn jene Auffassung vom Kulturwandern einen richtigen Kern hätte, daraus mit Notwendigkeit Folgerungen sich ergeben, die das aus Hunderten von festesten Bausteinen auf durchaus gesichertem Grunde errichtete Gebäude unserer vorgeschichtlichen Zeitrechnung mit den schwersten Erschütterungen, ja mit wahren Einstürzen bedrohten. Niemals kann jedoch eine weitausgreifende, tief und fest gesicherte und bisher allseitig bewährte wissenschaftliche Anschauung durch eine einseitig an einem Punkte haftende, unsichere Annahme umgeworfen oder nur gefährdet werden. Vielmehr muß eine solche unsichere Annahme bei dem Versuche eines ernsthaften Angriffes gegen die feste Burg der bewährten, sicheren Anschauungen machtlos zusammenbrechen[5]). Das zeigen in unserem Falle auch weitere Erwägungen. Denn wie wäre das gesonderte, vereinzelte Wandern einer Gedankenwelle von so reichem Inhalt, wie sie der Megalithgräberritus dar-

[4]) und [5]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 273 u. 277.



Abb. 1. Knebel, nahe Aarhus, Jütland: Dolmen mit kleinem Eingang und Steinkreuz auf kleinem Hügel.

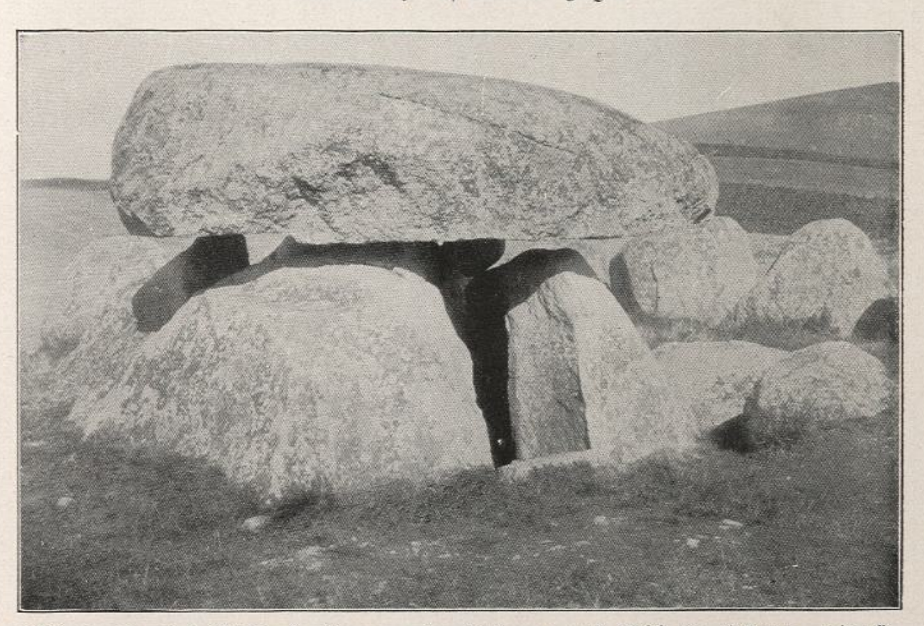


Abb. 2. Knebel, Jütland: Kammer des Dolmens vgl. Abb. 1: 5 Trag-, 1 Deck-, 2 Gangsteine.





Abb. 3. Südansicht. Abb. 4. Ostansicht.
Trebenow, Kr. Prenzlau, Uckermark. Dolmen, von 2 Seiten gesehen.

stellt, verständlich, wenn sie auf ihrem Wege nicht begleitet worden wäre von dem viel leichteren und schnelleren Wandern gleichzeitiger Kulturformen, die stofflicher Art sind: wie Formen von Gebrauchsgeräten, Waffen, Schmuck und dgl., was rasch von Hand zu Hand weiter gegeben werden kann? Ein solches Mitwandern stofflicher Dinge fehlt aber durchaus, wenn wir hierbei das Auge im Orient einstellen und den Blick auf Bewegungen gerichtet halten, die von dort aus nach dem Westen verlaufen sein sollen. Dagegen klären sich die Verhältnisse sofort in befriedigendster Weise, sobald wir nur den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen und Nord- und Westeuropa zum Ausgangspunkt der Bewegung nehmen. Denn in Nord- und Westeuropa erscheinen die Megalithgräber in weit



Abb. 5. Südbostel, Lüneburger Heide. Ganggrab „Sieben Steinhäuser".

älteren Perioden — nicht nur relativ, sondern absolut älteren —, als am Mittelmeer und im Orient; sie haben in Westen und Norden auch eine größere Mannigfaltigkeit der Formen, die trotzdem eine typologisch lückenlose Gliederkette ergeben und daher offenbar eine bodenständige Entwicklung bekunden (Abb. 1—10). In Nordafrika und Vorderasien dagegen besitzen sie weit weniger zahlreiche Abarten und ohne eine folgerichtige Entwicklung.

Die Übertragung des Megalithbaugedankens kann also nur in umgekehrter Richtung von Westeuropa nach dem Orient hin erfolgt sein. Zwar hängen angesehene Forscher Nordeuropas noch bei der entgegengesetzten, auf ungenügender Sachkenntnis beruhenden Annahme, — weil sie früher oft von ihnen ausgesprochen worden ist. Es ist ja eine Schwäche vieler, namentlich älterer Gelehrter, lange festgehaltene, sozusagen liebgewordene Ansichten selbst dann nicht aufzugeben, wenn sie durch den unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft

längst ihre Stützen verloren haben. Die vorgeschichtliche Archäologie ist nun aber glücklicherweise in Deutschland eine Wissenschaft von geradezu stürmischem Fortschrittslaufe, wo jeder Tag neue Errungenschaften bringt. Und so mußte sie, gedrängt durch neue Erkenntnisse, auch jene veraltete skandinavische Annahme einer orientalischen Herkunft der Megalithgräber aufgeben.

Gegenwärtig handelt es sich einmal um die Frage, wo innerhalb Europas der eigentliche Herd dieses merkwürdigen Steingräberbaues zu suchen ist, ob in Südwesteuropa, d. h. in Portugal, oder in Nordeuropa, d. h. an den Küsten und auf den Inseln am Südwestwinkel der Ostsee. Beide Anschauungen haben vieles für sich und jede von ihnen ist von tüchtigen Fachleuten verteidigt worden. Ohne Zweifel wird unsere Wissenschaft auch in dieser schweren Frage bald zu bestimmter Entscheidung gelangen.[6])

Muß die Vorgeschichte für das steinzeitliche Europa einen Orienteinfluß, der längs der Meeresküste vordrang, rundweg ablehnen, so ist dasselbe noch entschiedener der Fall für den Landweg

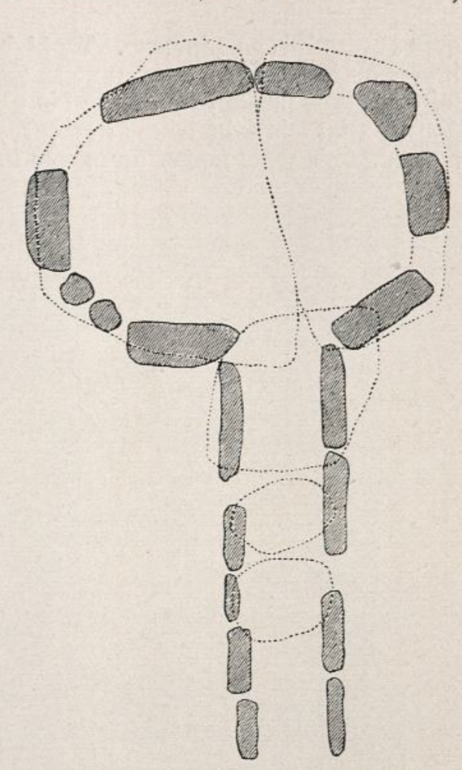


Abb. 6. Nordisches Ganggrab. Grundriß.

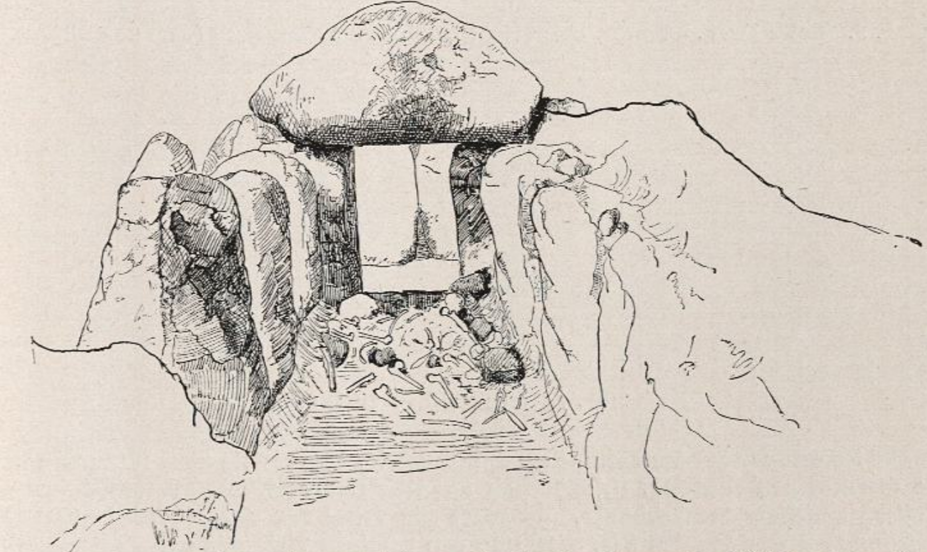


Abb. 7. Noregaard, Insel Lolland, Dänemark. Großes Ganggrab. Blick durch den Gang, worin Skelette, in die Kammer. (Nach Lienau: Mannusbibliothek 13.)

[6]) Siehe Anhang „Anmerkung" S. 277.

quer durch Europa hindurch. Wohl hat hier und da ein Schmuckstück — ich erinnere an die schönen, großen roten Spondylusmuscheln des Indischen Meeres — mittels des Handels seinen Weg bis nach Mitteleuropa gefunden, aber im großen ganzen zeigt die mittel- und nordeuropäische Steinzeit völlig selbständige Kulturformen, und zwar solche, deren wir uns wahrhaftig nicht zu schämen brauchen.

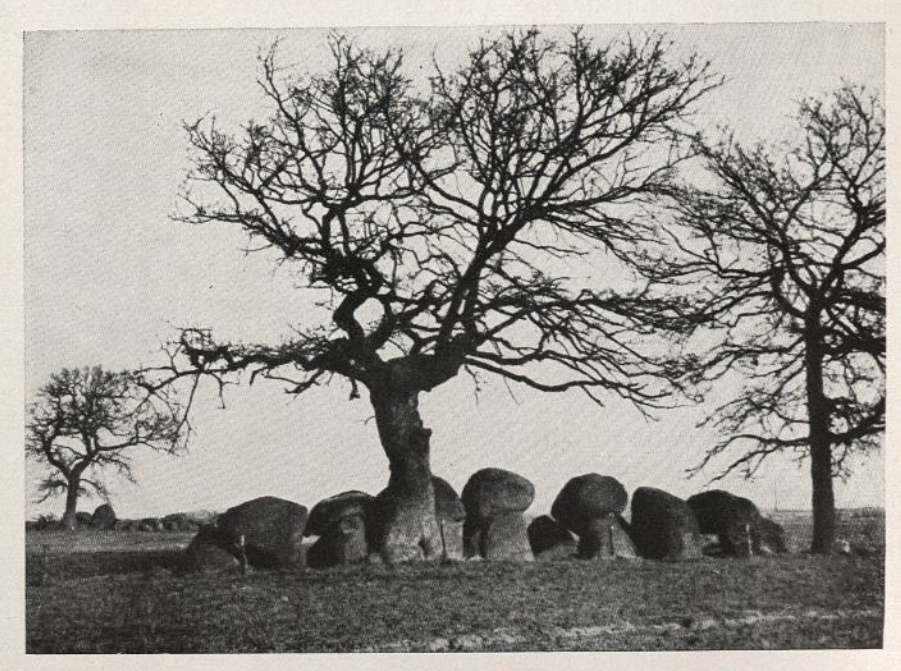


Abb. 8. Rolde Prov. Drenthe, Niederlande. Jüngeres Ganggrab (nach van Giffen).

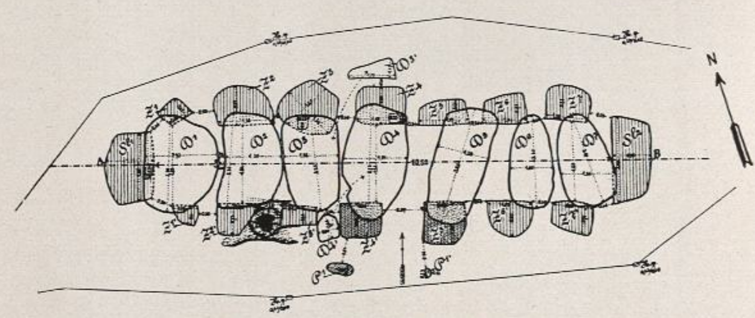


Abb. 9. Grundriß zu Abb. 8.

Auch hier gilt es, zunächst einige alteingewurzelte Vorurteile über Einwirkungen des Orients auf Europa, insonderheit auf Mitteleuropa, auszurotten.

Hierher gehört der Gedanke, als wäre die Sitte des **Leichenbrandes** vom Orient, etwa von Indien her, d. h. von den dortigen Ariern, zu den europäischen Indogermanen herübergekommen. Denn die Anfänge dieses Brauches, der bis zu seiner vollen Ausbildung Jahrtausende verlangt hat, lassen sich in Europa bis in die frühneolithische Epoche zurückverfolgen, also in eine Zeit, die nicht

nur viele Jahrtausende vor der Eroberung Indiens durch die Indier zurückliegt, sondern sogar vor die Indogermanisierung Mittel- und Nordeuropas fällt.

Gleicherweise hat sich eine andere Meinung von einem angeblich steinzeitlichen Orienteinfluß auf Europa längst als völlig unhaltbar herausgestellt — und dennoch wird sie von der skandinavischen Forschung immer noch als wenigstens teilweise berechtigt hingestellt. Ich denke dabei an jene Meinung, nach der die aus den Halbedelsteinen **Nephrit** und **Jadeit** hergestellten Beile, jene stets klein und unansehnlich in ihrer Gestalt, diese umgekehrt stets riesenhaft groß, von prachtvollster Form und von feinstem Schliff, wahre Kunstwerke, aus Asien, ja gar aus Ostasien nach Europa eingeführt worden sein sollten. Und doch würde schon ihre Verbreitung, die starke Anhäufung in der nordöstlichen Schweiz und das immerhin noch zahlreiche Erscheinen im ganzen Umkreise der Alpen, demgegenüber die große Seltenheit in den anderen Gebieten Europas, den Beweis liefern, daß es sich um mitteleuropäische Herkunft des Stoffes wie seiner Veredlung handeln muß. Auch wenn man nicht die längst als vorhanden vorausgesetzten Stellen — in den Alpen, wie anderwärts — entdeckt haben würde, wo diese seltenen und kostbaren Gesteinsarten nicht bloß als Geschiebe im Flußschotter, sondern als anstehender Fels im Hochgebirge sich befinden oder sich befanden[7]).

Ich erwähne endlich nur noch zwei Erscheinungen, die früher als Geschenke des Orients an Europa betrachtet wurden, nunmehr aber als Ureigentum Europas sich erwiesen haben.

Die eine ist der Erwerb des edelsten unserer Haustiere, des **Pferdes**, als Reit- und Zugtier des Menschen, von dem es jetzt feststeht, daß vielmehr umgekehrt die Indogermanen, genauer die südindogermanischen Arier, bei ihrer Umsiedlung von Europa nach Vorderasien es der semitischen Welt gebracht haben.

Gehen wir in die Heimat der Südindogermanen, das Donaugebiet, so fehlt in den dortigen Kulturen der Südindogermanen das Pferd vollständig in Österreich-Ungarn und erscheint in einer kaum nennenswerten Zahl von Funden, nämlich bisher nur in dreien, in Süd- und Westdeutschland und dies auch erst zur Zeit der spätesten Stufe, der Spiralmäanderkeramik. Dagegen mehren sich die Pferdefunde hier auffallend, sobald mit dem Einbruch der schnurkeramischen Bevölkerung im ganzen südlichen Mitteleuropa, auch in Nordösterreich, die Kultur der Nordindogermanen dort herrschend wird. Da das Pferd nun auch in Nordostdeutschland und Skandinavien bereits zur Ganggräberzeit oft zum Vorschein gekommen ist, so werden wir für das indogermanische Völkergebiet die Nordindogermanen, und zwar besonders die östlichen Stämme der Nordindogermanen als diejenigen zu bezeichnen haben, denen die Zähmung und Schulung des flüchtigen Steppentieres zu danken ist, sei es in Ostdeutschland, sei es in West- und Südrußland, wohin ja die ostdeutsche Abteilung der Nordindogermanen in zwei großen Zügen, die bis an den Schluß der Steinzeit anhalten, abwanderte, um dort gerade mit den Ahnen der Indoiranier, den Trägern der osteuropäischen bemalten Keramik, in engste Berührung zu treten[8]).

Die zweite Erscheinung ist eine Kulturtat von noch viel höherer Bedeutung: die Erfindung der **Schrift** oder vielmehr unserer, der europäischen Schrift.

Die Erfindung unserer Schrift schreibt man gemeinhin immer noch dem sogen. Kulturvolk der **Phönizier** zu, einem Volke, das tatsächlich nicht die geringste Kulturschöpfung sein eigen nennen darf, sondern nur während ganzer zwei Jahrhunderte, nämlich vom 10.—8. Jahrhundert, also gerade in der Zeit der eigent-

[7]) und [8]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 278.

lichen Entstehung der homerischen Gedichte, eine beherrschende Stellung im Schiffsverkehr und Seehandel des Mittelmeeres, nicht aber über dessen Grenzen hinaus, eingenommen hat. Der phönizische Handel löste im 10. Jahrhundert den voraufgegangenen großartigen Handel der Träger der kretisch-mykenischen Kultur ab und mußte seinerseits im 7. Jahrhundert dem griechischen weichen. So wird es erklärlich, daß im 9. Jahrhundert, als die homerischen Gesänge entstanden, die noch auf ihr Insel- und Küstengebiet beschränkten Griechen vom ganzen großen vorderasiatischen Kulturgebiet nichts als die damals die Seefahrt beherrschenden Phönizier kannten. In ihnen sahen die Griechen Homers daher nicht nur die Träger der gesamten Orientkultur, sondern auch die Schöpfer aller der gewerblichen und kunstgewerblichen Erzeugnisse, die die Phönizier, sei es im Osten, sei es im Westen des Mittelmeers, durch Handel und oft durch weiten Zwischenhandel erwarben und weiter vertrieben. Zieht man nun in Erwägung, welch gewaltigen Einfluß Homer auf das Kulturleben der Griechen geübt hat, wie er mit seiner Gedankenwelt das Griechenvolk nach der geistigen Seite hin, besonders auch in religiöser Beziehung, erst zu dem Einheitsvolk der Hellenen gemacht hat, wie er dem Griechentum mindestens das gewesen ist, was den christlichen Völkern die Bibel war, so kann man sich nicht wundern, daß die Phönizier seit Homer den Griechen in derjenigen Rolle sich verewigten, die sie zur Zeit ihrer kurzen Blüte im homerischen Zeitalter gespielt haben.

Die Erfindung unserer Schrift ist eine Kulturtat von so unermeßlicher Tragweite, daß die Phönizier allerdings stolz darauf hätten sein können, — wenn sie ihr Werk gewesen wäre. Diese Sage, gegen die man schon im Altertum, besonders auf Kreta, entschieden ankämpfte, hat sich neuerdings als eine der schlimmsten Geschichtslügen entpuppt, die wir kennen.

Bereits aus ziemlich frühen Abschnitten der jüngeren Steinzeit, also etwa 4000 Jahre vor Chr., kennen wir aus portugiesischen Megalithgräbern Beigaben von kleineren Steinen, die mehrzeilige Inschriften in Buchstaben tragen. Diese Buchstaben leben in gleicher Gestalt und meist auch in gleicher Lautbedeutung einesteils in der bronzezeitlichen und den eisenzeitlichen Schriftsystemen der iberischen Halbinsel fort, anderenteils zeigen sie sowohl mit den germanischen Runen, als auch mit den auf Kreta entdeckten alten ägäischen Alphabeten die schlagendsten Übereinstimmungen.

Während nun in West- und Nordeuropa diese nur zu religiösen Zwecken verwendete Buchstabenschrift strenge Lautschrift war, herrschte im ganzen Orient, von Ägypten bis China, ursprünglich die unvollkommene reine Bilderschrift, später die von den nichtsemitischen Sumerern daraus gebildete Keilschrift, deren Zeichen nur Wort- oder Silbenwert besaßen, nicht den europäischen Lautwert. Diese Bilder- und Keilschrift brauchte man im Orient zugleich im ausgedehntesten Maße für das Geschäftsleben des Alltags.

Die aus einem Gemisch einer schwachen, indogermanischen Herrenschicht und einer an Zahl sehr überwiegenden orientalischen (kleinasiatischen) Urbevölkerung entstandene ägäische Bevölkerung ging nun dazu über, die indogermanischen Lautzeichen gleichfalls für das tägliche Leben zu gebrauchen, legte ihnen aber nun auch in orientalischer Weise Silbenwertung unter. Erst das später in Griechenland eingewanderte nordische Griechenvolk brachte wieder die alteuropäische Lautgeltung seiner Schrift zu überlegener Herrschaft. Und nun, d. h. erst um 900 v. Chr. herum, vertauschten auch die Westsemiten, Phönizier und Hebräer, ihre alte, unbeholfene Keilschrift mit den ausgebildeten ägäischen Schriftzeichen, eigneten sich aber von diesen nur die Konsonanten an, zu denen der jedesmal passende Vokal erst ergänzt werden mußte.

Die phönizische Schrift stellt sich danach als ein Mittelding dar zwischen Silben- und Buchstabenschrift, und es leuchtet nun jedermann ein, daß es unmöglich ist, den Phöniziern irgendwelchen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der europäischen Schrift zuzuschreiben, am allerwenigsten den der Durchführung einer strengen Lautschrift, da sie diese ja selbst gar nicht besaßen.

Die griechische Sage von den Verdiensten der Phönizier um die Schrift müssen wir also auf dasselbe Brett stellen, wie alle die übrigen Wunderdinge von jenen Großtaten der Kultur, die eine irregeleitete Überlieferung des Altertums und eine



Abb. 10. Verbreitung der großen Steingräber in Norddeutschland, Ostdänemark und Südwestschweden (nach Aberg).

diese Überlieferung unkritisch noch übertreibende, gefühlsselige Anschauung der Wissenschaft früherer Jahrzehnte den Phöniziern nachrühmen wollte. Erst die heutige Wissenschaft hat sich völlig frei zu machen verstanden von den Folgen des Zufalls, daß man in der Beurteilung der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Phönizier bisher nur auf die naive Anschauung der Griechen des homerischen Zeitalters angewiesen war.

Um nun jene ebenso selbständig entwickelten, wie hoch vollendeten, dabei in regster Lebendigkeit sich ständig umgestaltenden Formen der mitteleuropäischen Steinzeit dem Leser vor Augen zu führen, zeige ich einiges von der Keramik und von den Steinwaffen dieser Kultur.

zunächst die Keramik. Und zwar führe ich erst die Nordindogermanen ganz Mitteleuropas, dann die Südindogermanen des Donaugebiets und ihre von hier aus nordwärts nach Mitteleuropa und ostwärts bis nach Südrußland, ja nach Vorderasien sich ausbreitenden Verzweigungen vor.

Bei den Nordindogermanen gehe ich aus von der ältesten Kulturgruppe Norddeutschlands, in der die Keramik zu voller Entwicklung gelangt ist, der Gruppe der Megalithgräber, um dann die späteren Gruppen nordindogermanischer Kultur anzuschließen, die aus der Megalithkultur hervorgehen, sobald diese nach Mittel- und Süddeutschland, sowie ins Donaugebiet ausstrahlt.

Es scheiden sich hier fünf große Landschaften und innerhalb dieser wiederum fünf einander ablösende Kulturstufen. Die fünf Landschaften sind das dänische Gebiet, Nordwestdeutschland, Elb-Saale-Gebiet, Elb-Oder-Gebiet, Nordostdeutschland nebst Südrußland. Wie weit die fünf Stufen der megalithischen Gräberkultur in jedem dieser Gebiete vertreten sind und in welcher Gestalt sie sich dort darstellen, kann am besten aus der beigegebenen Tabelle I (S. 16f.) ersehen werden. Während die Frühstufe in ihrem ersten Abschnitte (I a) fast nur in Dänemark, in ihrem zweiten (I b) auch im Nordwesten und im Elb-Saale-Gebiet erscheint, gesellt sich der Nordosten erst in der Stufe II jenen älterbesiedelten Gebieten zu. Und zwar verdankt der Osten seine Besiedlung wahrscheinlich einer Ausstrahlung mit beschränkter Kultur-Auswahl aus dem dänischen Megalith-Gebiete. Ebenso löst sich eine andere Bevölkerung mit einem gleichfalls beschränkten, aber anders gewählten Ausschnitt der gleichen Megalithkultur aus Nordwestdeutschland (Westhannover, Westfalen, Oldenburg) ab. Dieser Strom geht zunächst ins linksseitige Elb- und Saalegebiet, später von hier nach dem westlichen Süddeutschland: diese beiden aus gleicher nordwestdeutscher Quelle geflossenen Kulturen faßt man unter dem Namen des Rössener Stiles zusammen und unterscheidet Elb-Saalisches Rössen von südwestdeutschem (Niersteiner) Rössen.

Der Elb-Saale-Zweig der Rössener Kultur stirbt hier ohne Nachfolge ab, während die frühe Mittelelb-Megalithkultur aus der Stufe I b in diesem Gebiete eine reiche Folge von Tochterkulturen der Stufe II gebiert. Von Norden nach Süden folgen sich hier mit vielfacher Überschneidung ihrer Bereiche die drei Abarten, jüngerer Mittelelb-Megalithstil, Anhalter (Latdorfer) Stil und Vorstufe der Schnurkeramik, und dazu gesellen sich als vierter und fünfter Zweig die von Westbrandenburg aus sich ausbreitende Kultur der norddeutschen Kugelflaschen und der dem Anhalter nachverwandte Burg-Molkenberger Stil.

In Stufe III zeigen sich nur noch die jüngeren Erscheinungen der beiden letztgenannten Kulturen, d. h. der Kugelflaschen und der Schnurkeramik, während in IV in die allein noch übrigen Ausklänge der Schnurkeramik sich der fremdartige Zustrom der westeuropäischen Glockenbecherkultur mischt.

Andere Schicksale erlebt die Rössener Kultur der Stufe II in Südwestdeutschland, wo sie auf eine weit dichtere Besiedelung und daher auf stärkere kulturelle Widerstände und Beeinflussungen durch die südindogermanische Urbevölkerung stößt, als es bei der Elb-Saale-Verwandten der Fall war. Durch innige gegenseitige Durchdringung der ältesten Kultur der Südindogermanen am Oberrhein, die wir den Hinkelsteintypus nennen, einerseits und der nordwestdeutschen Rössener Kultur anderseits entwickeln sich hier die drei Stufen der südwestdeutschen Stichkeramik, nämlich der Friedberger, Eberstadter und Großgartacher Stil.

Mit dem künstlerischen Höhepunkt dieses letzten Stiles und vielleicht schon des Eberstadter Stiles hat sich aber die Lebenskraft des nordwestdeutschen, also nordindogermanischen Bevölkerungszustroms verbraucht und schon erschöpft. Die nun

an das Ende der süddeutschen Stichkeramik sich anschließende Kultur, die beiden Abstufungen der Spiral-Mäanderkultur, zeigen wieder voll das Gesicht südindogermanischer Art. Zwar die Abart des Plaidter Typus wird noch durch reiche Ziermuster in der voraufgehenden Technik des Stiches charakterisiert, bei der Abart des Flomborner Typus ist aber auch der letzte Ausklang von Rössener Einflüssen verhallt und es erscheint auch in Süddeutschland die nach Form wie Verzierung vollkommen reine Art der durch das ganze Donaugebiet verbreiteten spiral- und mäanderkeramischen Kultur, getragen von der wieder emporgekommenen ungemischten südindogermanischen Bevölkerung. Aber auch diese spiralkeramische Kultur wird in ganz Mitteleuropa und auch im südwestrussischen Gebiet, nicht aber in Ungarn und im Balkangebiet, durch eine neu einbrechende Welle nordindogermanischer Kultur, durch die den Schlußakkord der Steinzeit bedeutende schnurkeramische Ausbreitung verdrängt.

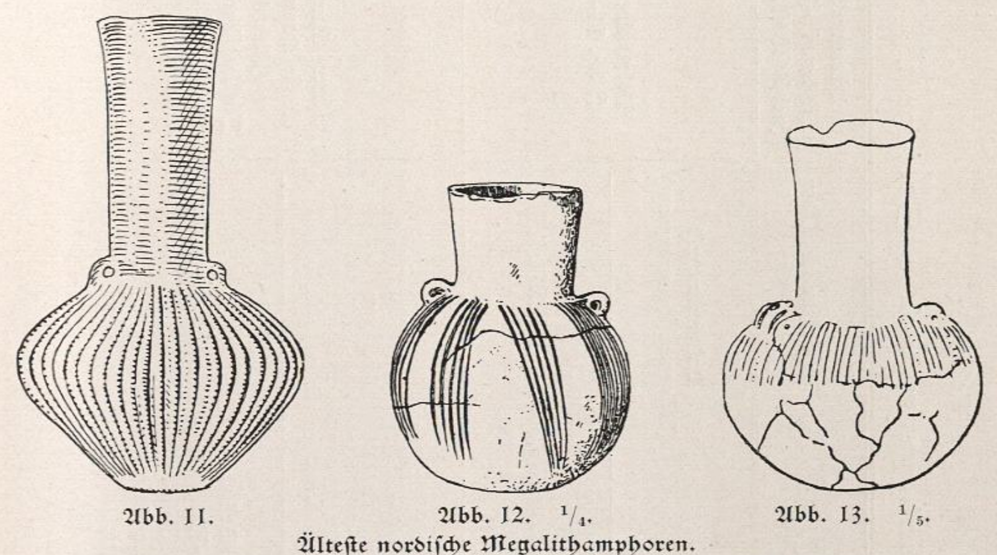


Abb. 11. Abb. 12. 1/4. Abb. 13. 1/5.

Älteste nordische Megalithamphoren.
11. Dänemark (nach S. Müller). 12. Schleswig-Holstein (nach Mestorf).
13. Hjortegaarden, Amt Frederiksborg, Seeland (nach Madsen).

Nach dieser in großen Zügen gegebenen Übersicht über die Geschichte der auseinander herauswachsenden und einander verdrängenden Kulturen, hinter denen überall bestimmt umgrenzte Stammesverbände als ihre Schöpfer stehen, sei auf das Einzelne näher eingegangen.

Aus der Frühstufe (I a) sind nur die Trichterbecher, Kragenfläschchen und langhalsigen Amphoren mit Kugelbauch des dänisch-schleswig-holsteinischen Gebiets der Megalithkultur bekannt (Abb. 11—13)[9]. Im weiteren Verlaufe zeigt das dänische Gebiet stärkste Verwandtschaft mit dem von ihm kolonisierten Nordwestgebiet.

Der Napf (Abb. 14), das Kragenfläschchen (Abb. 18), die gradwandige Schale (Abb. 19), die mit vier Griffzapfen versehene gewölbwandige Schale mit Standring (Abb. 15, 17), die dieser Schale ähnliche Vase (Abb. 16) und der Trichterrandbecher (Abb. 23—25) sind charakteristische Beispiele der nordwestdeutsch-dänischen Megalithkeramik der Stufen I b und II. Sie zeichnen sich aus durch

[9]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 278.

Tabelle I:

Nordindogermanische Steinzeit.

	Nordwestdeutschland	Westliches Mittel-Elbe- und Saalegebiet	Zwischen Elbe und Oder	Dänemark und Schleswig-Holstein (nebst Südschweden)	Nordostdeutschland (nebst West- und Südrußland)
I 4000 bis 3200 vor Chr.	I a —	—	Dolmenkeramik (Rügen u. Vorpommern)	Dolmenkeramik (Abb. 11—13)	—
	I b Übergang von Dolmen zu Hünenbetten (Abb. 1, 2; 26, 28)				—
II 3200 bis 2800 vor Chr.	II a Hünenbetten; Megalithkeramik (Abb. 14—19); Urform des Rössener Stils (Abb. 15, 16)	1. Hünenbetten 2. Ältere Mittelelb-Megalithkeramik (Abb. 26, 28)	—	Ältere Ganggräber, älteste Doppeläxte (Abb. 113) Jütländische Untergräber, älteste jütländische Streitäxte	—
	II b —	1. Rössener Stil (Abb. 72—73) 2. Vorstufe der Schnurkeramik (nur mit Stichverzierung); (Abb. 41, 43, 44)	Ältere Mittelelbmegalithkeramik (Abb. 26, 28)		1. Megalithkeramik (Trichterbecher, Kragenfläschchen); Streitäxte vom sechseckigen Typus (Abb. 60—61; 119) 2. Älteste ostdeutsche Kugelflaschen (Abb. 62, 63)

	Nordwestdeutschland	Westliches Mittel-Elbe- und Saalegebiet	Zwischen Elbe und Oder	Dänemark und Schleswig-Holstein (nebst Südschweden)	Nordostdeutschland (nebst West- und Südrußland)
III 2800 bis 2500 vor Chr.	Hügelgräber mit hohen schlanken, am Oberteil verzierten Bechern	1. Jüngere Mittelelb-Megalithkeramik (Abb. 27, 29—36) 2. Kugelflaschen 3. Hochstufe der Elb-Saale-Schnurkeramik (Abb. 46—49, 51—53) sächsisch-thüringische vielkantige Streitäxte (Abb. 124) (4. Schönfelder Stil)	1. Norddeutsche Kugelflaschen 2. Burg-Molkenberger Stil (Abb. 37—40) 3. Streitäxte mit flacher Oberseite („Meckl.-Brandenburgischer" Typus: Abb. 116, 117, 120)	Jüngere Ganggräber (Abb. 5—8) und jüngere Doppeläxte (Abb. 115); jütländ. Bodengräber und mittlere jütländ. Streitäxte (Abb. 122); Bootaxt-Vorstufen (Abb. 121); Feuerstein-Hohlmeißel	Kugelflaschen (Abb. 63, 64); ältere Oder-Schnurkeramik, Hochstufe (Abb. 69 bis 72) 3. Pfahlbaukultur in Oberösterreich und Krain 4. Tiefstichkeramik in Slawonien
IV 2500 bis 2200 vor Chr.	1. Hügelgräber mit hohen Zonenbechern (Abb. 54) [2. Glockenbecher (Abb. 55)]	1. Anhalter (Latdorf-Bernburger) Stil (Abb. 29—31) 2. Jüngste Schnurkeramik 3. Zonenbecher (Abb. 54) (4. Glockenbecher)	1. Anhalter Stil 2. Jüngste Schnurkeramik 3. Jüngere Kugelflaschen	1. Jüngste Ganggräber 2. Jütländische Obergräber; Bootäxte (Abb. 121)	1. Jüngere Oderschnurkeramik (Abb. 68, 125) [2.(Glockenbecher (Abb. 55)]
V 2200 bis 1900 vor Chr.	leer	Frühe Bronzezeit I a und I b Vor- und Hoch-Aunetitzer Stil	Frühe Bronzezeit I a und I b Vor- und Hoch-Aunetitzer Stil	Steinkisten u. jütländische Oberstgräber mit Dolchen (Abb. 128) und herzförmigen Pfeilspitzen aus Feuerstein. Sichelklingen aus Feuerstein (Moorfunde)	Frühe Bronzezeit I a und I b

Tabelle 2:

Südindogermanische Steinzeit.

	Südwestdeutschland		Nordwestdeutschland	Ostdeutschland nebst Nordösterreich
	1. Südindogermanisch	2. Nordindogermanisch	Nordindogermanisch	Südindogermanisch
I b	—	—	Dolmen	—
II a	Älterer Hinkelsteinstil (Abb. 75)	—	Mittlere Megalithkultur (Ältere Ganggräber in Skandinavien)	Ältere Spiralkeramik (Abb. 99—100, 109)
II b	Jüngerer Hinkelsteinstil (Abb. 76, 77)	1. Rössener (Nierstein-Heidelberger) Stil (Abb. 74, 78, 92) 2. Friedberger Stil (Abb. 80, 81)		Ältere Stichreihenkeramik
III a	Ältere Spiralkeramik (Flomborner Stil) (Abb. 93—98)	Eberstadter Stil (Abb. 82—87)	(Jüngere Ganggräber in Skandinavien)	Jordansmühler Stil (Abb. 103—104) (vgl. Jordansmühl Grab 20 und 28)
	Jüngere Spiralkeramik (Plaidter Stil) (Abb. 101—102)	Großgartacher Stil (Abb. 88—91)		Jüngere (Plaidter) Spiralkeramik (Abb. 108, 110—111)
III b	—	Jüngere Schnurkeramik (Abb. 51—53)	—	Jüngere Stichreihenkeramik (Abb. 105—107)
IV	(Glockenbecher)	Zonenbecher	1. Zonenbecher (Abb. 54) [2. Glockenbecher (Abb. 55)]	(Glockenbecher)
V	—	Frühe Bronzezeit	—	—

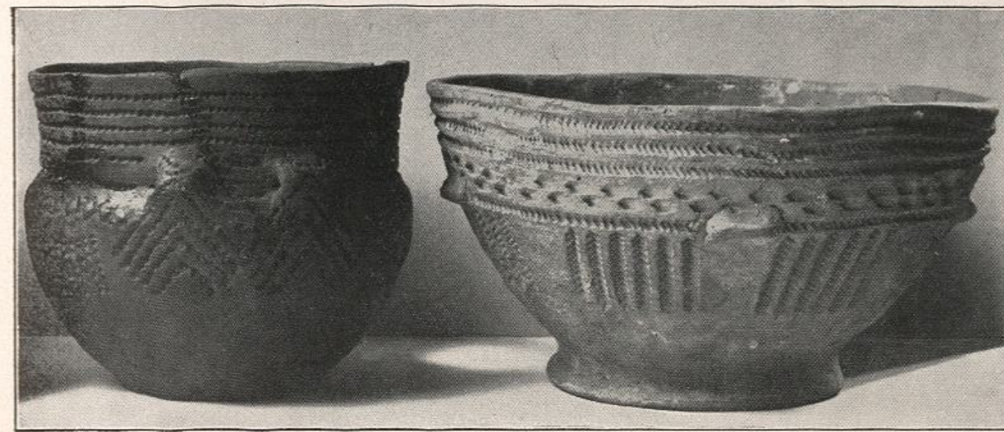


Abb. 14. 1/3 Abb. 15.



Abb. 16. 1/3.



Abb. 17. 1/3.

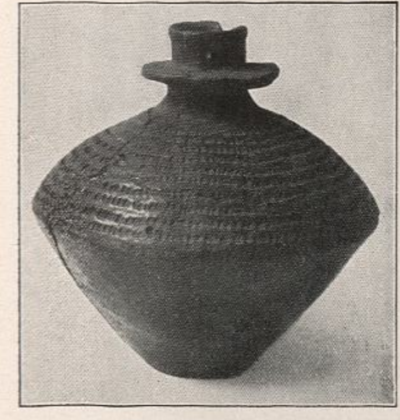


Abb. 18. 1/2.



Abb. 19. 1/3.

Gefäße aus nordwestdeutschen Megalithgräbern (Prov. Hannover u. Westfalen). Stufe I b u. II. Abb. 14. Giersfeld bei Ankum, Kr. Bersenbrück. Abb. 15. Osnabrück. Abb. 16 u. 17. Seeste, Kr. Tecklenburg. Abb. 18. Lohne, Kr. Lingen. Abb. 19. Driehausen, Kr. Osnabrück. (14, 15, 18, Originalaufnahmen; 16, 17, 19, nach Präh. Zeitschr. I, Taf. IX, X.)

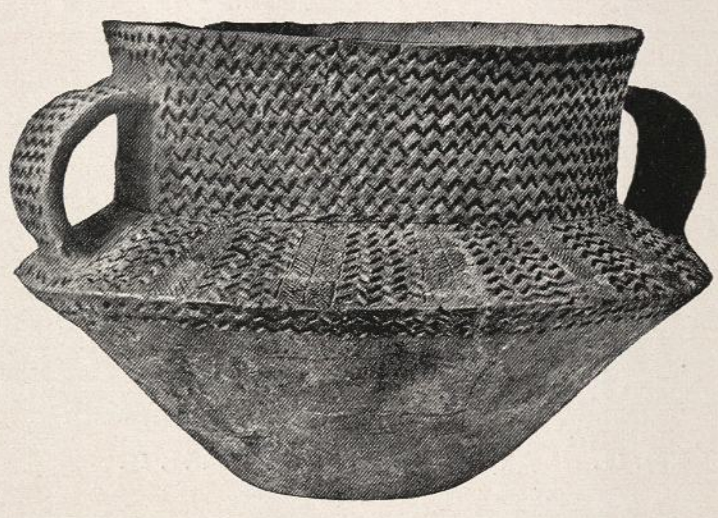


Abb. 20. Megalithgefäß von Hagebrogaard. „Großer Stil" (nach Sophus Müller.)

tiefst eingestochene, einst mit weißer Füllung zu schöner Farbenwirkung gebrachte Ziermuster, auf der älteren Stufe (Ib) außerdem durch scharfkantige Profilierung in der äußeren Formgebung, vielfach auch durch einen dem runden Boden des Gefäßes untergelegten Standring.

Die lange Reihe der Becher soll veranschaulichen, wie aus den alten eckigen Megalithformen (Abb. 23—25) von geringerer Größe schlankere Formen sich entwickeln, die in immer weicher werdender Umrißlinie geschwungen sind. Zugleich geht bei diesen jüngeren Formen das Bauchornament allmählich ein, indem die langen senkrechten Furchen sich bis zu kleinen Komma-Einstichen verkürzen und dann ganz verschwinden, um einer reichen Halsverzierung Platz zu machen. Während Abb. 47 u. 49 die Abkömmlinge jener Becher veranschaulichen, die sich innerhalb der mitteldeutschen Schnurkeramik herausbilden (Stufe III und IV), zeigt Abb. 54 jenen im nordwestdeutschen Heimatgebiet selbst entstandenen Abkömmling, den man wegen der oft zonenartigen Verteilung der Ziermuster auf dem Körper des Gefäßes passend „Zonenbecher" nennen kann. Zu vermeiden ist jedoch die heute überall noch übliche Verwechslung dieser hohen schlanken Becher Nordwest- und Westdeutschlands mit den gleichfalls zonenartig verzierten, aber niedrigen und breiten Bechern von Glockenform, die einen ursprünglich westeuropäischen, dann aber auch über Mitteleuropa verbreiteten Typus aus einer völlig abweichenden Kultur- und Stammesgruppe darstellen („Glockenbecher" Abb. 55).

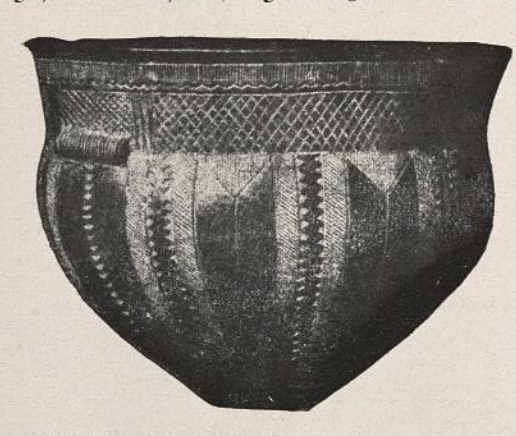


Abb. 21. Trichterschale von Skarpsalling, Nordjütland. „Schöner Stil" (n. S. Müller.)

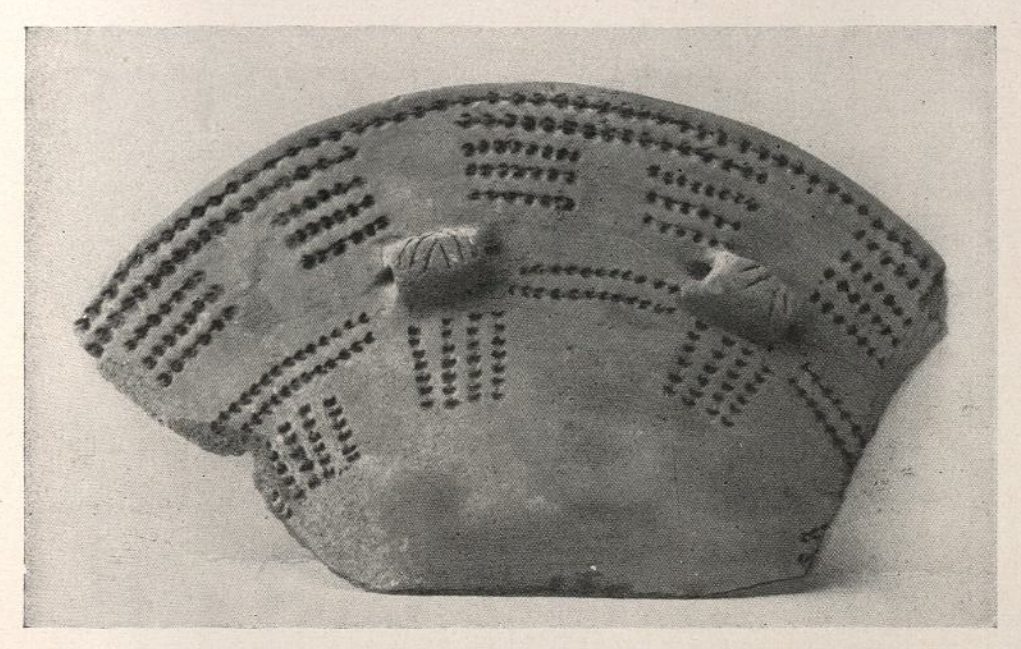


Abb. 22. Mehringen, Kr. Lingen, Prov. Hannover. Scherbe mit Tiefstichzier. Mus. Osnabrück.



Abb. 23. 12 cm hoch.

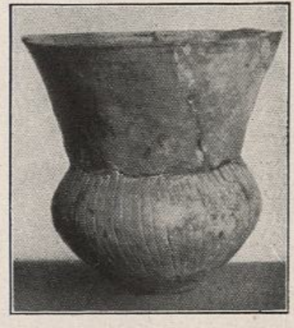


Abb. 24. 12,5 cm hoch.



Abb. 25. 10 cm hoch.

Abb. 23—25. Becher aus nordwestdeutschen Megalithgräbern. Stufe Ib u. II.
Abb. 23. Vechta in Oldenburg; Mus. in Detmold. Abb. 24, 25. Kloppenburg in Oldenburg; Mus. in Braunschweig Nr. 1314 und 1317. Beachte bei Abb. 24 das doppelte Zickzackband am Innenrande.

Wenn Mischformen beider Arten von Bechern im ganzen Rheingebiet, in Holland und England zahlreich auftreten, so ist das für den Kenner nicht wunderbar, zumal auch die menschlichen Schöpfer jener Mischformen vielfach einer Mischung entstammten, die sich aus zwei verschiedenen Rassen zusammensetzte[10].

[10]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 279.



Abb. 26. $^{1}/_{3}$. Ältere Mittelelb-Megalithkeramik. Walternienburg, Kr. Jerichow I; Prov.-Mus. Halle (nach Reuß).



Abb. 27. $^{1}/_{4}$. Jüngere Mittelelb-Megalithkeramik. Walternienburg, Kr. Jerichow I (nach Niklasson)

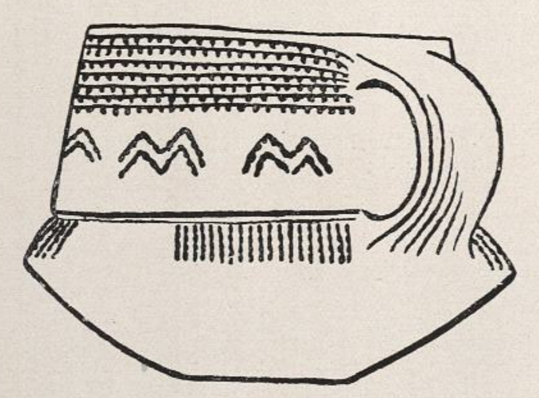


Abb. 28. $^{1}/_{3}$. Ältere Mittelelb-Megalithkeramik. Satzkorn, Kr. Osthavelland, Prov. Brandenburg (nach Brunner: Nachr. ü. d. Alt. 1899, 40).



Abb. 29. $^{1}/_{6}$. Anhalter Stil. Friedeburg bei Wettin, Mansfelder Seekreis (1823); „Steingewölbe"-grab in Hügel.

Zum Teil schon außerhalb des eigentlichen Bereiches ältester Megalithgräber, jedoch gleichzeitig mit ihnen entwickelte sich zu beiden Seiten der mittleren Elbe, besonders aber im Gebiete zwischen Harz und Elbe und südwärts davon eine in manchen Stücken der vorigen gleiche, in andern abweichende Kultur und Keramik. Es ist das die Abteilung, die ich als **Mittelelb-Megalithkeramik** zu bezeichnen pflege. Auch hier finden sich zuerst die scharfkantig profilierten Formen, vor allem bei den vielösigen, reichverzierten Amphoren mit hohem Halse, die ausschließlich dem Elbgebiete eigentümlich sind, und bei den ältesten Henkeltassen, die ebenso hier wie im norwestdeutsch-dänischen Bereiche zu Hause sind (Abb. 26, 28)[11].

Beide Formen, Amphoren wie Henkeltassen, gehen in weiterer Entwicklung (Tabelle I, Reihe III), die ich **jüngeren Mittelelb-Megalithstil** zu nennen pflege, in flachgestreckte, einfach doppelkonische Gestalt über (Abb. 27, 29, 30), bei der jedoch die frühere Einknickung am Halsansatze oft noch als scharf gezogene

11) Siehe Anhang „Anmerkung" S. 279.

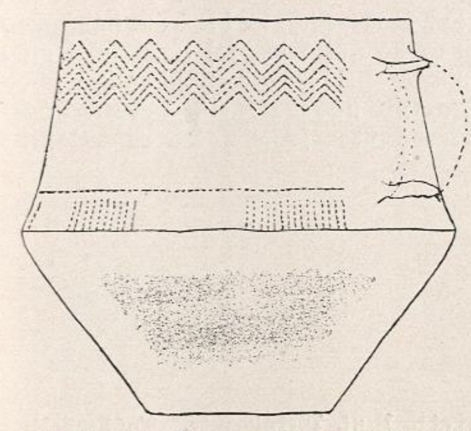


Abb. 30. $^{1}/_{4}$. Jüngere Mittelelb-Megalithkeramik. Päwesin, Kr. Westhavelland (nach Brunner, steinz. Keramik): Grabfund in Gesellschaft eines Gefäßes wie Abb. 27; man beachte die Horizontalfurche über dem Bauchumbruch, den ornamentalen Rest des ehemaligen Knickes am Halsansatz des Typus Abb. 28.



Abb. 31. $6^{1}/_{2}$ cm hoch. Anhalter (Latdorfer) Stil. (Kossinna: Mannus IV, 33.)

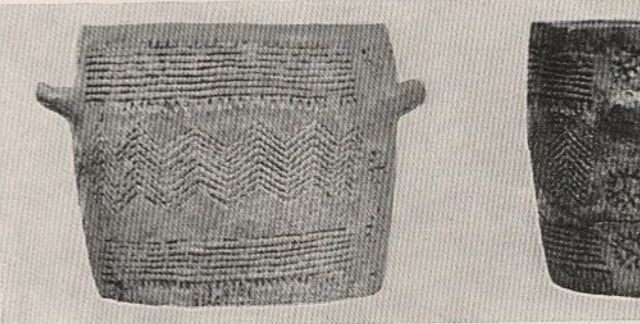


Abb. 32. 9 cm hoch. Jüngerer Mittelelb-Megalithstil. Tonnengefäß. Heiligental, Mansfelder Seekreis. (Rauch: Hallische Jahresschrift X.)





Abb. 33. Zwillingsgefäß. Jüngerer Mittelelb-Megalithstil. Walternienburg, Kr. Jerichow I.

Horizontalfurche fortlebt (Abb. 27). Die Gefäße Abb. 37—40 gehören einer noch jüngeren Stufe an, die dem bald zu nennenden Anhalter Stil parallel läuft, jedoch im wesentlichen auf Nordbrandenburg beschränkt ist: das ist der **Burg-Molkenberger Stil**. Abweichend ist hier die Verzierungstechnik; neben dem

alten Furchenstich erscheint noch der Kreuz- und Bogenstich, die beide am häufigsten im Kulturkreise der Kugelflaschen (s. unten S. 30 und Abb. 56) anzutreffen sind.

Kurz ehe nun die Stufe II der Mittelelb-Megalithkeramik erreicht war, schob sich über die Landschaften im Westen von Mittelelbe und Saale eine Bevölkerungs- und Kulturwelle aus dem megalithischen Nordwestdeutschland. Die Hinterlassen-

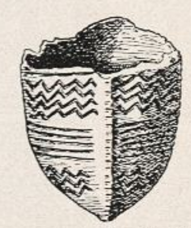
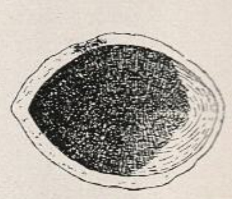
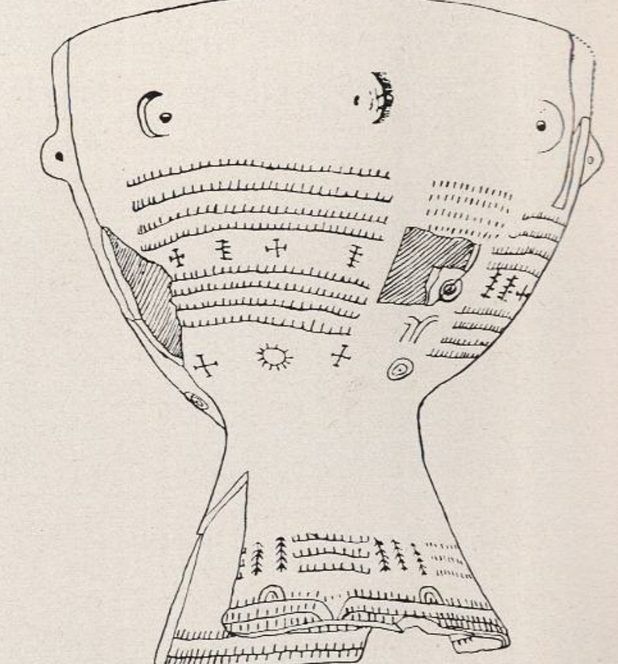




Abb. 34. Etwa 1/3. Harsleben, Kr. Halberstadt. Mus. Wernigerode. Taschengefäß.



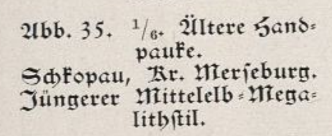


Abb. 35. 1/6. Ältere Handpauke. Schkopau, Kr. Merseburg. Jüngerer Mittelelb-Megalithstil.

Abb. 36. 1/3. Jüngere Handpauke. Verzierung weiß eingelegt. Hornsömmern, Kr. Langensalza. Anhalter (Latdorf-Bernburger) Stil.

schaft ihrer Kultur haben wir in dem Rössener Typus vor uns, der seinen Namen dem bei Rössen nahe Merseburg belegenen berühmten Skelettgräberfelde dieses Stiles verdankt. Eine Hauptform dieser Kultur ist die Fußvase (Abb. 73), wie sie sich aus der nordwestdeutschen Megalithvase (Abb. 16) entwickelte: ein Prachtgefäß, dessen Wandung teppichartig dicht bedeckt ist mit reichster Musterung im megalithischen Stile. Ausgeführt wird diese Musterung meist in der nunmehr aufkommenden Technik des Doppelstiches, bei dem die Stichverzierung mittels

eines doppelspitzigen Griffels hergestellt wird. Unter den sonstigen zahlreichen Gefäßarten dieses Stils, auf die ich hier nicht näher eingehen will, werden wir bei seinem rheinischen Zweige noch den sehr häufigen kugeligen Napf und die Schale mit Standring kennenlernen, beide mit stark eingekehltem glatten und unverzierten Halse und hochliegendem Schulterknick, von dem aus die Verzierung über den Bauch herabläuft (Abb. 78, 79). Die beiden Gefäßarten erscheinen ebenso im Saalezweig der Rössener Kultur (s. S. 35).

Aus der alten Mittelelb-Megalithkeramik entwickelte sich, wie wir sahen, in der Altmark und zwischen Harz und Saale der Stil, den man jüngere Mittelelb-

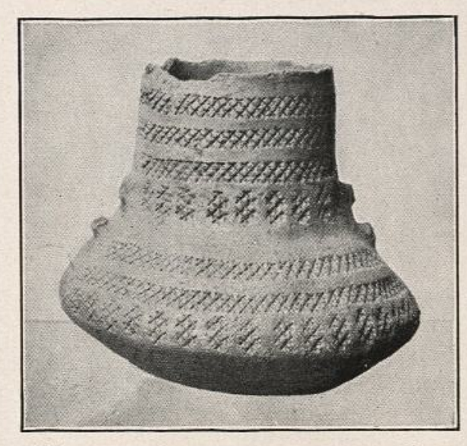


Abb. 37. Butzow, Kr. Westhavelland. Burg-Molkenberger Stil. Mus. Berlin.



Abb. 38 und 39. Molkenberg-Burger Stil. Burg bei Magdeburg. Mus. Burg. (Original-Aufnahme.)

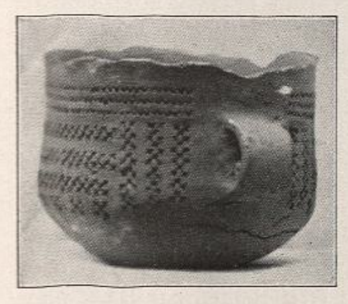


Abb. 40. Burg, Kr. Jerichow I, Prov. Sachsen. Burg-Molkenberger Stil. Mus. Burg.

Megalithkeramik nennen kann, und aus diesem entstand ebendort und in dem südlich anschließenden Gebiete der Anhalter oder Latdorfer Stil, der eine große Zahl kleiner Gefäßformen mit dem nördlicheren Bruder gemein hat, wie die doppelkonischen Henkeltassen mit scharfem Bauchknick (älter) oder mit ausgeglichener Wölbung (jünger) (Abb. 29 und 31), den Krug (Abb. 42) und die ungehenkelten Gefäße. Eigenartige Formen sind eine Art Hängegefäß, das beiderseits eine Reihe senkrecht durchbohrter scharfer Zapfen trägt und zuweilen als „Lichtfaß" bezeichnet worden ist (Abb. 32) und besonders die merkwürdigen symbolverzierten Trommeln oder richtiger Handpauken



Abb. 41. 16 cm hoch. Baalberge bei Bernburg (nach Originalphotographie). Vorstufe der Schnurkeramik.



Abb. 42. Etwa 1/4. Brachwitz, Saalkreis (Prov.-Mus. Halle a. S. 3. Jahresbericht). Verzierungen weiß eingelegt. Jüngerer Mittelelb-Megalithstil.

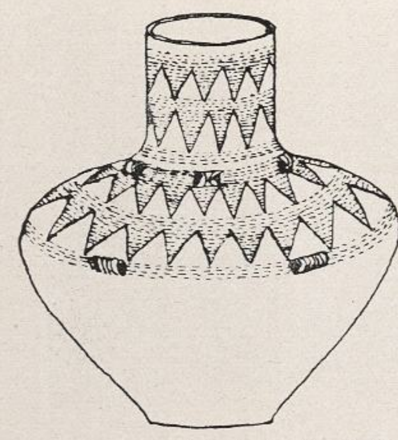


Abb. 43. 1/6. Ilbersdorf, Kr. Köthen, Anhalt; (nach Vorg. Alt. d. Prov. Sachsen IX, 15 Figur); aus einem Steinplattengrab ohne Hügel.



Abb. 44. Schraplau-Oberröblingen, Mansfelder Seekreis; Mus. Eisleben, V. S. 240; (Zeichnung von Größler). Original glänzend schwarz mit weißer Einlage.

Abb. 43 und 44. Vorstufe der Schnurkeramik.

(Abb. 35, 36). Das Erscheinen der Handpauken und die häufige Verwendung heiliger Zeichen auf ihnen, wie auf den Tongefäßen dieser beiden Stile, z. B. bei dem obengenannten „Lichtfaß" (Abb. 32 rechts), deuten auf nähere Beziehungen zu einem der Stile südindogermanischer Donaukultur, nämlich zu dem der osteuropäischen bemalten Keramik, wo beides gleichfalls erscheint (Abb. 112 und S. 42)[12].

Ein dritter, südlichster Ableger der älteren Stufe der Mittelelb-Megalith-Gruppe zeigt sich in den ältesten Erscheinungen der sogenannten Schnurkeramik: so in

[12] Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 280.

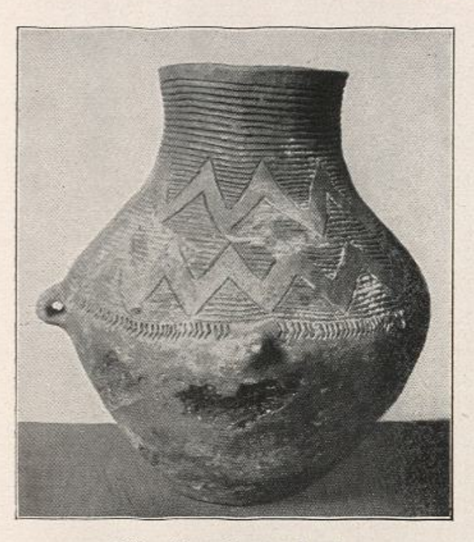


Abb. 45. 22 cm hoch. Weddegast, Kr. Bernburg, Anhalt; Mus. Bernburg; aus einem Steinplattengrab (nach Originalphotographie).



Abb. 47. 12,5 cm hoch. Wulfen bei Köthen, Anhalt. Hzl. Museum in Braunschweig.



Abb. 46. 1/7. Dederstedt, Mansfelder Seekreis; Prov. Sachsen. Kurzhalsige Amphore. Mus. Halle.

Abb. 45 und 46. Schnurkeramische Amphoren.

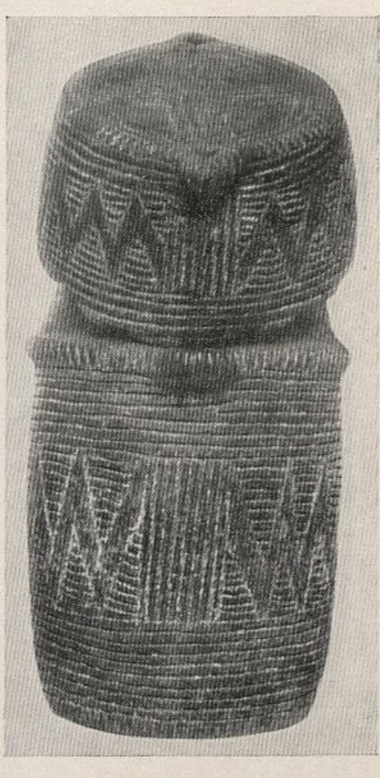


Abb. 48. Etwa 1/2. Kötschen, Kr. Merseburg (nach Präh. Zeitschr. I, Taf. XIV, 2.)

Abb. 47 und 48. Hochstufe der Schnurkeramik

den hohen Amphoren (Abb. 43—46), deren Urbild die Elbmegalithamphore (Abb. 26) ist, und in Bechern, wie Abb. 49, bei denen der scharf eingestochene Kranz streng senkrecht gerichteter Kommata auf der Schulter den letzten Rest der einst über den ganzen Bauch herablaufenden senkrechten Furchen darstellt, während im übrigen die Verzierung sich auf den Hals hinaufgezogen hat. Dieser Vorstufe schnurkeramischer Kultur fehlt noch das später so charakteristische Schnur-

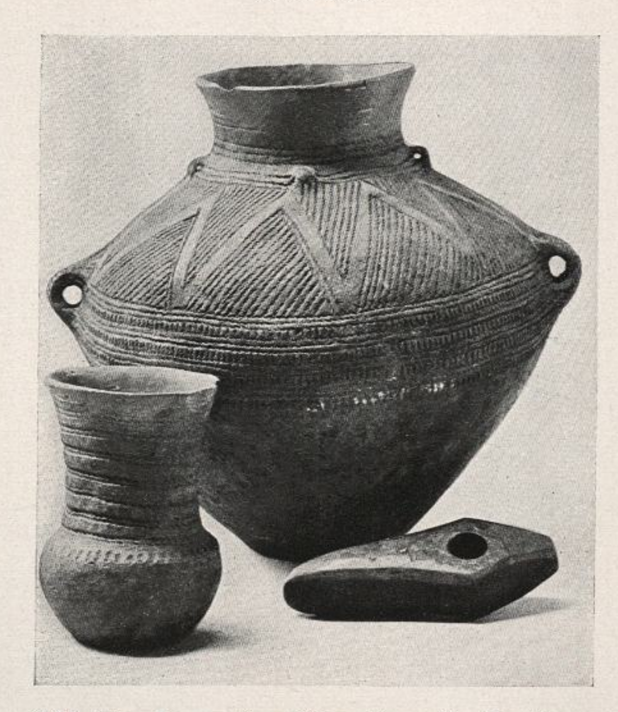


Abb. 49. Typen der Schnurkeramik: Amphore, Becher und vielkantige Steinart. Aufnahme Landesanstalt für Volkheitskunde Halle.



Abb. 50. Schnurkeramisches Steinkistengrab (Hügel geöffnet) Halle a. S., Heide. Aufnahme Dr. Ströbel, Berlin.

ornament. Hierher gehören noch Krüge wie Abb. 41, Tassen wie Abb. 44 und Deckeldosen wie Abb. 48. Diese Vorstuftypen der Schnurkeramik müssen ihrer Abstammung nach mit dem jüngeren Elbmegalithstil mindestens gleichzeitig sein. Es ist demnach unrichtig, wenn man neuerdings die gesamte Schnurkeramik für jünger erklärt hat, als den Latdorfer Stil. Nur die spätesten Entwicklungen,



Abb. 51. Etwa 1/5. Unteres Nahetal.



Abb. 52. 1/5. Holzheim bei Gießen.



Abb. 53. 1/5. Hebenkies bei Wiesbaden.

Abb. 51—53. Becher der Hochstufe der Schnurkeramik in Westdeutschland. (Kossinna: Mannus I, Taf. XXII, 10—12.)

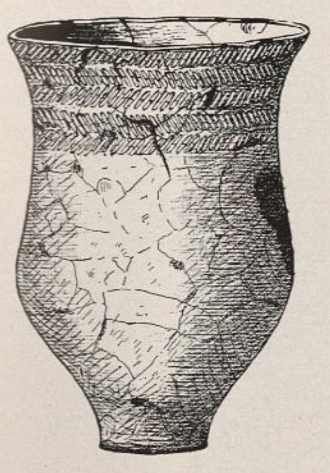


Abb. 54. Hexenberg, Kr. Zeven (Mannus I, 267). Spätneolithischer Zonenbecher.



Abb. 55. Katscher, Kr. Leobschütz, Oberschlesien; Mus. Breslau. Endneolithischer breiter Glockenbecher.

aber kaum schon die Hochstufe, der schnurkeramischen Kultur dürften jünger sein, als der Latdorfer Stil. Diese Hochstufe der Schnurkeramik (Tabelle I Reihe III), bei der das Schnurornament gegenüber dem altüblichen megalithischen Tiefstichmuster und dem Schnittmuster sehr stark in den Vordergrund tritt, zeigt einen verhältnismäßig geringen und etwas eintönigen Formenschatz: Amphore und Becher (Abb. 43, 45 und 49) spielen darin die Hauptrolle, wogegen Henkelkrug, Schale und Deckeldose (Abb. 48) nur selten auftreten. Stark entartet erscheinen dann Amphoren, Becher und Henkelkrüge in der Schlußstufe der Steinzeit (Tabelle I, Reihe IV).

Gleichalterig mit dem jüngeren Elbmegalithstil, dem Molkenberg-Burger, dem Anhalter (Latdorfer) Stil und der Vorstufe der Schnurkeramik ist aber auch eine in Nordbrandenburg entstandene jüngere Stufe der alten nordischen hochhalsigen Megalithamphoren wie Abb. 11—13, die **Kugelflaschen** heißen und durch die



Abb. 56. 1/4. **Brumby**, Kr. Neuhaldensleben. Kugelflasche. Mus. Neuhaldensleben.



Abb. 57. Etwa 1/6. **Anhalt**. Topf des Kugelflaschenstils. Mus. Zerbst.



Abb. 58. 1/6. **Steutz**, Kr. Zerbst, Anhalt. Topf des Kugelflaschenstils. Mus. Zerbst.

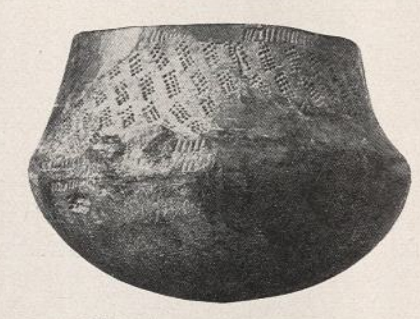


Abb. 59. **Alt-Töplitz**, Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg. Mus. Potsdam.

Abb. 58 und 59. Weitmündige Gefäße des Kugelflaschenstils.

Abb. 56—59 veranschaulicht werden. Auch hier zeigt sich, wie die alte tief eingegrabene, z. T. auch erhabene Bauchverzierung der Megalithamphoren allmählich verkümmert, um bei den Kugelflaschen einer reichen Halsverzierung Platz zu machen (s. S. 20, Mitte) [13].

Die Kugelflaschen scheinen auch noch in Abschnitt III der Steinzeit (Tabelle I) im Elb-Saale-Gebiet vorzukommen. Doch entarten sie hier im Westen weit weniger, als auf dem östlichen Wege ihrer Ausbreitung, der sie von Nordbrandenburg ins gesamte Weichselgebiet hinüber und dann durch Ostgalizien nach West- und Südrußland führt, ein Weg, auf dem ihnen der östliche Zweig der Schnur-

[13]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 281.

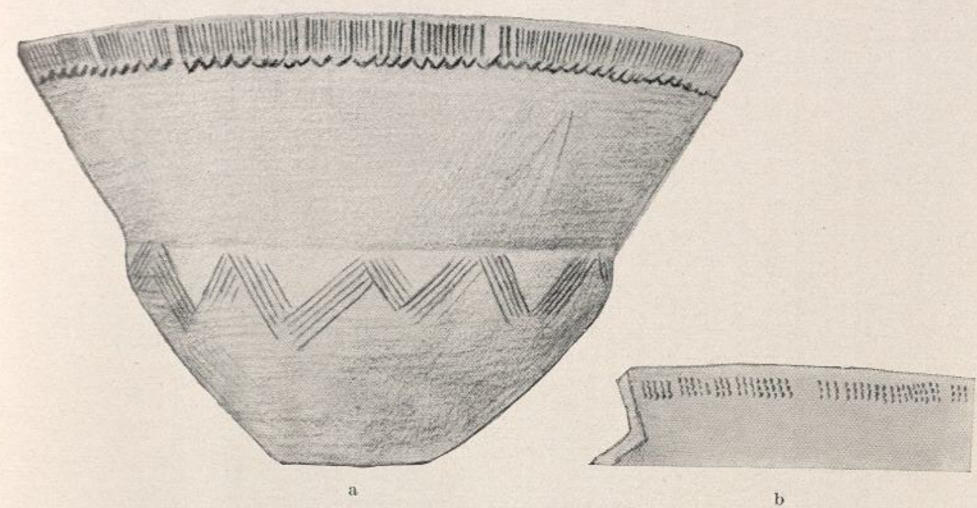


Abb. 60. **Kaldus**, Kr. Kulm, Westpreußen. Trichterrandbecher; a Ansicht, b Randinneres. (Kossinna: Mannus II, 65.)

keramik, die ich die Oderschnurkeramik nenne, von Westgalizien aus in Abschnitt III und IV nachfolgt.

Diesen beiden Kulturen, der Kugelflaschen und der Schnurkeramik, voran geht in **Nordostdeutschland** als Zeugnis einer ersten jungsteinzeitlichen Besiedlung dortiger Gegend ein Ableger nordischer, wahrscheinlich dänischer, **Megalithkultur**, der aus ihrem Formenreichtum im wesentlichen nur den Trichterrandbecher (Abb. 60, vgl. Abb. 23—25), und das Kragenfläschchen (Abb. 61, vgl. Abb. 18) beibehält, aber in seinem südöstlichen Ausbreitungsgebiet (Polen, Galizien) noch die schöne Form des Mondhenkelkruges aus dem nordböhmischen Kreise nordindogermanischer Kultur hinzugewinnt.



Abb. 61. 12 cm hoch. Kragenfläschchen. Kr. Ohlau, Schlesien. (Kossinna: Mannus II, 63.)

Bei dem Ostzweige der **Kugelflaschen** (Abb. 64) wird die Zahl der Henkel öfter auf vier erhöht, auch gleiten die Henkel oft vom Halse etwas abwärts, auf die Schulterhöhe. Abb. 62 zeigt einen in noch mehr Punkten abweichenden und weitergebildeten Typus: die Schulterfransen sind hier zu vollkommen senkrechten pfeilerartigen Bändern umgestaltet, die fast bis zum Boden des Gefäßes herabreichen. Bei einer anderen Reihe entartet das Schulterfransenmuster in anderer Weise, indem das umlaufende Horizontalband, an dem die Fransen hängen, immer breiter gestaltet wird (Abb. 66), derart, daß es immer tiefer herab den Gefäßbauch bedeckt und für die Fransen selbst schließlich kein Raum mehr übrigbleibt: und so ist aus der senkrechten Richtung des Ziermusters eine waagrechte geworden. Sowohl die Entartung der Gestalt des Kugelbauches, als die eigentümliche nahe Aneinanderrückung der beiden am Halse befindlichen Ösen, die für die jüngere Entwicklung der ganzen Keramik dieses Kreises charakteristisch



Abb. 62. Etwa $1/_5$.
Gefäß aus dem Kreise der östlichen Kugelamphoren; Kulmsee, Kr. Thorn, Westpr. (Mannus II, S. 72.)

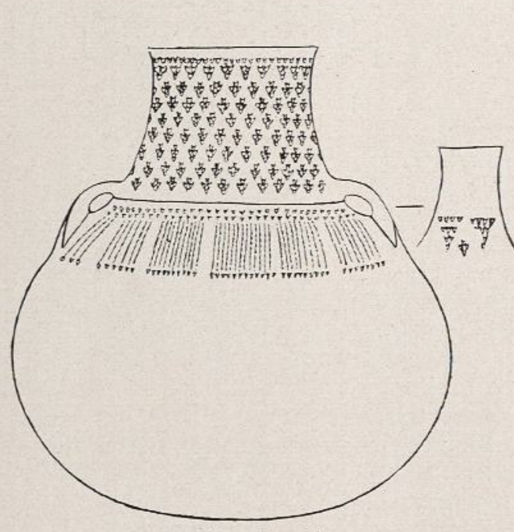


Abb. 63. $1/_4$.
Westliche Kugelflasche; Brandenburg a. Havel (nach Brunner, steinzeitl. Keramik Fig. 13).

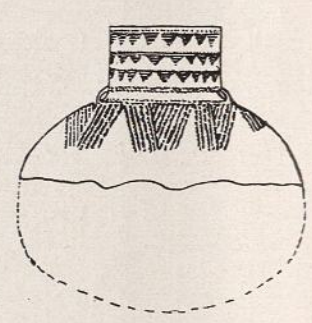


Abb. 64. $1/_5$. Zechlau, Kugelflasche. Kr. Schlochau, Westpreußen. (Kossinna: Mannus II, 68, 26.)



Abb. 65. $1/_6$. Krebbel, Kr. Schwerin, Prov. Posen. (Kossinna: Mannus II, 69, 29.)



Abb. 66. $1/_6$. Suckow, Kr. Saatzig, Hinterpommern. Kugelamphore. (Kossinna: Mannus II, 68, 24.)

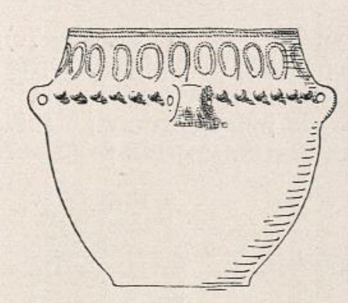


Abb. 67. $1/_6$. Köben, Kr. Steinau, Niederschlesien. Weitmundiges Gefäß. (Kossinna: Mannus II, 69, 28.)









Abb. 68. Oderschnurkeramik. Zlota, Gouv. Kielce, Polen. Amphore, Becher, Schale, Henkeltasse.

ist, zeigt, daß wir uns hier schon in Abschnitt III (Tabelle I) der jüngeren Steinzeit befinden. Zum Kulturkreise der Kugelflaschen gehören noch als Begleitgefäße hohe, weit offene Näpfe mit vier symmetrisch verteilten Henkeln (Abb. 67), sowie niedrige Näpfe mit zwei unsymmetrisch nahe beieinandergestellten Henkeln, endlich eine Krugart mit Doppelhenkeln in der gleichen jüngeren Stellung (Abb. 65).

Die ostdeutsche oder Oderschnurkeramik hat zwar Ähnlichkeit mit der Elb-Saale-Schnurkeramik, tritt indes in der Hauptsache selbständig auf[14]). Ihr fehlt die charakteristische Amphore fast ganz; um so zahlreicher erscheinen bei ihr die Becher. Die Hauptart des zwei- oder vierösigen Schnurbechers ist in gerader einheimischer Abstammung entwickelt aus dem jüngeren Trichterrandbecher, und zwar

[14]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 281.

im unteren Odergebiet (Abb. 68—70); seine Gestalt ist in die Breite gegangen, der Umriß geschweift, verwaschen. Öfter mischt sich herein die Henkeltasse und namentlich ein blumentopfartiger steilwandiger Becher (Abb. 72), und in Schlesien kommt dazu noch ein schlauchartiger schlanker Henkelkrug (Abb. 71), der in gleicher Weise bei der aus dem Saalegebiet stammenden nordböhmischen Schnurkeramik sich findet.




Abb. 69 und 70. 1/6. Hammelstall, Kr. Prenzlau, Uckermark. (Kossinna: Mannus II, 71, 39, 40.)



Abb. 71. 1/4. Gnichwitz, Kr. Breslau. (Kossinna: Mannus II, 73, 44.)

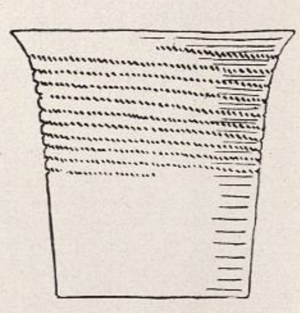


Abb. 72. 1/3. Puschwitz, Kr. Neumarkt, Schlesien. (Kossinna: Mannus II, 73, 46.)

Oderschnurkeramik.



Abb. 73. Etwa 1/4. Fußvase. Rössen, Kr. Merseburg (Präh. Zeitschr. I, Taf. XI). Altrössener Stil.



Abb. 74. Goldberg, Amt Neresheim, Württemberg. Rössener Fußvase. Mus. Stuttgart.

Die Kulturen der Kugelflaschen und der Schnurkeramik sind überall ausgezeichnet durch starkes Auftreten von durchlochten Streithämmern, die in sauberster Ausführung jene herrlichen nordischen Formen aufweisen, auf die wir später im Zusammenhange eingehen werden (Abb. 116, 119, 125).

Die Keramik aller bisher genannten Kulturen mit alleiniger teilweiser Ausnahme des Rössener Stiles bewegte sich streng im nordindogermanischen Stile,



Abb. 75. Rheindürkheim bei Worms. 12 cm hoch. Kumpf.



Abb. 76. Worms. 12 cm hoch. Kumpf.

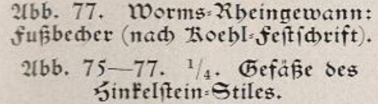



Abb. 77. Worms-Rheingewann: Fußbecher (nach Koehl-Festschrift).

Abb. 75—77. 1/4. Gefäße des Hinkelstein-Stiles.



Abb. 78. Etwa 1/6. Albsheim, Rheinpfalz. Abb. 79. Etwa 1/6. Monsheim bei Worms.

Kümpfe. (Koehl: Mannus IV, Taf. IV, 6.)

wies keinerlei Einflüsse von südindogermanischer Seite her auf und brachte bei ihrem Vordringen zuerst nach Mitteldeutschland nebst Böhmen und Mähren, dann auch nach Süddeutschland, die voraufliegende Keramik der Donaukultur gänzlich zum Erlöschen. Anders bei dem Rössener Stile. Auch dieser ist vollkommen nordisch in der Zierweise, doch in den Formen der Gefäße nur zum größeren Teile[15].

Wie sahen schon als Beispiele, daß die prächtige Fußvase (Abb. 73, 74) aus der nordwestdeutschen Megalithvase (Abb. 16), die eingekehlte Fußschale

[15]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 281.

ebenfalls aus einem nordwestdeutschen Vorgänger (Abb. 17) sich entwickelt hat. Dagegen stammen die kugeligen Näpfe (Abb. 79) mit eingekehltem Halse aus der südindogermanischen Kultur. Während nun in Sachsen-Thüringen die Rössener Kultur durch die Kulturen der jüngeren Mittelelb-Megalithik, den Anhalt-Latdorfer Stil und den Stil der Kugelflaschen verdrängt wird, so daß sie ohne Nachfolge verschwindet, erlebt ganz andere Schicksale der rheinische Abkömmling des thüringischen Rössener Stils. Mit seiner Niersteiner und Heidelberger Unterart setzt dieser rheinische Ableger neue Triebe an, die weiterhin schönste Blüten zeitigen. Dort in Südwestdeutschland entstehen so die drei Stufen der „südwestdeutschen Stichkeramik": Friedberger, Eberstadter, Großgartacher Stil. Nacheinander erfahren diese Stile immer kräftigeren Einfluß von der unterdrückten und scheinbar verschwundenen Urkultur der dortigen Südindogermanen, die in dem Hinkelsteinstil ihr frühestes festes Gepräge gefunden hatte. Der Hinkelstein liegt bei Worms, Friedberg und Eberstadt liegen in der oberhessischen Wetterau, Großgartach am Neckar bei Heilbronn.



Abb. 80. 16 cm hoch. Glockengefäß.



Abb. 81. Vase.

Abb. 80 und 81. Friedberger Stichkeramik: Friedberg in Oberhessen (Original-Aufnahmen).

Der Hinkelsteinstil hat in der Hauptsache nur zwei Gefäßformen: erstens den Rumpf mit rundem Boden, horizontaler Randverzierung und reichem Zickzack-, später Rauten- und Dreieckband auf dem Gefäßbauche (Abb. 75), zweitens den ebenso verzierten Fußbecher. Anfangs ist die Bauchverzierung ein einheitliches Ganzes. Später wird an beiden Gefäßarten ein Horizontalband als Ring um den Baum gelegt, der das Ornament in eine obere und eine untere Hälfte spaltet (Abb. 76, 77) und endlich zu einer Bauchkante sich auswächst, auf die sich Ösenknäufe setzen. Diese jüngere Gestaltung des Hinkelsteiner Stiles ist es, die auf die Fortentwicklung der südwestdeutschen Stichkeramik von Nierstein-Heidelberger Herkunft den größten Einfluß ausübt.

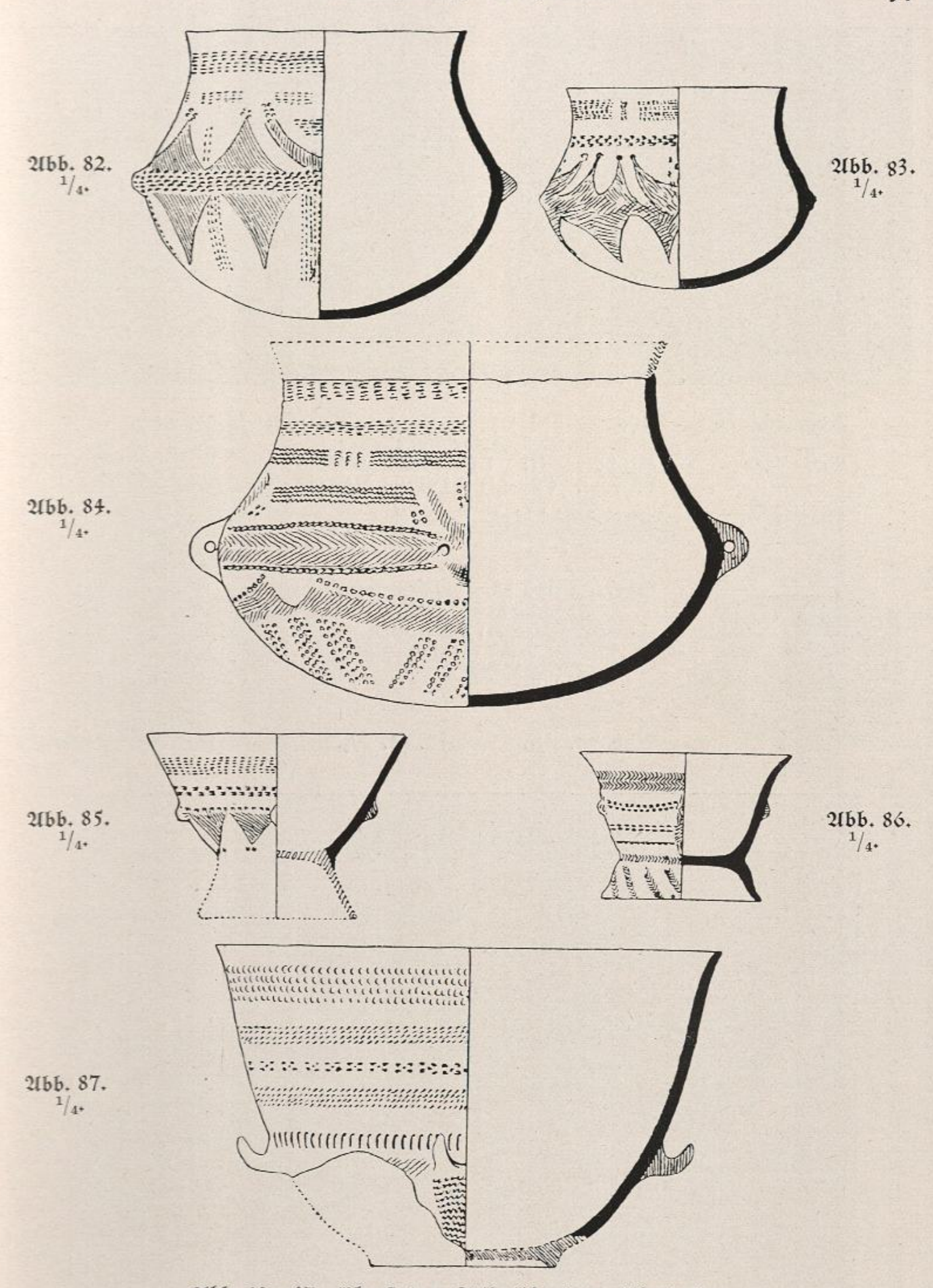
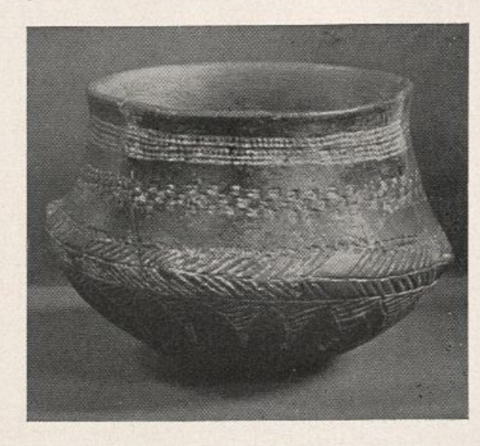


Abb. 82—87. Eberstadter Stil: Eberstadt, Oberhessen.
Abb. 82—84. Gefäße mit Bauchknick; Abb. 85 und 86. Fußbecher. Abb. 87. Glockengefäß.
(Bremer: Prähist. Zs. 1913, S. 404, 409, 411.)



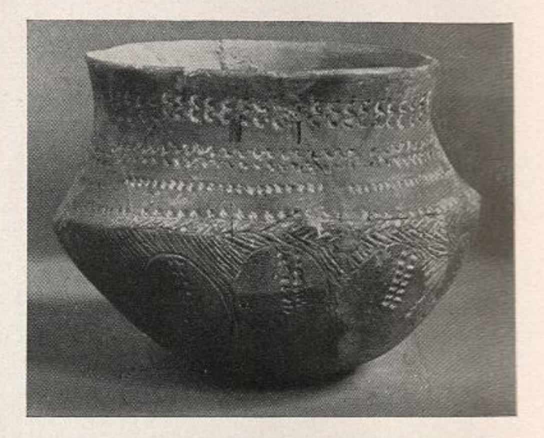


Abb. 88. 12 cm hoch. Abb. 89. 12 cm hoch.

Abb. 88 u. 89. Großgartacher Stichkeramik: Monsheim bei Worms. (Koehl: Mannus IV, Taf. IV, Abb. 5. 6.)



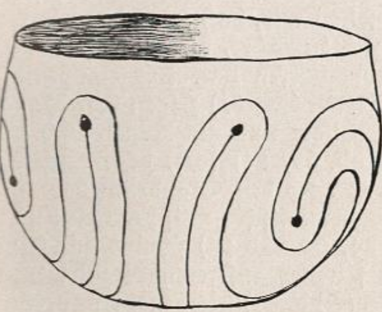
Abb. 90 und 91. Gefäße vom Großgartacher Stil. Großgartach: 90 Napf; 91 Flasche, beide weiß eingelegt (nach Schliz).



Abb. 90. $^1/_5$. Abb. 91. $^1/_5$.



Abb. 92. Heidelberg-Neuenheim. Rössen-Niersteiner Typus.



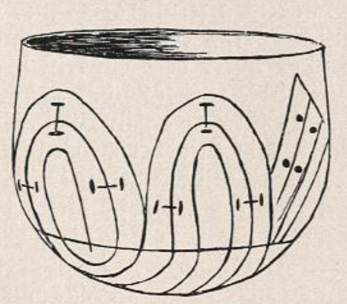
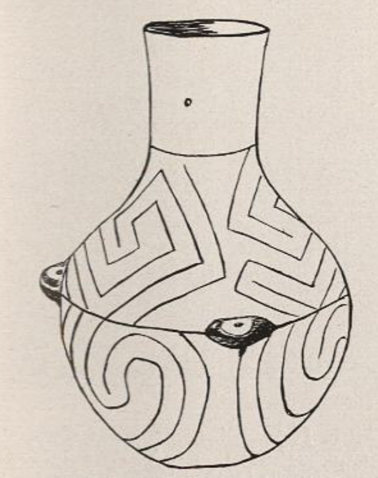


Abb. 93. 10,5 cm hoch. Abb. 94. 10,1 cm hoch.

Abb. 93 und 94. Monsheim bei Worms.



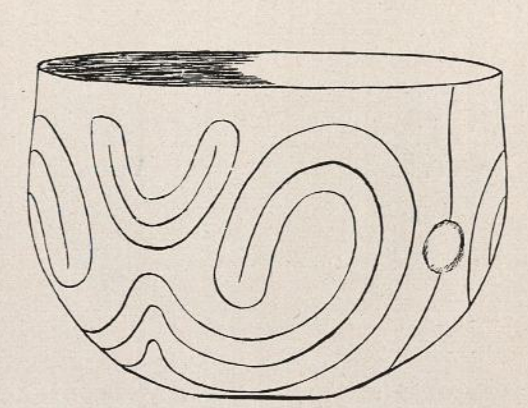
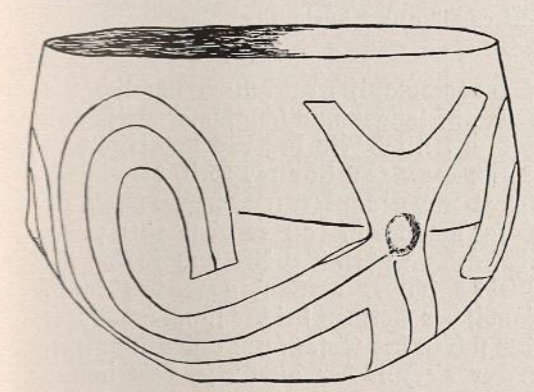


Abb. 95. 17,6 cm hoch. Abb. 96. 13 cm hoch.



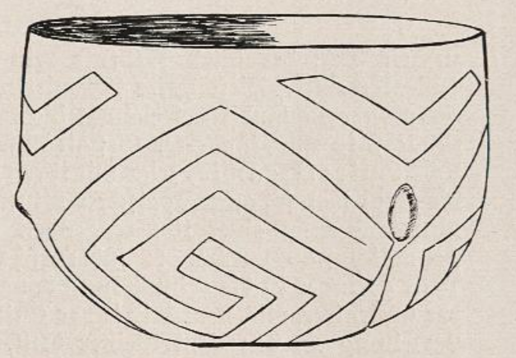


Abb. 97. 13,5 cm hoch. Abb. 98. 12,5 cm hoch.

Abb. 95—98. Flomborn bei Worms.

Abb. 93—98. Spiral-Mäanderkeramik des Flomborner Stiles. (Koehl: Mannus VI, S. 56ff., Abb. 8, 10, 1—4.)

Schon beim Friedberger Stil mit seiner noch vollkommen megalithischen teppichartigen Musterbedeckung der Gefäßwand sehen wir, daß zwar das glockenförmige Gefäß (Abb. 80) noch den Standring sich bewahrt, die Vase (Abb. 81) ihn aber unter dem Hinkelsteineinfluß bereits abgeworfen hat. Die Hauptmasse der verzierten Gefäße des Eberstadter Stiles (Abb. 82—84) zeigen den Bauchknick des jüngeren Hinkelsteins bereits voll ausgebildet und als Regel, und desgleichen lebt hier der Hinkelsteiner Fußbecher (Abb. 85, 86) fort, doch auch das Friedberger Glockengefäß (Abb. 87), das auch jetzt noch den Standring bewahrt.

Und der am Schlusse dieser nord- und südindogermanisch gemischten Kulturenreihe stehende Großgartacher Stil (Abb. 88, 89, 90 und 91) scheint mit seiner starken Betonung des im Eberstadter Stile erst seltener auftretenden Girlandenmotivs sowie in der Übernahme der Flaschenform (Abb. 91) nicht mehr unberührt



Abb. 99. 31 cm hoch. Ober-Wiederstedt, Mansfelder Geb.-Kreis (Mannusbibliothek I, 23, Abb. 26).



Abb. 100. Dingelstedt am Huy, Kr. Oschersleben; Mus. Wernigerode: „Tonbutte"; die Verzierung zumeist in Furchenstich ausgeführt.

Abb. 99 und 100. Spiralkeramik aus Thüringen.

zu sein von der ältesten Stufe rein südindogermanischer Kultur, nämlich der Spiralkeramik. Diese hatte sich mittlerweile auf langer und langsamer Reise aus ihrer ostdonauländischen Heimat bis nach dem Mittelrhein begeben und tritt hier zunächst in unveränderter Gestalt auf. Denn der Flomborner Stil, die eigentliche Spiralkeramik, zeigt mit ihren Spiral- und Mäanderverzierungen (Abb. 93 bis 100) den südosteuropäischen Einfluß so machtvoll, daß er ohne eine starke Einwanderung einer ihn tragenden südosteuropäischen Bevölkerung in das ihr stammlich nah verwandte süddeutsche Gebiet schwer verstanden werden kann. Weit geringer ist die Einwirkung donauländischer Formen bei der jüngeren Abart der Spiralkeramik, dem Plaidter Stil, der sich in der Gefäßform und Ornamentverteilung an den Hinkelsteiner Stil, in der Technik der Zierweise, dem immer noch bestehenden Vorherrschen des Stichs, an den Großgartacher Stil anlehnt (Abb. 101, 102). Das Skelettgräberfeld von Flomborn liegt in der Umgebung von Worms; Plaidt in der Eifel dagegen ist bekannt geworden durch den Fund eines größeren Wohnplatzes.

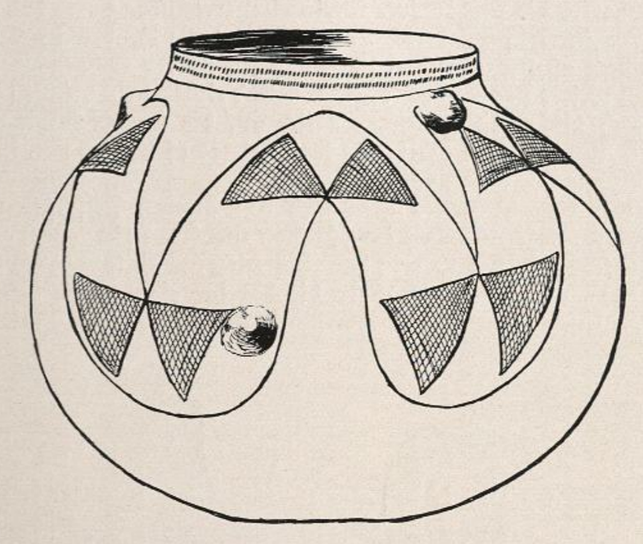


Abb. 101. 25 cm hoch. Fauerbach in Oberhessen. Spiralkeramik des Plaidter Stiles. (Koehl: Mannus VI, 59 ff., Abb. 16.)

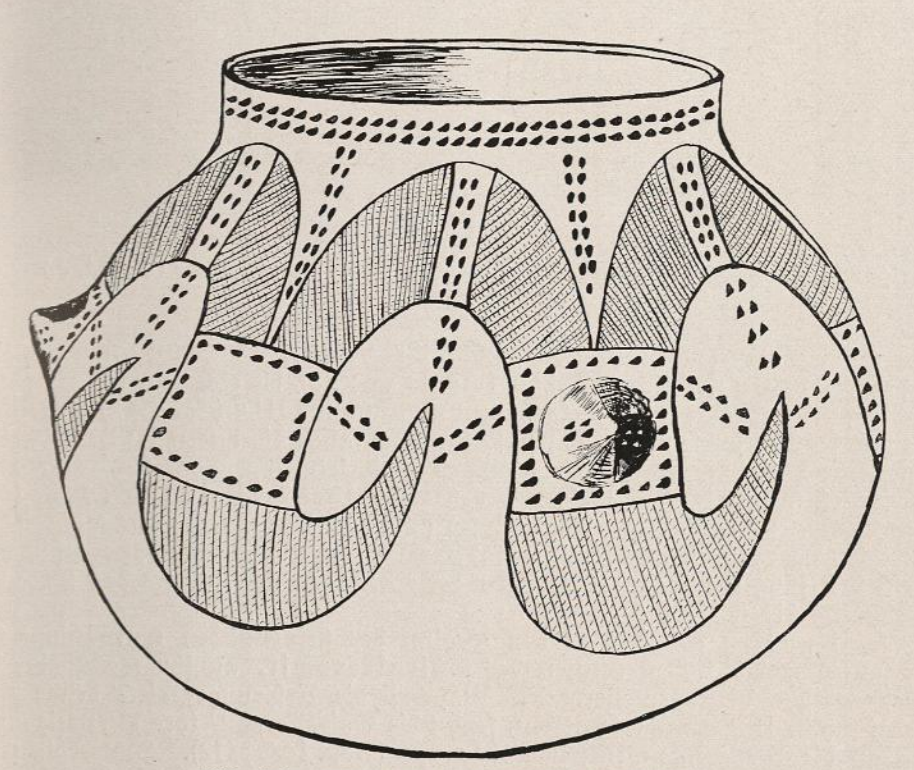


Abb. 102. 18 cm hoch. Monsheim bei Worms. Spiralkeramik des Plaidter Stiles. (Koehl: Mannus VI, 59 ff., Abb. 12.)

Abgeschlossen wird die süddeutsche Steinzeitentwicklung durch den Einbruch der Schnurkeramiker in Abschnitt III und IV (Tabelle 2), der in der Hauptsache wiederum aus dem ostthüringischen Urheimatgebiete der Schnurkeramik nach dem Mittelrhein und weiter stromabwärts nach dem Niederrhein dringt (Abb. 51—53).

Es bleibt noch übrig, einen kurzen Blick auf die Entwicklung der südindogermanischen Kulturen im östlichen Mitteldeutschland und in Österreich-Ungarn nebst Osteuropa zu werfen.

Gleichzeitig mit dem Rössener Stil und den älteren Mischstilen der südwestdeutschen Stichkeramik entstanden im östlichen Gebiete Mitteleuropas die teilweise recht schönen Gefäßformen von rein donauländischem Stile des Jordansmühler Typus (Abb. 103), mit dem in Mähren die dortige eigenartige bemalte Keramik (Abb. 104) enge zusammengehört. Der Jordansmühler Typus wird durch die in



Abb. 103. 1/2. Jordansmühler Stil. Woischwitz, Kr. Breslau: Doppelhenkelkrug. Mus. Breslau.



Abb. 104. Krenowitz bei Austerlitz, Mähren. (Kossinna: Mannus IV, 178, 6.)

das große Gräberfeld von Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Provinz Schlesien, eingestreuten beiden nordischen Gräber (Nr. 20 und 28), die einen starken Einschlag ostdeutscher Megalithkultur bergen, in den Abschnitt III a (Tabelle 2) eingereiht. Etwas früher, sowie etwas später scheinen zu fallen die beiden im Mittelgebiete Mitteleuropas, namentlich in Böhmen und Thüringen-Sachsen, aber auch in Schlesien entwickelten Stufen der Stichreihenkeramik (Abb. 105—107). Das Auftreten eines Stichreihenkumpfes (Abb. 107) in einem brandenburgischen Steinkistengrabe zusammen mit Gefäßen vom jüngeren Kugelamphorenstile verweist den jüngeren Teil der Periode der Stichreihenkeramik an das Ende des Abschnitts III (Tabelle 2).

Hier im Osten gehören an den Beginn der steinzeitlichen Entwicklung der Donaukultur die beiden Stufen der Spiralkeramik, an ihr Ende aber die osteuropäische bemalte Keramik. Während die Ursprungsgebiete beider Kulturen sich in Ungarn überschneiden, sendet die Spiralkeramik ihre Verzweigungen bis an die Westgrenzen Mitteleuropas vor (Abb. 108—112). Immerhin zeigt die bemalte Keramik Ostgaliziens und Südwestrußlands durch die Beziehungen zum nordindogermanischen Anhalt-Latdorfer Stile, mit dem sie die Erscheinung

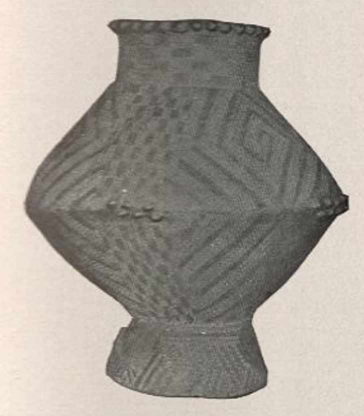


Abb. 105. Etwa 1/5.



Abb. 108.

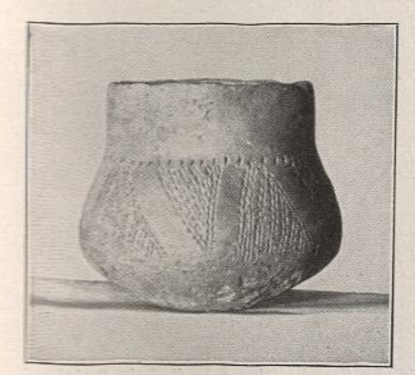


Abb. 106. 1/2.

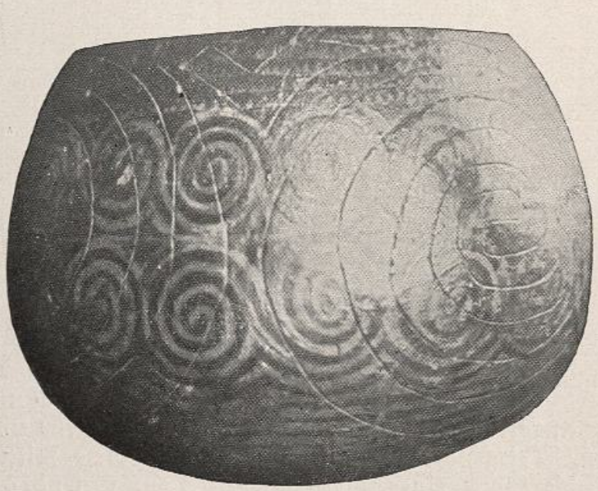


Abb. 109.

Abb. 108 und 109. Spiral-Keramik aus Böhmen.

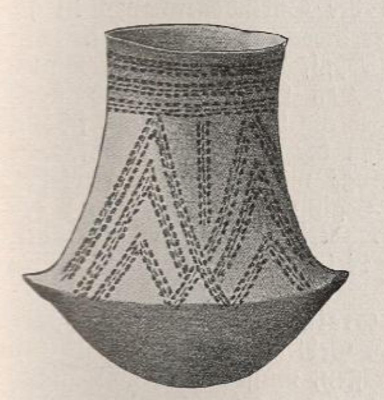


Abb. 107. 1/4.

Abb. 105—107. Stichreihen-Keramik des östlichen Mitteldeutschlands.

105. Bschanz, Kr. Wohlau, Schlesien.
106. Premysleni in Böhmen (nach J. L. Pič).
107. Kl. Rietz, Kr. Beeskow-Storkow, Brandenburg. (Kossinna: Mannus I, S. 234, Abb. 8.)
108. Scharka bei Liboc: Gefäß mit eingezogenem Hals (jünger).
109. Podbaba bei Prag: Bombengefäß (älter), die Verzierung bei 108 und 109 zuerst eingeritzt, dann übermalt.

(Nach Mannus III, Taf. XXVIII und XXX).

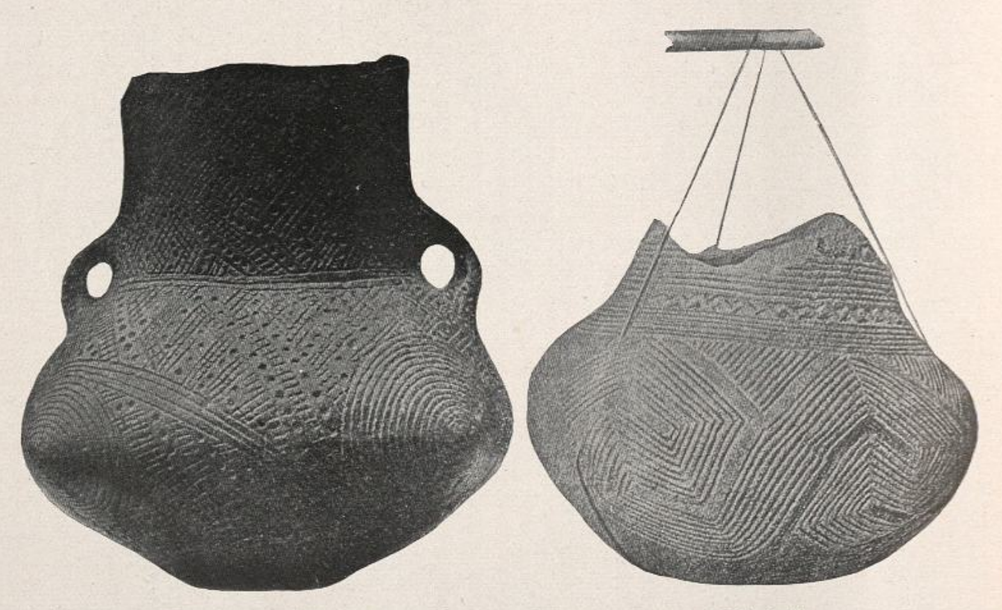


Abb. 110. Etwa $1/4$. Abb. 111.

Abb. 110 und 111. Spiralmäander-Keramik aus Ungarn und Bosnien.

110. Tisza-Sas, Kom. Heves, Ungarn (Mannusbibliothek I, Abb. 20a). 111. Ungarn (Mannusbibliothek I, 19, Abb. 23).

der zu heiligem Gebrauche bestimmten Handpauken, sowie die Häufigkeit heiliger Zeichen auf diesen Handpauken und sonst auf Tongefäßen gemein hat, daß sie der gleichen Zeit wie dieser Stil angehören muß (s. oben S. 26).

Wir haben nun die Keramik der Nord- und der Südindogermanen in so ausgiebiger Weise kennengelernt, wie es für unsere Zwecke nötig erscheint.

Nirgends, so sahen wir, zeigt diese mitteleuropäische Keramik auch nur die Spur einer Abhängigkeit vom Orient oder von Südeuropa; und doch herrscht überall ein feiner Geschmack in der Formengebung und eine schöne Erfindungsgabe in der so mannigfachen Gestaltung der an sich sehr einfachen Ziermotive, so daß auch ein kunstverwöhntes Auge mit Gefallen auf diesen Erzeugnissen ruhen kann. Wenn ich also zu Beginn dieser Darstellung bemerkte, wir haben uns der mitteleuropäischen Steinzeitkulturen gegenüber Südeuropa nicht zu schämen, so war das nicht zu viel, sondern zu wenig gesagt: wir können stolz auf sie sein.

Noch etwas anders liegt die Sache bei den Steinwaffen Mitteleuropas. Um wahrhaft künstlerische Erzeugnisse auf diesem Gebiete nicht nur vereinzelt, sondern sogar als Durchschnittserscheinung anzutreffen, müssen wir das Donaugebiet außer Spiel lassen und uns auf Norddeutschland und Skandinavien zurückziehen. Es genügt, nur einige Muster norddeutscher Streitärte vorzuführen, um die liebende Sorgfalt und das feine Kunstempfinden, mit dem hier der Felsstein behandelt worden ist, in helles Licht zu setzen (Abb. 113—122). Nirgends in der Welt

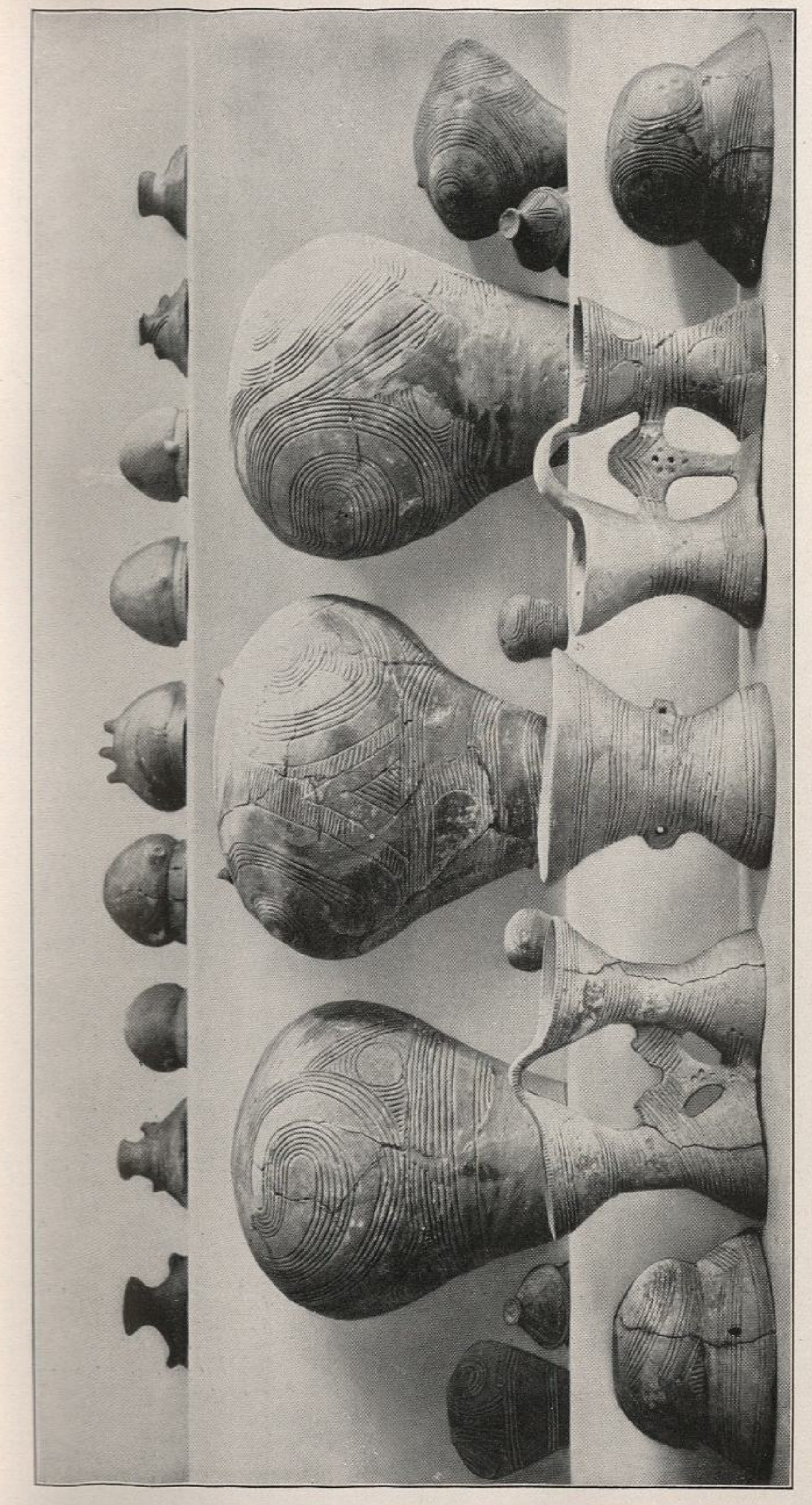
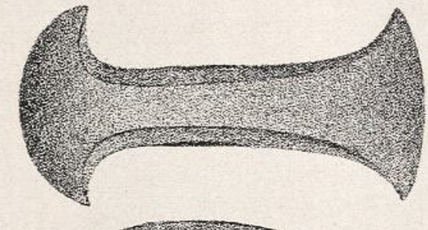


Abb. 112. Bemalte Keramik der späteren Steinzeit vom Dnjepr. (Mannus I, Taf. XXXI.)



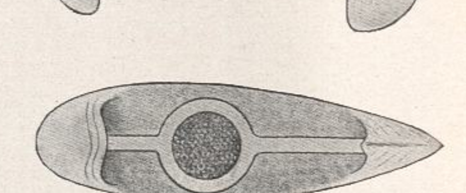


Abb. 113. $^1/_3$.

Abb. 114.

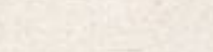
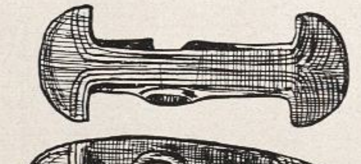




Abb. 115. $^1/_4$.



Abb. 116. $^1/_4$.

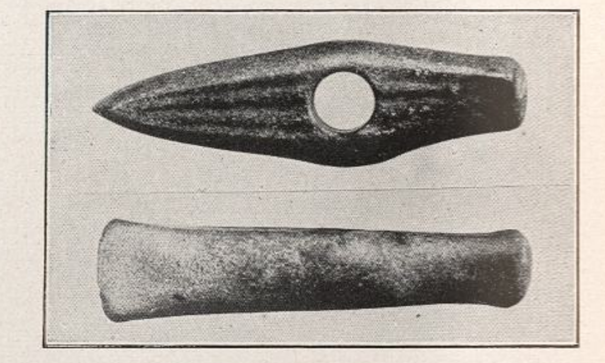


Abb. 117. $^1/_3$.

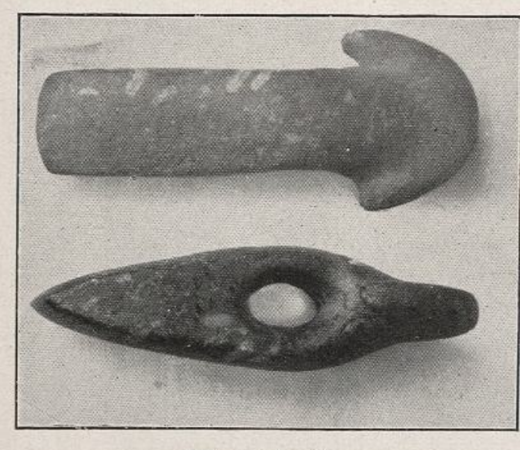


Abb. 118. $^1/_3$.

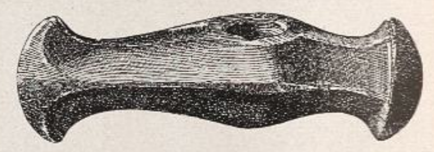


Abb. 119. etwa $^1/_3$.

Abb. 113—119. Norddeutsche Streitärte aus Felsgestein.

113. Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg: Amazonenart; ältere Ganggräberzeit (nach Schumann, Steinzeitgräber der Uckermark). 114, 115. Burtehude, Prov. Hannover: Amazonenart, mit Zierfurchen (nach Lindenschmit). 116. Töpliwoda, Kr. Münsterberg, Schlesien: flacher brandenburgischer Typus. 117. Samswegen, Kr. Wolmirstedt, Prov. Sachsen. Streitart vom „flachen" brandenburgischen Typus. Mus. Halle. 118. Albersdorf, Kr. Süderdithmarschen. Museum Hamburg. 119. Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien: nordisch-ostdeutsch-österreichischer sechskantiger Typus.

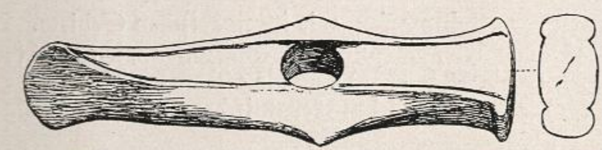


Abb. 120. $^1/_3$. Wakendorf bei Preetz, Holstein (nach Mestorf, Vorg. Alt. 96): „flacher" brandenburgischer Typus.

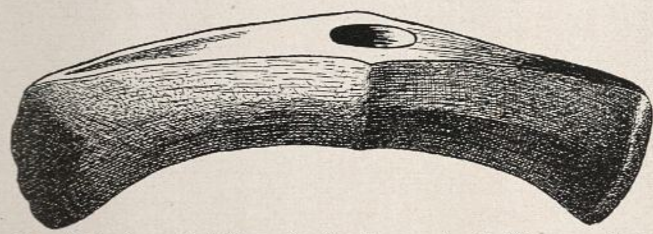


Abb. 121. $^1/_2$ Uhlenberg bei Brauel, Kr. Zeven (nach Mannus I, 263, Abb. 3): Vorstufe jütländischer Bootärte. Periode der jütländischen Bodengräber.



Abb. 122. $^1/_3$. Schleswig-Holstein (nach Mestorf, V. A. 92): Vorstufe jütländischer Bootärte.

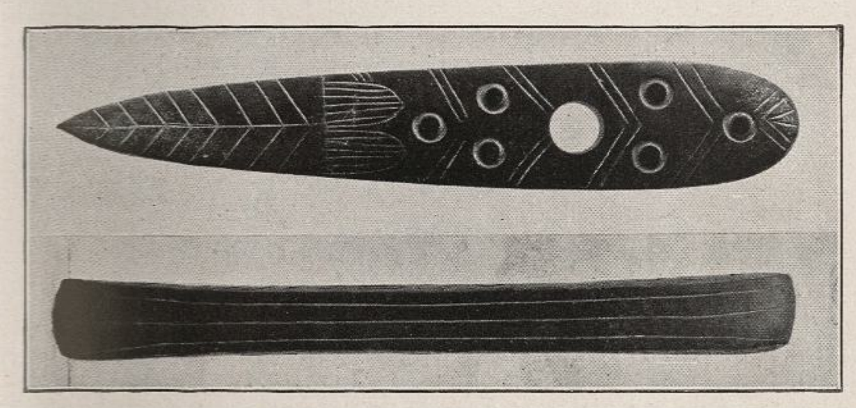


Abb. 123. $^1/_3$. Wegwitz, Kr. Merseburg. Museum Halle. Schnurkeramische Prachtart.

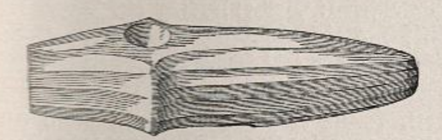


Abb. 124. $^1/_3$. Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda, Prov. Sachsen. Mitteldeutscher schnurkeramischer Typus.

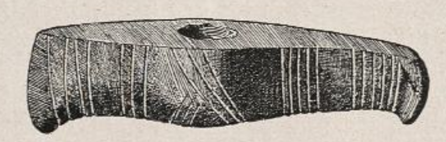
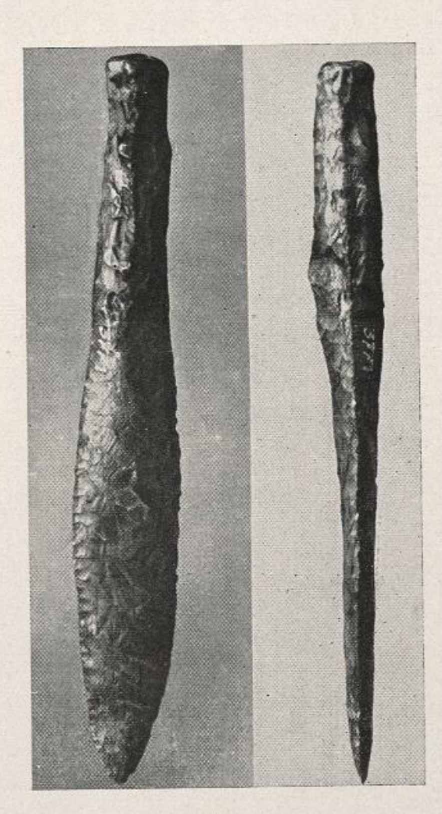
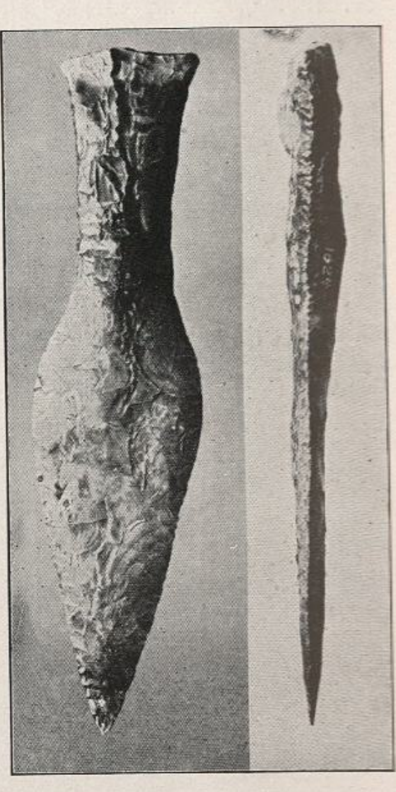


Abb. 125. $^1/_3$. Leimerwitz, Kr. Leobschütz, Oberschlesien. Schlesischer spätschnurkeramischer Typus.

eine solche Schönheit der Steinwaffen, wie im nordischen Gebiete. Ich verweise im Besonderen auf die Doppeläxte, die man auch Amazonenäxte nennt (Abb. 113—115), auf die jütländischen (Abb. 121—122) und die ostdeutsch-schwedischen sechskantigen Streitäxte (Abb. 119), auf die zur schnurkeramischen Kultur gehörigen vielkantigen





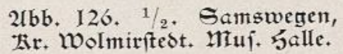


Abb. 126. 1/2. Samswegen, Kr. Wolmirstedt. Mus. Halle.

Abb. 127. 1/2. Alvensleben, Kr. Neuhaldensleben. Mus. Halle.

Abb. 126 und 127. Endsteinzeitliche Feuersteindolche.

Streitäxte (Abb. 116, 124) und die schlesischen Serpentinäxte vom Zobtentypus (Abb. 125).

Bewundern wir schon die hohe Technik und die geradezu klassische Schönheit der Formgebung bei diesen Arbeiten in Felsarten, so findet unser Staunen kaum noch eine Grenze bei den Kunstwerken in Feuerstein: hier erscheint ein Adel, wie er nirgends sonst, auch nicht auf den technisch gleich hochstehenden ägyptischen Feuersteingeräten zu finden ist, was längst schon mit Recht hervorgehoben worden ist. Lanzenspitzen und Griffdolche aus Feuerstein bis zu einer Länge von 36 cm in Dänemark und gar von 44 cm in Schweden, sowie einer Breite von 8 cm sind ein Beweis von Pracht und hochentwickeltem Luxus (Abb. 126—128)[16].

[16]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 282.

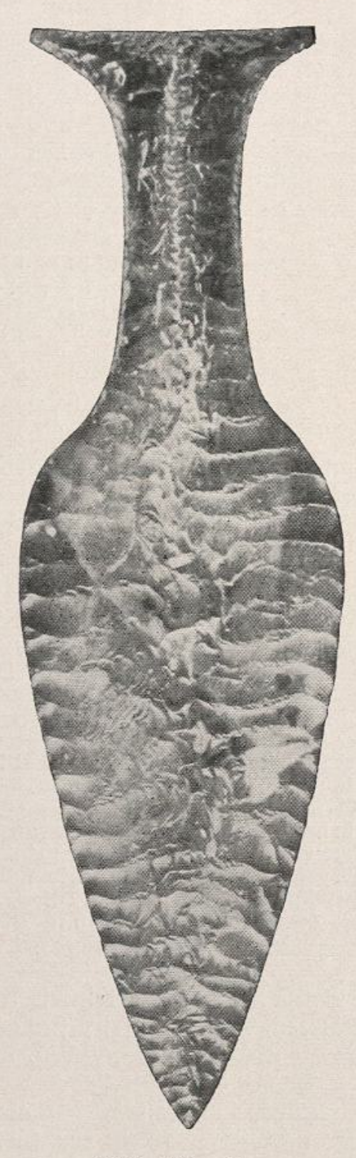


Abb. 128. 1/2.

Fünen: Nationalmuseum, Kopenhagen.

Schönster aller germanischen Feuersteindolche; Periode der Steinplattenkistengräber, genauer: Beginn der mitteleuropäischen Bronzezeit (nach Nordiske Fortidsminner 1902 Taf. XXXVIII).

> Wer nicht von dreitausend Jahren
> Sich weiß Rechenschaft zu geben,
> Bleib im Dunkeln, unerfahren,
> Mag von Tag zu Tage leben.
>
> Goethe.

3. Bronzezeit[17]).

Hinfälligkeit der früheren Ansichten über asiatischen Ursprung der Erfindung der Bronze; größere Wahrscheinlichkeit ihres westeuropäischen Ursprungs. — Die Formen der mittel- und nordeuropäischen Bronzekultur nicht durch die Kelten geschaffen, noch weniger durch die Phönizier oder Etrusker; auch die Bronzen selbst nicht vom Auslande her eingeführt, sondern einheimisch. — Die germanischen Bronzen in Form und Verzierung die hervorragendsten in ganz Europa. — Geringeren Wert besitzen die Bronzen der Kelten in West- und Süddeutschland nebst Ostfrankreich; ebenso die Bronzen in Großbritannien; ebenso die Bronzen der Illyrier in Westungarn, Nordösterreich und Ostdeutschland, sowie die der Italiker. — Fremdartig steht diesen europäischen Kulturen gegenüber die kretisch-mykenische Kultur. — Überlegenheit germanischen Kunstsinns in der Gestaltung der Waffen, namentlich der Schwerter, und des Goldschmucks des Kriegers, sowie des reichen Bronzeschmucks der Frau. — Die „Luren" der jüngeren Bronzezeit; Musik und Dichtkunst der Germanen. — Denkmäler der Verehrung des Himmelsgottes, der Sonnen- und Blitzgott zugleich ist. Das reitende Bruderpaar als Sommer- und Wintergott. — Einwirkung der Kelten auf die Germanen in Nordwestdeutschland und umgekehrt, ebenso der Illyrier auf die Germanen in Nordostdeutschland und umgekehrt. — Großartigkeit der germanischen Spiralverzierung, die alteinheimischer Besitz und nicht unter mykenischem Einfluß entstanden ist. — Die germanische Sicherheitsnadel ist eine einheimische Erfindung, älter als die oberitalische und deren Vorbild gewesen. — Ebenso sind die verschiedenen Arten der Griffzungenschwerter einheimisch germanisch, von den Illyriern übernommen, nach Italien gekommen und von hier, wie die Sicherheitsnadel, nach Mykenä, Kreta und selbst nach Ägypten. — Periodenteilung; absolute Zeitbestimmung.

Alles das Schöne und Große, was die Steinzeit Mitteleuropas geleistet hat, gehört zu Kulturen von Völkern, die wir in frühester geschichtlicher Zeit in Mitteleuropa größtenteils überhaupt nicht mehr antreffen, wie die Mehrzahl der Südindogermanen. Denn am Ende der Steinzeit haben diese nicht nur Mitteleuropa, sondern großenteils sogar Europa verlassen, um als Arier nach Asien überzutreten, und nur noch der nördlichste Zweig der südindogermanischen Thraker reichte über das östliche Ungarn nahe an Mitteleuropa heran. Aber auch von den Nordindogermanen sind um dieselbe Zeit die Ur-Griechen und die Ur-Italiker aus Mitteleuropa abgewandert. Und in frühgeschichtlicher Zeit, d. h. um Chr. Geb., finden wir dort neben der Hauptmasse der Germanen nur noch Reste der sonst ins Nordbalkangebiet übergetretenen Illyrier, die in Westungarn und Österreich unter dem Namen der Pannonier sich befinden, und ebenso nur noch Reste der zumeist nach Nordfrankreich und England übergesiedelten Kelten in West-, Süddeutschland und der Schweiz. Der Bereich der gleichfalls nordindogermanischen Germanen beschränkte sich in ihrer frühesten Stammesgruppierung ausgangs der Steinzeit

[17]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 283.

auf Südskandinavien, Dänemark und das nächstliegende Norddeutschland. Daß diese urgermanischen Gebiete in jener frühesten Bildungsepoche dem soeben ausführlich geschilderten Mitteleuropa vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen, bedarf keiner besonderen Darstellung oder nur Hervorhebung. Haben wir doch am Schluß des Steinzeit-Kapitels auch Einzelheiten dieses germanischen Gebietes vorgeführt, wie z. B. die in rätselhaft hoch gesteigerter Kunstfertigkeit und gleichwertig feinem Kunstempfinden hergestellten Waffen aus Feuerstein, denen wir nur mit kopfschüttelndem Erstaunen gegenüberstehen können.

Noch viel Erstaunlicheres bietet die **germanische Bronzezeit**, d. h. die Kultur eines Gebietes, das sich nicht auf Skandinavien und Schleswig-Holstein beschränkt, sondern sich auch über einen breiten Küstenstrich Norddeutschlands erstreckt, zuerst nur zwischen Ems und Oder, später, während der jüngeren Bronzezeit, zwischen Ems und Weichsel. Und dieser Umstand, daß die germanische Leistung während der Bronzezeit so erstaunlich hoch ist oder richtiger nur, daß die Überlieferung des germanischen Eigens gerade dieser Zeit infolge Zusammentreffens verschiedener förderlicher Umstände so viel reicher ist und für uns lernbegierige Nachfahren so viel günstiger sich gestaltet hat, als die der Denkmäler späterer Zeit, macht es erklärlich, daß die Forscher, die außerhalb des Gebietes der germanischen Bronzekultur wohnten, anfangs nicht an den Eigenwuchs dieser germanischen Kultur glaubten.

Die **Bronzeerfindung**[18]) sollte ja überhaupt aus dem Orient stammen: zuerst riet man natürlich auf Indien; als man dort aber vergebens nach nennenswerten Zeugnissen einer Bronzekultur suchte und in der Hauptsache nur Kupfergeräte fand, ging die Vermutung auf Mesopotamien. Doch auch hier sind bisher keine besonderen Erfolge für die Altbabylonisten zu verzeichnen gewesen. Der gesamten vorderasiatischen Bronzekultur mangelt die reiche Entfaltung, wie sie die europäische, namentlich in Italien und im germanischen Norden, aufweist; statt dessen zeigt sie eine merkwürdige Unfähigkeit zur Weiterentwicklung ihrer Formen. Und die Anfänge dieser orientalischen Bronzezeit lassen sich selbst für Ägypten, wo jetzt eine genaue absolute Zeitbestimmung, d. h. eine Zählung nach Jahrhunderten, bis ins 4. Jahrtausend vor Chr. mit Sicherheit festgelegt werden konnte, nicht weiter als bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen, also nicht in so frühe Zeit setzen, wie die Anfänge der europäischen Bronzezeit. Zudem verbietet schon der in allem und jedem abweichende Charakter der ägyptischen, wie der vorderasiatischen Formen der Bronzezeit gegenüber der europäischen Bronzekultur an sich hier die Annahme eines orientalischen Einflusses auf Europa.

Wichtiger noch als die Frage der Bronzeerfindung war die Frage, auf welchem Wege die Kenntnis dieser Erfindung in den Norden gekommen sei, und ob die nordischen Bronzen selbst einheimisch oder eingeführt wären. Als der Rektor Danneil in Salzwedel auf Grund seiner Ausgrabungsergebnisse und ebenso der Museumsdirektor Chr. J. Thomsen in Kopenhagen auf Grund der dänischen mehr aus Zufallsfunden zusammengesetzten vorgeschichtlichen Sammlung, also jeder in selbständiger Weise, das sog. **Dreiperiodensystem** entdeckt hatten, d. h. die zeitliche Folge eines Steinzeitalters, Bronzezeitalters und Eisenzeitalters, und diese Lehre zufällig zu gleicher Zeit, im Jahre 1836, veröffentlichten, da hatte man im Norden und in Norddeutschland die Meinung, die in Südeuropa entstandene und dort zu Homers Zeiten herrschende Bronzekultur sei später, aber noch vor Cäsar, zu den Kelten nach West- und Mitteleuropa vorgedrungen und schließlich in frühgeschichtlicher Zeit, etwa um Chr. Geb., zu den Germanen gekommen, wo sie boden-

[18]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 284.

ständig geworden sei, nachdem inzwischen in Südeuropa die Bronzekultur längst durch eine Eisenkultur verdrängt worden war. Wenn diese Anschauung auch noch sehr weit entfernt war von einer richtigen Einschätzung der europäischen Kulturverhältnisse zur Bronzezeit, so war sie doch für ihre Zeit gewiß erstaunlich vernünftig. Da sie aber für den germanischen Norden eine gewisse Selbständigkeit frühgeschichtlicher Kulturschöpfung behauptete, konnte sie in Deutschland nicht durchdringen gegenüber jenen damals aufkommenden Neigungen der Wissenschaft, in phantastischer Weise eine ins maßlose gesteigerte Kulturhöhe der Kelten,

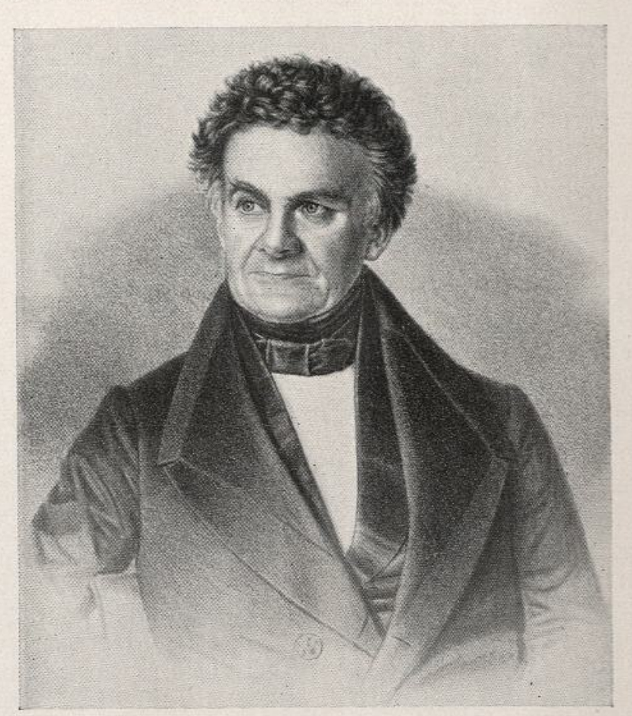


Abb. 129. Joh. Friedr. Danneil, geb. 18. März 1783 zu Kalbe a. M., gest. 20. Januar 1868 zu Salzwedel.

gewissermaßen eine keltische Weltherrschaft anzunehmen. Die „Keltomanen" schrieben die Herstellung der schönen Bronzen in ganz Europa ausschließlich den Kelten zu und ließen diese nach ihrer Ansicht das klassische Griechentum an Höhe womöglich noch überragende keltische Bronzekultur in Mitteleuropa durch den Einbruch der noch in steinzeitlicher Roheit zurückgebliebenen Germanenhorden vernichtet werden. Jahrzehntelang konnte damals in großen Teilen Deutschlands kein Stückchen Bronze aus alten Gräbern gehoben werden, ohne Jammer und Verwünschung über die barbarische Vernichtung einer uralten Kultur durch dieselben Germanen, deren angeblicher Zerstörungslust ja schon eine andere angebliche Kulturzerstörung, der Untergang der römischen Bildung, auf die Rechnung geschrieben wurde. Dem nationalen Gewissen wurde somit eine neue schwere Last in leichtfertigster Weise aufgewälzt. Die Sorge, ob dies wissenschaftlich zu verantworten sei, beunruhigte die Keltomanen wenig, entsprach ihr Treiben doch so recht dem deutschen Hange zur Selbstanklage. Und selbst ein in manchen Dingen

auch auf dem Gebiete der Vorgeschichte trefflicher skandinavischer Forscher, der schwedische Zoologe Sven Nilsson, verfiel der Keltomanenseuche; auch er ließ in der ersten Auflage seines Buches über „Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens" während der Bronzezeit Skandinavien von Kelten bevölkert sein (1843). Bezeichnend für das allgemein herrschende wissenschaftliche Vorurteil der ersten Hälfte und der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind die Worte des Wiener Historikers Mathias Koch: Für deutsche Länder kann als Regel gelten, daß die in Gräbern gefundenen Anticaglien von Bronze und Gold, wenn sie nicht römisch sind, notwendigerweise keltisch sein müssen, weil es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen anzueignen.... Gräber, deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können (1856).

Wie jede Seuche, so erlebte auch die Keltomanie in Deutschland ihren Höhepunkt und dann ihren raschen Verfall, freilich nur um von einer anderen Seuche abgelöst zu werden. Diese neue Krankheitserscheinung, die uns heute noch weit unbegreiflicher und widerwärtiger erscheint als die Keltomanie, war die Phönizierseuche. Wir haben uns mit ihr schon im Steinzeit-Kapitel beschäftigen müssen, als wir die Frage der Erfindung unserer Schrift erörterten (oben S. 11f.). Wir sahen, daß merkwürdige Umstände in der griechischen Kultur- und Ausbreitungsgeschichte den Grund zu der falschen Auffassung der Bedeutung der Phönizier gelegt hatten. Zu den wirklich fieberhaften Phantasien über die Phönizier als Schöpfer der Kultur und Bildung des gesamten Europa schritt man aber erst im 19. Jahrhundert fort, dank der angeblich voraussetzungslosen, tatsächlich jedoch in einen Rattenkönig von Vorurteilen tiefst verwickelten deutschen Wissenschaft, an deren Spitze in dieser Frage der völlig kritiklose Forscher Movers stand. Der Einfluß seines bändereichen Geschichtswerkes über die Phönizier hat noch den ersten Band der berühmten Deutschen Altertumskunde von Karl Müllenhoff in so bedauerlicher Weise tief geschädigt.

Es wurde oben schon bemerkt, daß der phönizische Seehandel erst in die Zeit des 10.—8. Jahrhunderts vor Chr. gehört. Durch Anlage von Kolonien an den Küsten des Mittelmeeres suchten die Phönizier den Seehandel und die Seeherrschaft sich zu sichern; doch geschah das nicht längst in dem Maße, namentlich nicht an den griechischen Küsten, wie es die frühere Geschichtsschreibung (M. Duncker, E. Curtius, J. Burckhardt, H. Kiepert, C. Wachsmuth) annahm, der schon von dem kritischen Alfred v. Gutschmid vorgeworfen wurde, daß sie wahre „phönizische Reunionskammern" eingerichtet habe.

Es bezeichnet darum den Höhepunkt des phönizischen Fieberanfalls in der neueren Wissenschaft, wenn der Schwede Nilsson, der mittlerweile seine überlebte Annahme keltischer Bronzezeitbevölkerung in Skandinavien hatte fallen lassen, in der zweiten Auflage seines Werkes über die „Ureinwohner des skandinavischen Nordens" die ganze Hinterlassenschaft der nordischen Bronzekultur den in Skandinavien tief eingedrungenen Faktoreien der Phönizier zuschrieb. Die Aussicht auf Gewinn aus dem Handel mit Bernstein und Pelzen und aus der reichen Fischereigelegenheit in den nordischen Meeren hätte die Phönizier bewogen, die Handelskolonien, die sie schon längs der westeuropäischen Küste und namentlich in England wegen seines Zinnreichtums angelegt hätten, von dort bis in den Süden und das Innere Skandinaviens vorzuschieben. Dort hätten sie eine noch halbwilde Urbevölkerung angetroffen, die auf der Stufe der Steingräber sich befand, während sie selbst auf der Stufe der älteren Bronzezeit gestanden hätten. Alle skandinavische Bildung ruhe auf der Grundlage dieser phönizischen Kultureinfuhr, so der ausgebildetere Ackerbau, die Bereitung von Meth und Bier, die entwickeltere Art der Fischerei, die vom

Thunfisch des Mittelmeeres auf den Lachs des Nordens übertragen worden sei, so vor allem die großenteils noch heute im nordischen Volke herrschenden religiösen Vorstellungen, insonderheit auch der Baalsdienst, d. h. die Verehrung des Sonnengottes, dem die Phönizier im südenglischen Zinnland die großartigen Steintempel von Stonehenge und Avebury erbaut hätten und auf den auch die heiligen Zeichen des Orients hinweisen (Spirale, Palmwedel usw.), die sich auf den Stein-Grabmälern zu New Grange bei Dublin, wie zu Kivik in Schonen befinden, ebenso die heiligen bronzenen Kesselwagen in den Gräbern von Peckatel bei Schwerin und Ystad in Schonen, die den vom Phönizier Hiram für den salomonischen Tempel geschaffenen entsprächen, endlich auch die heiligen Goldschalen des Nordens, die den goldenen Trankopfer-Schalen entsprächen, die Moses (2. Mos. 25, 29) auf Befehl des Jehovah für den Schaubrottisch anfertigen ließ. Daß die schönen älteren Bronzegeräte und Bronzewaffen des Nordens von den dort angesiedelten Phöniziern geschaffen und nur von ihnen benutzt worden seien, wie sie nur in ihren dortigen Gräbern gefunden würden, zeige schon die Spiralverzierung. Nun fehlt zwar die Spiralverzierung den Semiten des Orients vollständig, man hielt sie aber zu Nilsons Zeiten, wie bis vor nicht zu langer Zeit für eine ägyptische Erfindung, weil sie vereinzelt und dazu in Entartung auch in Ägypten vorkommt und alles Ägyptische nach eingewurzeltem Vorurteile natürlich nur dort entstanden sein konnte. Wir wissen es jetzt besser. Aber Nilsson machte es keine Gewissensbisse, wenn er nach der Formel: Ägypten ist Orient, Phönizien ist Orient, also ist Ägypten = Phönizien, die angeblich ägyptische Spirale nun gar auch den Phöniziern zueignete. Eine Bekräftigung seiner Ansicht sah er darin, daß die Griffe der alten nordischen Bronzeschwerter und Bronzedolche auffallend kurz sind, nur $5^1/_2$ cm lang, was im Verein mit den für den Arm einer erwachsenen nordeuropäischen Frau oft viel zu enge gestalteten Gold- und Bronzearmbändern des Nordens die Gewißheit gäbe, daß Schwerter wie Armschmuck einer kleingewachsenen orientalischen Bevölkerung angehört haben müßten. Nilsson wußte eben nicht, daß die Schwerter der älteren und mittleren Bronzezeit nur Stichwaffen waren und daß man bei diesen nur mit drei bis vier Fingern den Griff umfaßte, während der Daumen als Stütze der Hand auf den Oberteil der Klinge gestemmt wurde. Für diese Handhabung haben die Griffe der alten Bronzeschwerter aber gerade die richtige Länge. Hiebschwerter dagegen waren erst die viel längeren und mit völlig veränderter Klingengestalt versehenen Schwerter der jüngeren Bronzezeit, die wegen dieser ihrer Größe, und weil sie der nun längst abgekommenen Spiralverzierung entbehren, von Nilsson als späte schlechte Nachahmung der alten phönizischen Schwerter aus der Hand der einheimischen nordischen Bevölkerung angesehen wurden.

Alles das, was Nilsson als Beweis vorbringt, und ebenso, was er beweisen will, ist zwar an sich schon teils sofort, teils sehr bald als hinfällig erkannt worden. Es genügt indes schon die früher gegebene Feststellung, die daß Phönizier niemals an der westeuropäischen Küste gewesen sind, viel weniger in der Nord- oder gar in der Ostsee, um Nilsons Kartenhaus in sich zusammenstürzen zu lassen. Und für die Bronzezeit Europas könnte ja der wirklich festgestellte kurze phönizische Handel schon deswegen nicht die geringste Bedeutung besitzen, weil er einer Zeit angehört, die in Südeuropa bereits Eisenzeit ist und in Nordeuropa das Ende der Bronzezeit bedeutet, wo Eisen auch bereits häufig erscheint. Nilssons Buch fand trotz alledem reichen Beifall, wurde in die drei Welt-Kultursprachen übersetzt und begeisterte den Franzosen Rougemont dazu, in einer Nilssons Phantasien noch weit übertrumpfenden, fabelhaften Kompilation den Kulturträgerberuf der Phönizier auf die Semiten überhaupt auszudehnen (1866). Selbstverständlich hatte

man in Deutschland nichts eiligeres zu tun, als auch dieses ausländische Machwerk, das sich „Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident" (1869) betitelte, einem hochgeehrten deutschen Publico durch Übertragung in das geliebte Deutsch so nahe wie möglich zu bringen.

Indes wie jede Verkehrtheit ihre Zeit hat, so war es auch mit dem Phönizierwahn: heute ist er längst eine wissenschaftlich überwundene Sache; und wenn er trotzdem in Laienkreisen noch weiter gehegt und gepflegt wird, so ist dies nach dem Gesetze der Trägheit nun einmal unvermeidlich. An diesem Urteil ändert auch die Tatsache nichts, daß ein auf dem Gebiete bronzezeitlicher Ausgrabungen in Spanien so epochemachender Forscher, wie der belgische Großindustrielle Siret, gleichzeitig den wunderlichen Laiensport treibt, über angeblich uralte vorgeschichtliche Reiche der Phönizier in Spanien und ihre übermächtigen Kultureinflüsse seit der frühesten Bronzezeit sich eine phantastische Märchenwelt zu ergrübeln, die er in zahlreichen dickleinigen Schriften den kopfschüttelnden Fachleuten mit bedauerlicher Hartnäckigkeit immer wieder auseinandersetzt.

War die Keltomanie in West- und Nordeuropa von dem Phönizierwahn abgelöst worden, so geschah dies in West- und Süddeutschland statt dessen durch den Römer- und Etruskerwahn, also durch eine italienische, eine südeuropäische Krankheit. Diese Krankheitsperiode entfesselte einen wahren Bronzekulturkampf, der sich bei den grimmigsten Stürmern und Drängern schließlich gar gegen die Ansicht vom Bestehen einer reinen Bronzezeit überhaupt, zum mindesten in West-, Mittel- und Nordeuropa, richtete. Ludwig Lindenschmit in Mainz war es, der im Verein mit Chr. Hostmann als der fanatischste Anhänger des Glaubens sich betätigte, alle besseren Bronzewaren der nordischen Bronzezeit wären etruskisches Fabrikat, und seiner kurzsichtigen Hartnäckigkeit ist es zuzuschreiben, wenn jener Kampf vier bis fünf Jahrzehnte lang, man kann sagen bis zum Tode Lindenschmits (1893) anhielt und eines der schwersten Hemmnisse für den raschen Aufschwung der deutschen Vorgeschichtsforschung wurde, die damals gegen die aufs schnellste fortschreitende dänisch-skandinavische Forschung so stark ins Hintertreffen geriet, daß erst in unserem Jahrhundert dies Mißverhältnis wieder ausgeglichen ist.

Infolge der beschränkt historisierenden Auffassung, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die deutsche Vorgeschichtsforschung mit Ausnahme des trefflichen Schweriner Begründers der norddeutschen Prähistorie, Friedrich Lisch, beherrschte, huldigten Lindenschmit und Hostmann allen Vorurteilen des antiken Südeuropa, insonderheit auch dem, daß die Völker nördlich der Alpen durchweg unkultiviert seien und zwar je weiter nach Norden, desto unkultivierter. Sie dachten sich die Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa bis zu Chr. Geb. herabreichen, dann wäre eine Zeit gefolgt, wo die Germanen bar alles eigenen Könnens von den für sie abfallenden Brocken einer rein römischen Kultur gelebt hätten, bis dann endlich in merowingischer Zeit eine früheste allgemein germanische Metallkultur mit ausgeprägtem Stile entstanden sei, hervorgerufen durch die Schulung der Germanen an römischer Technik und römischem Geschmack. Eine einheimische Bronzezeit der Germanen habe es nicht gegeben, könne es schon deswegen nicht gegeben haben, weil den herrlichen nordischen Bronzen keine gleich hochentwickelten Tongefäße zur Seite gehen, während sonst überall in Zeiten einer Kunstblüte Metalltechnik und Keramik gleich hohe Stufen erklimmen. Alle besseren Bronzegeräte seien vielmehr aus Italien eingeführt worden und in der Zeit vor Chr. als altitalisch-etruskische, in den Jahrhunderten nach Chr. einfach als römische zu bezeichnen. Nur wenn Lindenschmit einmal besonders sänftiglich gestimmt war, machte er wohl das Zugeständnis, die roheren und schlechter ge-

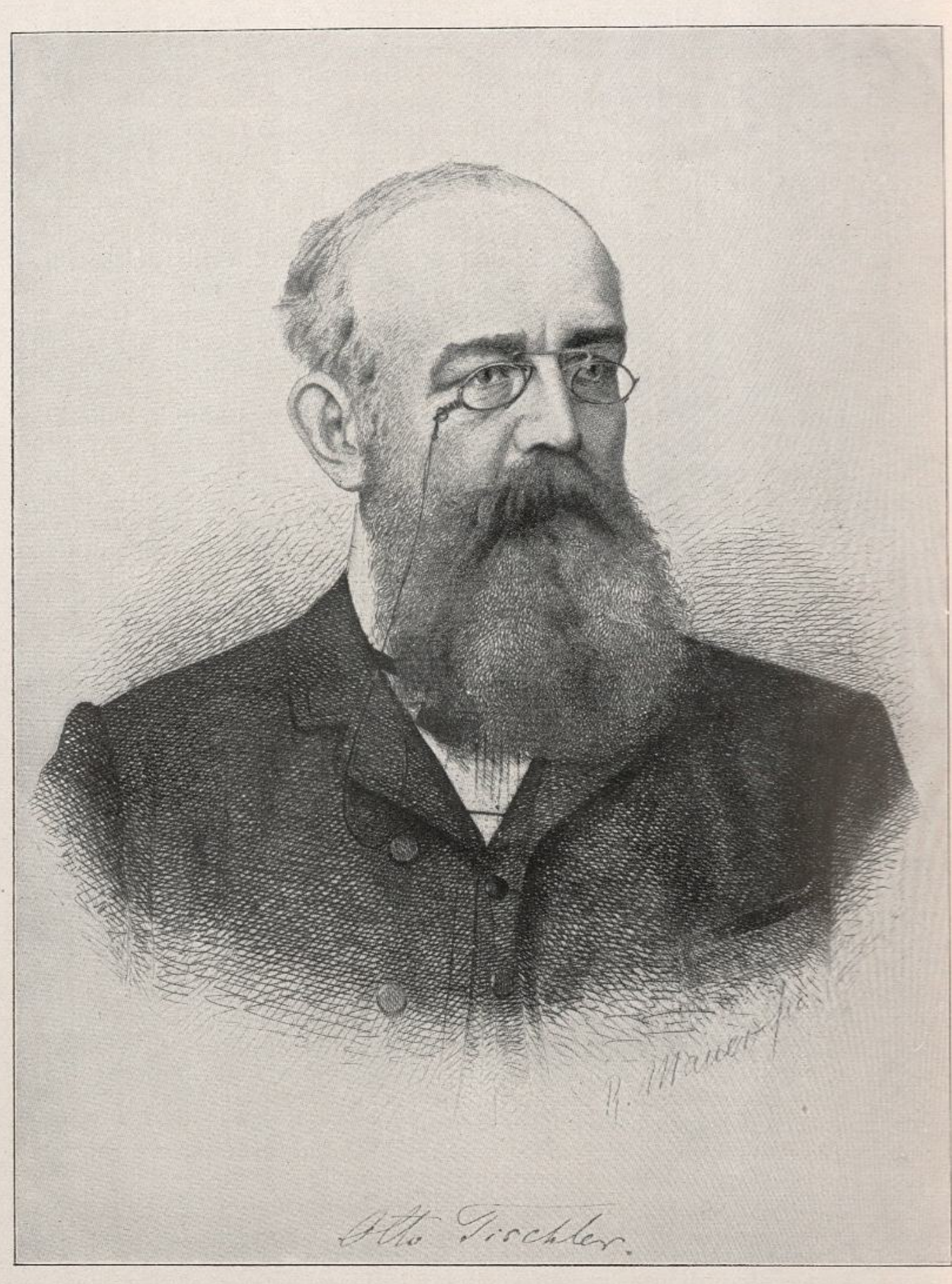


Abb. 130. Otto Tischler.
Geb. am 24. Juli 1843 zu Breslau, gest. am 18. Juni 1891 zu Königsberg i. Pr.

ratenen Bronzegegenstände könnten wohl als einheimisch-germanischer Nachguß der eingeführten südeuropäischen Bronzen gelten. Fragte man ihn aber, wie man diese beiden Klassen klar scheiden sollte, so hüllte er sich in ein Schweigen, das nur zu verdächtig war, weil es zeigte, daß er selbst nicht imstande war, die Scheidung vorzunehmen. Und dies kam wieder daher, daß man im vorigen Jahrhundert außerhalb des Kulturreichs der germanischen Bronzezeit nur in einigen Gebieten Europas eine reicher entwickelte Bronzezeit kannte, oder besser allmählich kennenlernte, wie in Ungarn, Böhmen, in der Schweiz, während in West- und Süddeutschland diese Kulturperiode damals noch fast unbekannt geblieben war und statt dessen die sog. merowingische Kultur im Vordergrunde der Ausgrabungen und der wissenschaftlichen Teilnahme überhaupt stand. So hat Lindenschmit Zeit seines Lebens eine recht mangelhafte Vertrautheit mit der Bronzezeit im allgemeinen und der germanischen Bronzekultur im besonderen besessen. Unverwandt dagegen starrte sein Blick einerseits auf die verhältnismäßig so spärlich auftretenden getriebenen Bronzegefäße der süddeutsch-österreichischen Hallstattkultur, die auch wir noch heute teilweise als etruskische Einfuhr ansehen, anderseits auf die schönen germanischen Fibeln der Kaiserzeit, die man damals, mit Unrecht zwar, allgemein für römische Arbeiten hielt. Beide Klassen von Gegenständen beweisen natürlich gar nichts für die eigentliche Bronzezeit, der sie nicht angehören.

Zur Klärung der Tatsache, daß die nordischen Formen der Bronzegeräte eben nur auf den Norden beschränkt, sonst aber in Europa nicht zu finden wären, verfielen Lindenschmit und Hostmann auf den abenteuerlichen Gedanken, daß die römischen Exportfabriken große Sammlungen von Mustern gehabt hätten, die sie für jedes Land je nach seinem Geschmack verschieden ausgestattet hätten. Also ein völlig moderner Betrieb im alten Rom — wahrscheinlich auch schon mit unzähligen Musterreisenden, denn vielfach haben charakteristische Formen ein außerordentlich kleines Herrschaftsgebiet, so daß ihr Gebiet zuweilen nur dem einer preußischen Provinz gleichkommt. Und noch wunderbarer ist wohl, daß selbst diese provinziellen Typen eine jahrhundertelange Entwicklung durchmachten, die sich in annähernd denselben Grenzen vollzieht. Sollte eine römische Fabrik ein so zähes Leben geführt oder ihre Muster zu typologischer Fortbildung an eine andere Fabrik vererbt haben, die diese nun wieder für genau dasselbe Absatzgebiet bearbeitete? Die sog. Gießerfunde, die aus Ansammlungen zerbrochener oder mißratener Bronzen bestehen — die ja durch ihren bloßen Metallwert einen Schatz darstellten —, sehr oft aber auch das Handwerkszeug des Gießers mit enthalten, sollten „Sammelerz" darstellen, das zum Rücktransport nach den italienischen Fabriken durch die fahrenden südlichen Händler abgeholt wurde. Die etruskischen Händler selbst sähen wir in den so prachtvoll ausgestatteten Bestattungen der Baumsarggräber Schleswig-Holsteins und Jütlands, wo ihre Leichen in der nordischen „Wintertracht" der Etrusker beerdigt seien: und was dieser Tollheiten mehr waren! Wenig liebenswürdig war es, daß man später diese Herren „Etrusker", die oft übrigens in Gemeinschaft mit ihren Frauen die Nordlandreise ausgeführt haben müssen, als blondhaarige Leute erwies.

Da diese Gedanken und Beweisgründe gegen die germanische Bronzekultur in West- und Süddeutschland jahrzehntelang unverändert immer von neuem erschienen, wurden sie bald zu alten Ladenhütern. Ihre Schöpfer arbeiteten damit so, wie Goethe es einmal darstellt: Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unserige nicht achten. Etwas Neues und, wie er meinte, Erfolgreiches brachte Hostmann in den Streit, indem er die Behauptung aufstellte, die wunderbaren schönen und oft sehr reich ausgeführten eingetieften Linienornamente, insonderheit die prachtvollen Spiralen, aber auch

die langen tiefen Linienfurchen auf den Schwertklingen — die wir bald genauer kennenlernen werden (S. 82, 87) —, könnten nur mit einem Gravierstichel aus gehärtetem Stahl in die Bronzeflächen eingeschnitten sein. Die Widerlegung dieser Behauptung war geliefert, als ein Kopenhagener Goldschmied auf einer Messingscheibe mit einer kleinen Messingpunze die schönen nordischen Spiralornamente in technisch übereinstimmender Weise, wenn auch natürlich nicht entfernt in gleicher Vollkommenheit einzuschlagen vermochte. Solche kleinen schmalen Meißelchen, Bronzepunzen, wie sie die Künstler der Bronzezeit auf die Bronzefläche aufgesetzt und dann mit einem kleinen Hammer hineingeschlagen haben müssen, waren aus den alten Gießerfunden auch zur Genüge bekannt. Eine Untersuchung der Spiralornamente mit der Lupe schloß noch bestimmter die Möglichkeit einer Gravierung aus, da man nun die dicht nebeneinander gesetzten kleinen Einschläge erkannte, aus denen sich die Kreislinien zusammensetzen, und ebenso auf der Rückseite der verzierten Flächen die schwachen Erhöhungen bemerkte, deren jede einem auf die Vorderseite geführten Punzenschlag entspricht.

Die feinste Untersuchung lieferte hier jedoch der vorzüglichste deutsche Vorgeschichtsforscher des 19. Jahrhunderts, der ausgezeichnete Königsberger Gelehrte Otto Tischler. Als Hostmann nämlich seinen Gravierstichel notgedrungen fallen ließ, nun aber immer noch die Anwendung von gehärteten Stahlpunzen als unbedingtes Erfordernis für die Herstellung der nordischen Bronzeornamente hinstellte, zeigte Tischler durch den Versuch, daß mit Stahlpunzen auf den alten Bronzen stets nur so scharfe und harte Linien zu erreichen sind, wie sie die Originalbronzen niemals aufweisen. Vielmehr sind die Linien dort weicher und auch ungenauer, wie sich besonders klar unten im Grund der eingepunzten Linien zeigt, wo sie nicht dünn und scharf sich zuspitzen, sondern breit abgerundet sind. Ein solches Verhalten war notwendig bei Anwendung von Bronzepunzen, deren Schneide nach kürzestem Gebrauch alsbald die Schärfe verliert, breit und stumpf wird und es bleibt, bis der Künstler eine neue Anschärfung vornimmt.

Von allen Einwänden Lindenschmits mag nur noch einmal des Einen gedacht sein, daß dem germanischen Norden innerhalb der Bronzezeit die hochstehende Keramik abgehe. Denn hier entspricht die Behauptung wenigstens den Tatsachen, wenn auch die Schlußfolgerung gegen die Bodenständigkeit der nordischen Bronzekunst natürlich hinfällig ist. Während der Steinzeit hat nicht nur Deutschland, sondern auch das nordindogermanische Schonen und Dänemark, wie wir oben gehört, wenn auch leider zu wenig gesehen haben, eine ebenso schöne, als reich entwickelte Keramik. Dies hört auf, sobald der Schluß der Steinzeit naht. Skandinavien und Dänemark liefern nun keine nennenswerte Tonware mehr. Nordische Fachgenossen haben mir öfters versichert, daß für sie die hervorragendste Bedeutung des Berliner Museums — freilich nur in der Erscheinung, die seine Aufstellung bis zum Jahre 1908 zeigte —, darin bestände, daß es eine überwältigende Fülle schöner Keramik, namentlich auch Bronzezeitkeramik biete, die dem Norden fremd sei und in nordischen Museen ja auch nicht zu bemerken ist.

Ich selbst habe früher das so zu erklären gesucht, daß ich sagte, die Germanen hätten seit Beginn der Bronzezeit die ganze Betätigung ihres entwickelten Kunstsinns der Bronzetechnik zugewandt, nicht mehr der Keramik. Daß Lindenschmits Meinung in diesem Punkte eine vorgefaßte ist, wird schon klar, wenn man auf die beiden Nachbarn der Germanen in Mitteleuropa blickt: die Illyrier und die Kelten. Beide Stämme entwickeln in der älteren Bronzezeit eine sehr geschmackvolle Keramik, aber sie bleiben hinter den Germanen stark zurück, zumal die Kelten, sobald wir ihre Bronzen mit denen der Germanen vergleichen. Es ist also eine unrichtige, durch die Tatsachen widerlegte Meinung, wenn man be-

hauptet, Metalltechnik und Keramik müßten bei einem Volke stets auf gleicher Höhe stehen[19]).

Ich möchte hier noch einen für diese Frage wichtigen Punkt anführen, nämlich die Bedeutung der Grabgebräuche. Es leidet keinen Zweifel, daß der germanische Grabritus der Bronzezeit die Beigabe von Tongefäßen verschmähte, wahrscheinlich also auch die Beigabe von Wegezehrung für das Jenseits. Der heldenhafte Sinn, den der Germane in allen Lebenslagen bekundete, zeigte sich also auch darin, daß er zwar nur in voller Waffenrüstung die Fahrt in das unbekannte Land antreten wollte, ebenso die Germanin in der für ihren Beruf wichtigen Ausstattung, aber auf die Vorsorge für die alltäglichen Bedürnisse dabei verzichtete: denn einem Helden mußte dies alles von selbst zufallen. Es ist derselbe Geist, der, nach einer bis auf Aristoteles zurückgehenden Nachricht, die Anwohner der Nordseeküste, mögen es nun Kimbern oder andere Germanen gewesen sein, beseelte, wenn sie bei Überschwemmungen oder Sturmfluten, sobald kein Entkommen mehr möglich war, ihre Waffen anlegten — nicht um die andringenden Wogen zu bekämpfen, wie die griechischen Gelehrten in ihrer, germanischem Wesen so verständnislos gegenüberstehenden Denkart es sich zurechtlegten, sondern um in ihrem besten Schmuck als Helden und Krieger den Tod zu finden, der ihnen auf dem Schlachtfelde nicht beschieden war. Und wem fiele in diesem Zusammenhange nicht auch die heldenhafte, aller Sorge um irdische Dinge entrückte Art ein, wie einst die Bemannung unseres Kanonenboots Iltis beim Teifun an der chinesischen Küste ihrer letzten Minute entgegensang? Und nun erst die Zeugnisse altgermanischen Geistes im Weltkriege!

Der Umstand, daß die Tongefäße nur dem alltäglichsten Gebrauche in der Küche zu dienen hatten, nicht aber ernsten, heiligen Zwecken, war naturgemäß mit ein Hauptgrund, daß die Gefäßkunst nicht in die Höhe kam. Gefäße der älteren Bronzezeit aus anderem Stoffe, so aus Holz und Bronze, in der mittleren und jüngeren Bronzezeit auch aus Gold, werden wir dagegen in ihrer hohen Vollendung kennenlernen. Die Sitte, die Tongefäße als Grabbeigaben zu verwenden, nahmen nur die norddeutschen Germanen und nur allmählich, d. h. erst in der jüngeren Bronzezeit, von ihren Nachbarn an, in der Hauptsache von den Illyriern. Darum zeigen diese späten germanischen Tongefäße überall illyrische Formen oder Anklänge an solche und dürfen demnach bei der scharfen Umgrenzung des germanischen Siedlungsgebietes nur mit der nötigen Vorsicht und nur von einem Forscher mit umfassendster Stoffkenntnis herangezogen werden, im Gegensatze zu den germanischen Bronzen, deren geschlossenes Verbreitungsgebiet die sicherste Unterlage für die Bestimmung der Ausdehnung germanischer Siedlung abgibt: ein Verhältnis, das ich schon vor einem Vierteljahrhundert erkannte und das sich mir trotz des auf „allgemeinen" Erwägungen beruhenden Widerspruchs derjenigen Forscher, die stets nur Keramik studieren wollen, immer sicherer als das richtige erwiesen hat.

Daß die Partei Lindenschmit-Hostmann trotz alledem bei ihren Vorurteilen verharrte, ist nicht so wunderbar, da ihr Anhang vorwiegend aus den damals so kenntnis- und kritiklosen Verwaltern der west- und süddeutschen Provinzial- und Lokalmuseen sich zusammensetzte. Erwähnt mag noch werden, daß auch die Behauptung auftrat, die aus Asien einwandernden Indogermanen hätten die Bronzeerfindung nach Europa gebracht, eine Behauptung, die von dem sonst so trefflichen Schweden Hans Hildebrand zuerst ausgesprochen, dann leider von Karl Müllenhoff in seiner „Deutschen Altertumskunde" gebilligt, schließlich von Unger

[19]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 285.

in der Weise verzerrt wurde, daß er die asiatischen Indogermanen als Schüler der Mongolen die Bronze in Asien kennenlernen und dann nach Europa einführen ließ. Und wenn wir schließlich noch mitteilen, daß es französische und russische Schriftsteller gab, die den wandernden Zigeunern das Ehrenamt übertrugen, Europa mit indischer Bronze zu beglücken, so mag hiermit die Erörterung des Bronzestreites abgeschlossen sein. Die Kampfzeiten hörten auf, wenn auch der Hauptkämpfer unversöhnt weiter focht.

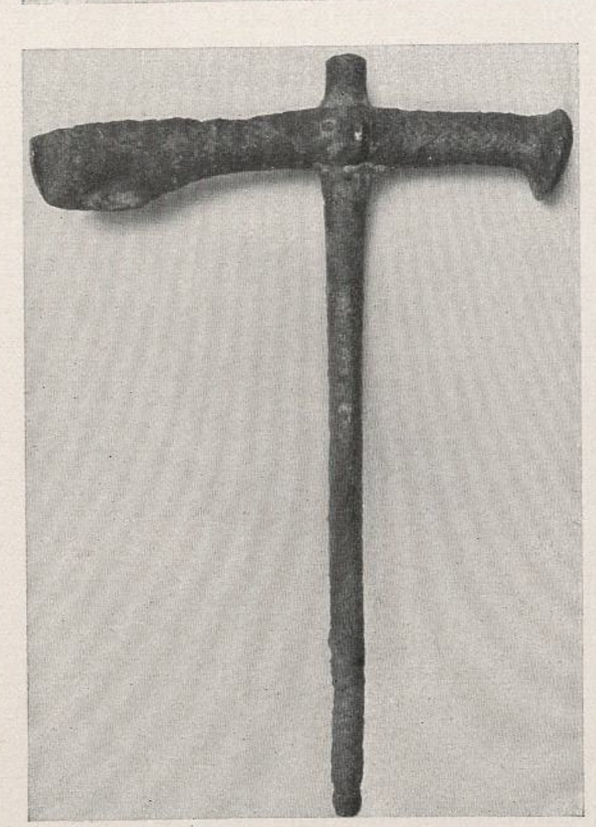


Abb. 131. Bebra, Kr. Rotenburg a. F., Kurhessen. Kupferne Kommandoaxt. Mus. Kassel. Aufsicht und Seitenansicht.

Die Wissenschaft ging endlich über alle diese Dinge mit Recht zur Tagesordnung über, nicht nur im Norden und in Norddeutschland, sondern bald auch im übrigen Europa. Denn in allen Ländern offenbarte sich immer lauter und lauter das einstige Bestehen einer langen, überall durch einheimische Kräfte geschaffenen Bronzekultur, die naturgemäß in jedem Gebiete ihre besondere Stilfärbung hatte. Auch in Südeuropa und selbst in Italien war dies der Fall trotz Römern und Etruskern. So hatte schließlich Germania mit ihrer glänzenden eigen geschaffenen Bronzekultur einen nunmehr unbestrittenen vollen Sieg errungen.

Jetzt konnte man von neuem der Frage nähertreten, wo in Europa die Bronze zuerst aufgekommen sei. Die Antwort lautete: dort, wo dank des Vorkommens reicher und leicht abbaufähiger Kupferlager am frühesten eine starke Kupferindustrie sich entwickelte, und wo sich zugleich diesen Kupferlagern ebenso leicht zugängliche Zinnlager gesellten. Dies war der Fall in Spanien und in Südengland. Aus diesen Ländern mit frühestem Auftreten einer Bronzeindustrie hat sich die neue Erfindung zuerst nach dem südlichen Mitteleuropa, insonderheit dem nördlichen Österreich fortgepflanzt, dann auch die übrigen Gebiete Südeuropas (Italien), Westeuropas (Frankreich), Mitteleuropas (Ungarn, Norddeutschland) und schließlich Nordeuropas erreicht, während Osteuropa völlig versagte und bis heute weiter versagt hat, weil es dort während der Bronzezeit an der Siedlung eines höher-

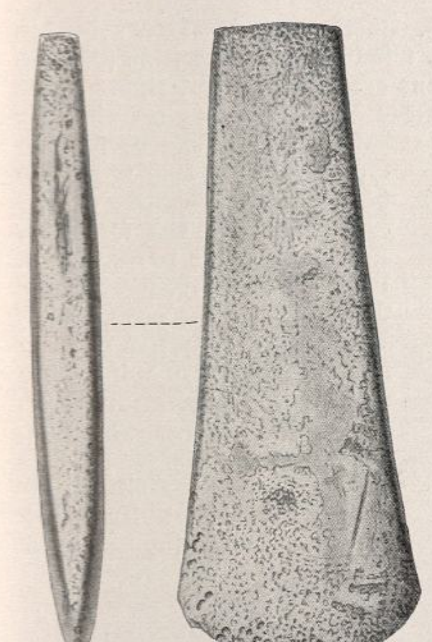


Abb. 132.

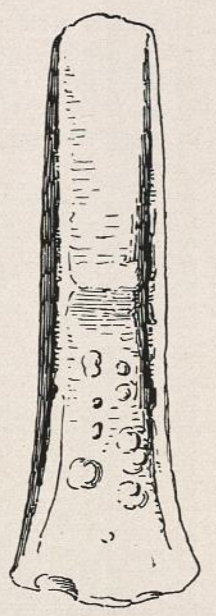


Abb. 133.

Abb. 132. 2/3. Augustenhof, Kr. Wirsitz, Posen. Kupferbeil. Mus. Bromberg.

Abb. 133. 2/3. Gnarrenburg, Kr. Bremervörde, Prov. Hannover. Bronze-Randleistenbeil. Mus. Hamburg.

Abb. 134. 2/3. Loobstedt, Kr. Schleswig. Bronze-Randleistenbeil. Mus. Hamburg.

Abb. 135. Greifenhagen, Pommern. Randbeil der Periode II. Mus. Stettin.



Abb. 134.

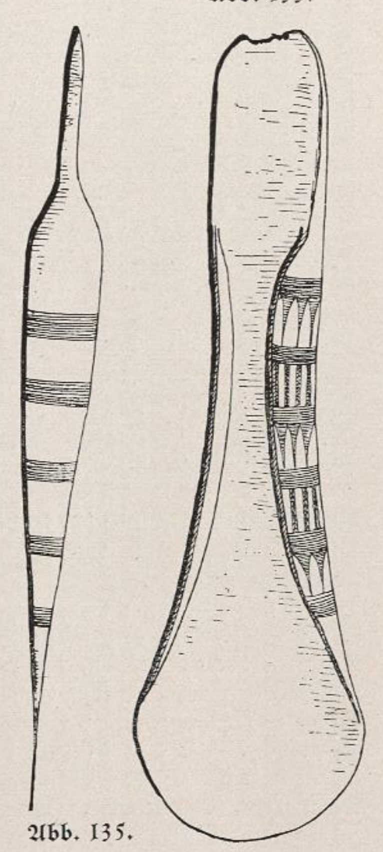


Abb. 135.

stehenden Volksstammes gemangelt haben muß. Überall aber sehen wir neben den allereinfachsten allgemein europäischen Typen, wie dem Beil, das seine spätsteinzeitliche Gestalt allmählich umbildet, sogleich eine große Zahl einheimischer Typen entstehen. Es konnte nun die Vergleichung der Bronzekulturen der einzelnen Länder eintreten, nicht nur zur Erforschung etwaiger Entlehnung von Gerättypen, sondern auch um unabhängig davon die Bewertung der Kunsthöhe des Stils der einzelnen Länder vorzunehmen. Wir sprachen eben von dem vollen Siege der germanischen Bronzekultur, insofern ihre Anerkennung als germanische Kulturleistung durchgekämpft wurde.

Wie groß dieser Sieg war, erkannten wir indes so recht erst, als die Bronzekulturen der anderen Länder unseren enttäuschten Blicken sich mehr und mehr enthüllt hatten.

Mögen wir die bronzezeitliche Metallindustrie Süddeutschlands und der Schweiz oder Frankreichs und Englands oder Ostdeutschlands und Ungarns oder Österreichs und selbst Italiens untersuchen, keine dieser Industrien kann an die nordisch-germanischen Erzeugnisse heranreichen, bei denen wir eine klassisch schöne Formengebung antreffen und eine Ornamentation, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die schönsten Wirkungen erzielt, reich ausgebildet am Schmuck der Frau, sparsamer verwendet bei den Waffen des Mannes. Besonders ist das der Fall in der zweiten der fünf Perioden dieser Epoche, einer Periode (1750 bis 1400 vor Chr.), mit der diese Kultur ihre höchste Blüte erreicht und wo zugleich das schöne Spiralornament die stärkste Vorherrschaft ausübt.

Abb. 136. 2/3. Schlieben, Kr. Schweinitz, Pr. Sachsen. Nordisches reichverziertes Absatzstreitbeil. Mus. Hamburg.

Hier folge zu erster Veranschaulichung dieser Dinge eine Übersichtstafel der Typen dieser zweiten Bronzezeitperiode aus dem dänischen und südschwedischen Anteil Germaniens, Typen, die in völliger Übereinstimmung in Schleswig-Holstein und Vorpommern, mit mancher fremdartigen Zumischung versehen auch im Nordgebiet der Provinzen Hannover, Sachsen, Brandenburg, sowie in Mecklenburg erscheinen. Die Tafel (Abb. 139) bringt nur flüchtige Skizzen und läßt die ganze Schönheit der Stücke nicht erkennen. Doch fallen ohne weiteres die prachtvollen Schwerter, Streitbeile, Streitäxte und Lanzen des Mannes, sowie der Hals-,

Arm-, Gürtel- und Gewandschmuck der Frau auf. Wie sich dies alles im Leben dargestellt haben mag, soll die von Künstlerhand ausgeführte Schilderung der Rückkehr einer Germanenschar von einem im Frühling über See ausgeführten Kriegszuge vor Augen führen (Abb. 140).

Zu vollerer Wirkung gelangen diese Kunstgegenstände erst in der Einzeldarstellung. Ehe wir uns indes einer genaueren Betrachtung derselben hingeben, verlassen wir zunächst lieber diesen Reichtum und diese Schönheit germanischer Bronzezeit und wenden uns einer Vergleichung der germanischen Kultur mit derjenigen der anderen Völker Europas zu. Um nach allen Seiten vollkommen gerecht zu sein, ziehen wir hierbei stets nur die ältere Bronzezeit heran, und zwar genau dieselbe



Abb. 137. Etwa 1/3. Ihlsmoor, Kr. Stade, Prov. Hannover. Bronzeaxt der Periode I c—II a.

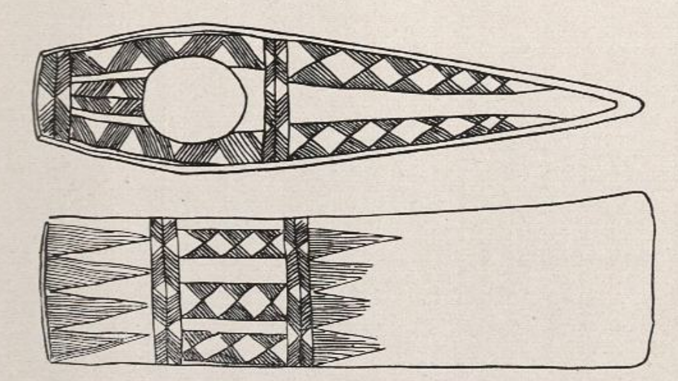


Abb. 138. Lommatzsch, Sachsen, Nordische Bronzeaxt, Periode I c. Mus. Dresden.

Periode II, die wir soeben bei den Germanen betrachtet haben. Zunächst gehen wir zu den gleichfalls nordindogermanischen Kelten, den südwestlichen Nachbarn der Germanen in Süd- und Westdeutschland, in der Schweiz und dem angrenzenden Nordostfrankreich. Ich zeige hier den vollständigen Schmuck einer Keltin aus einem westthüringischen Grabe in der Nähe von Meiningen (Abb. 141, 142). Alles läuft hier in große Doppelspiralscheiben aus: der Nadelkopf der aufrecht gestellten Gewandnadel, die vier wohl als Halsschmuck, vielleicht auch als Kleiderschmuck verwendeten Brillenspiralen (Abb. 141), die Fußknöchelringe (Abb. 142); und es ist nur Zufall, daß die als Unterarmschmuck dienenden Zylinderspiralen an beiden Enden hier nicht auch in Spiralscheiben ausgehen, wie es sonst bei diesen Stücken meist der Fall ist. Die beiden liegend abgebildeten großen Gewandnadeln tragen als Kopf das Sonnenrad: Rad und Kreis-Spirale sind ja in gleicher Weise Abbilder der göttlich verehrten Sonnenscheibe. Überschauen wir das Ganze, so sehen wir, daß dieser Schmuck weder in den Formen noch in den Ornamenten, die grob plastisch, dabei eintönig sind, etwas besonders Hervorragendes bietet[20]).

[20]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 286.

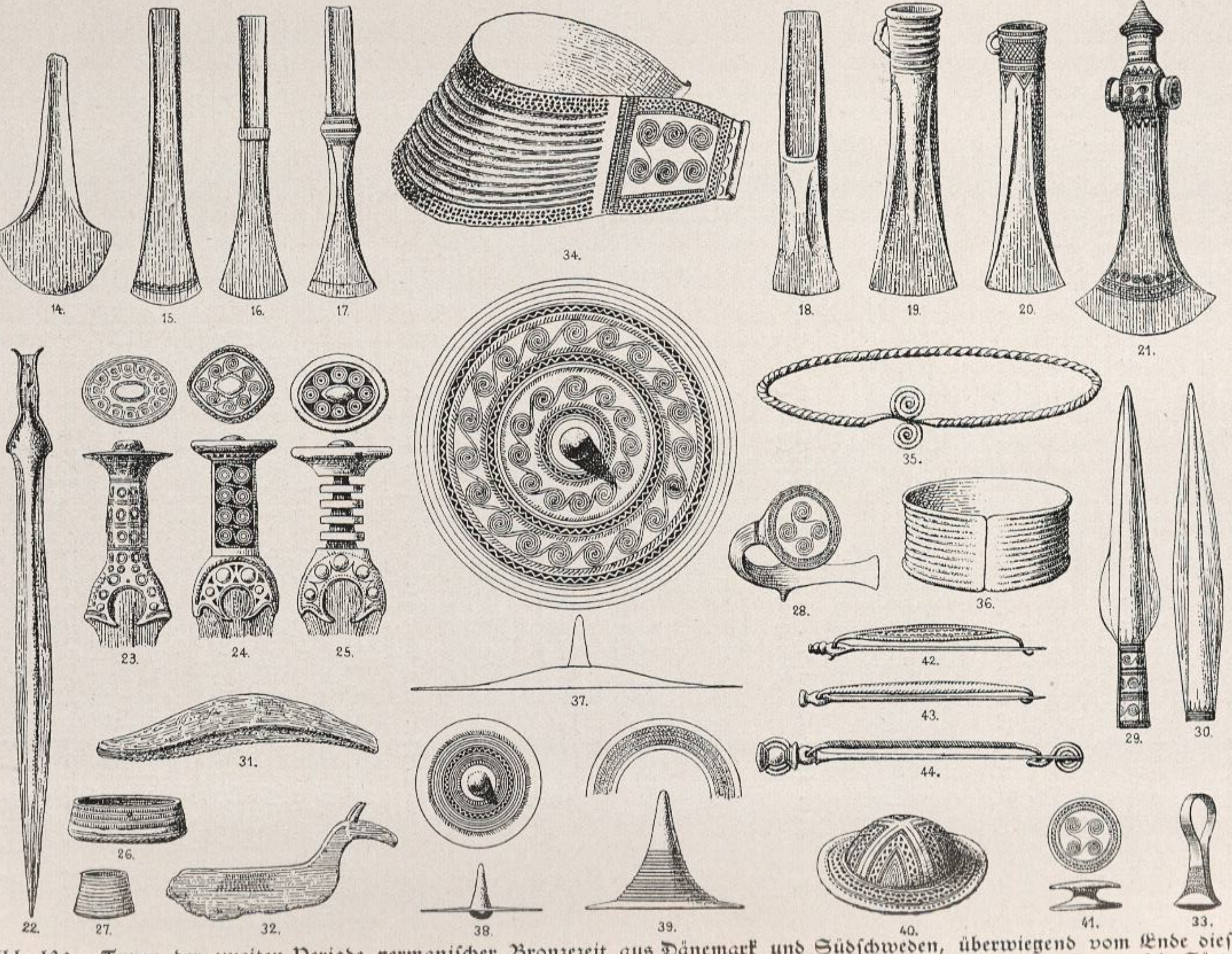


Abb. 139. Typen der zweiten Periode germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Südschweden, überwiegend vom Ende dieser Periode (nach Montelius). Männlich: 14—20. Beilklingen. 21. Prunkaxt. 22—27. Schwerter und Scheidenortbänder. 28. Gürtelhaken. 29, 30. Lanzenspitzen. 31. Säge. 32. Rasiermesser. 33. Haarzange. 40. Schwertriemenbuckelchen. 41. Riemen-Doppelknopf. Weiblich: 34. Halskragen. 35. Halsring. 36. Armband. 37. Gürtelplatte. 38, 39. Gürtelschmuck. 42—44. Gewandfibeln.



Abb. 140. Rückkehr der Krieger aus einem Frühjahrsfeldzug über See in die Heimat.
Zeichnung von Karl Jensen (nach W. Dreyer, Nordens Oldtid. Kopenhagen, Gyldendalsche Buchhandlung).
Die Tracht, die Bewaffnung und der Schmuck von Männern und Frauen entspricht genau den Funden aus den Eichenbaum-Gräbern Schleswig-Holsteins und Jütlands der Periode II der Bronzezeit; die Schiffe und der Pflüger sind nach den Felsenzeichnungen Schwedens aus derselben Periode dargestellt.

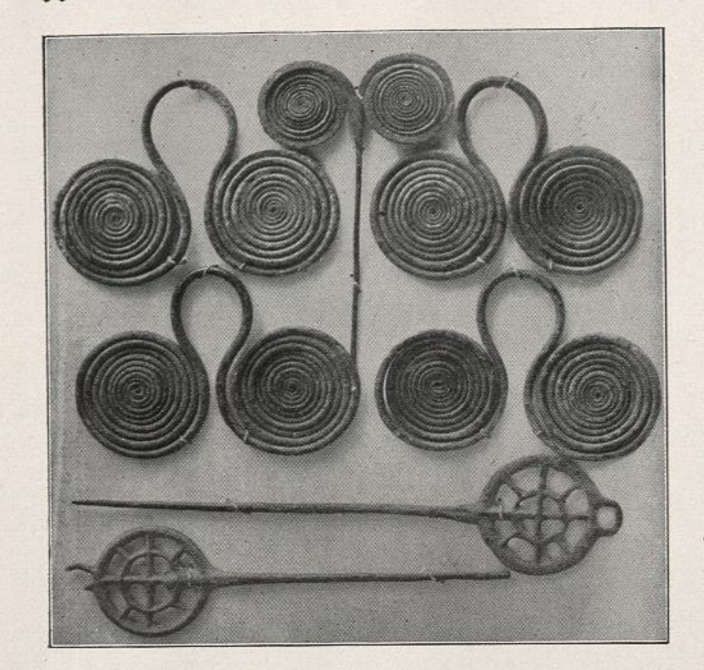


Abb. 141. $^3/_8$. 4 Brillenspiralen; Nadel mit Doppelspiralkopf; 2 Radnadeln vom jüngsten Typus.

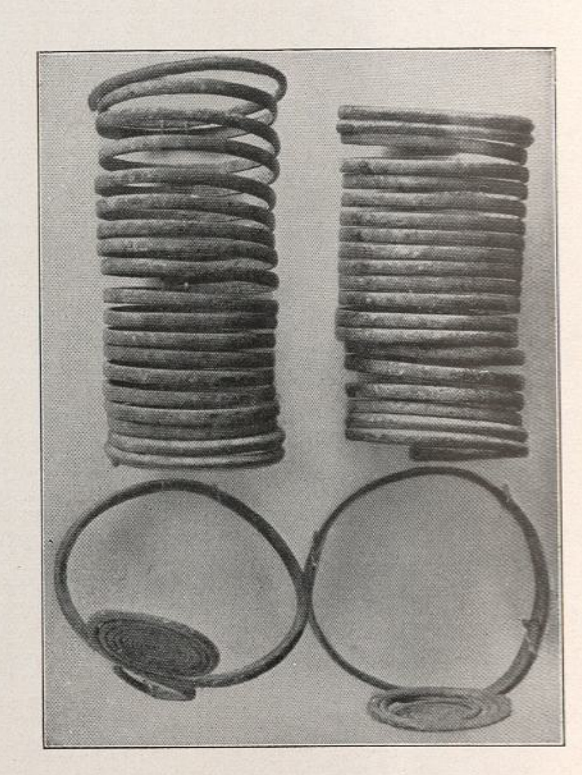


Abb. 142. $^3/_8$. 2 Unterarmspiralen; 2 Fußgelenkbänder.

Abb. 141 und 142. Dörrensalz, Sachsen-Meiningen. Frauengrab in Hügel.

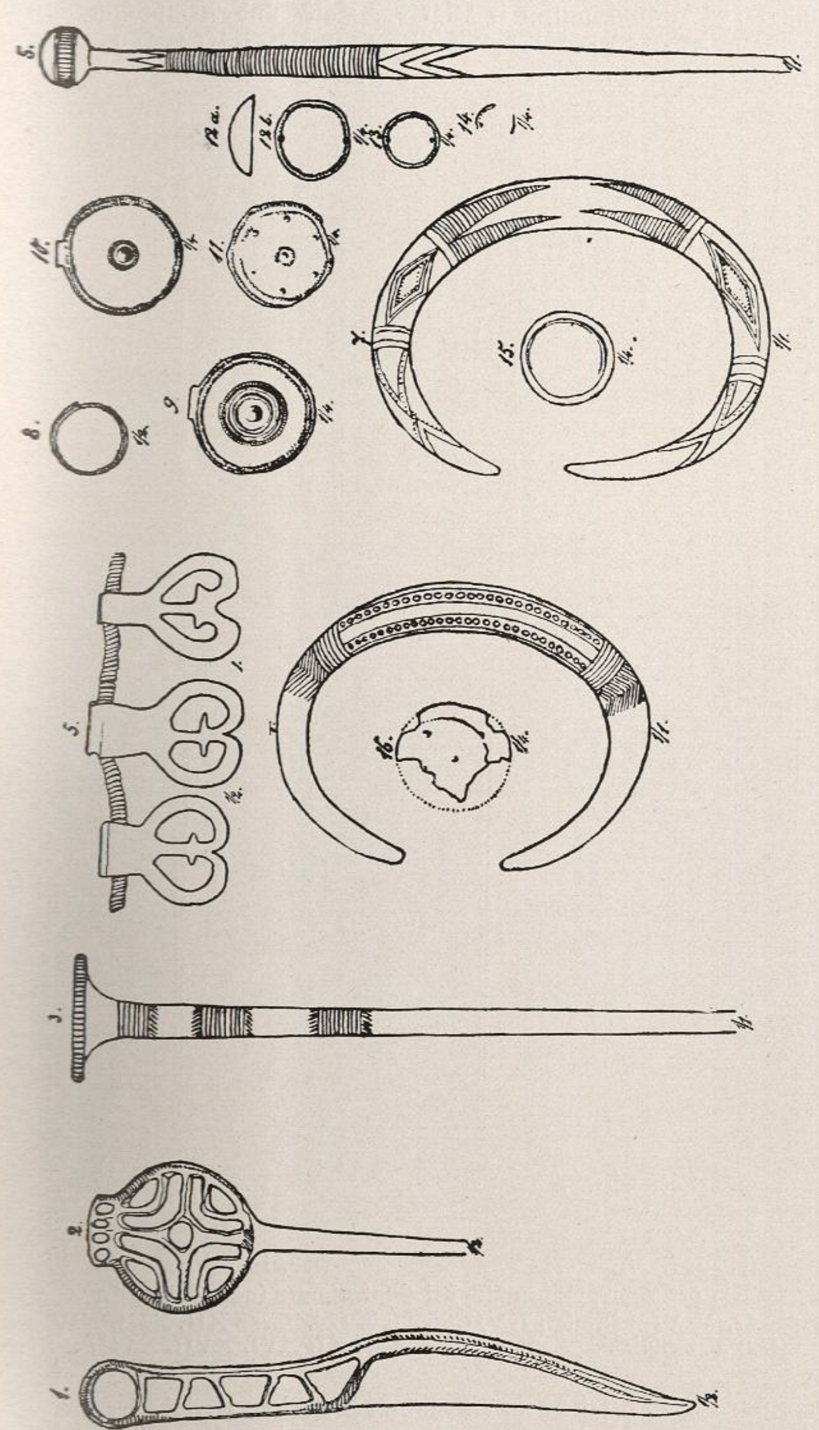


Abb. 143. Hügelgräber bei Altdorf, Mittelfranken (nach Naue). Alle Maße gelten nur in $^3/_4$ der angegebenen Größe.
1, 2. Messer, Gewandnadel (Männergrab). 3—5. Gewandnadel, Armring, Halskette (Frauengrab). 6—16. Nadel, Armring, Halsschmuck (Frauengrab).

Ein wenig mehr Mannigfaltigkeit zeigt der Hals- und Armschmuck und die Gewandnadeln zweier Frauengräber aus Altdorf in Mittelfranken, die ebenso

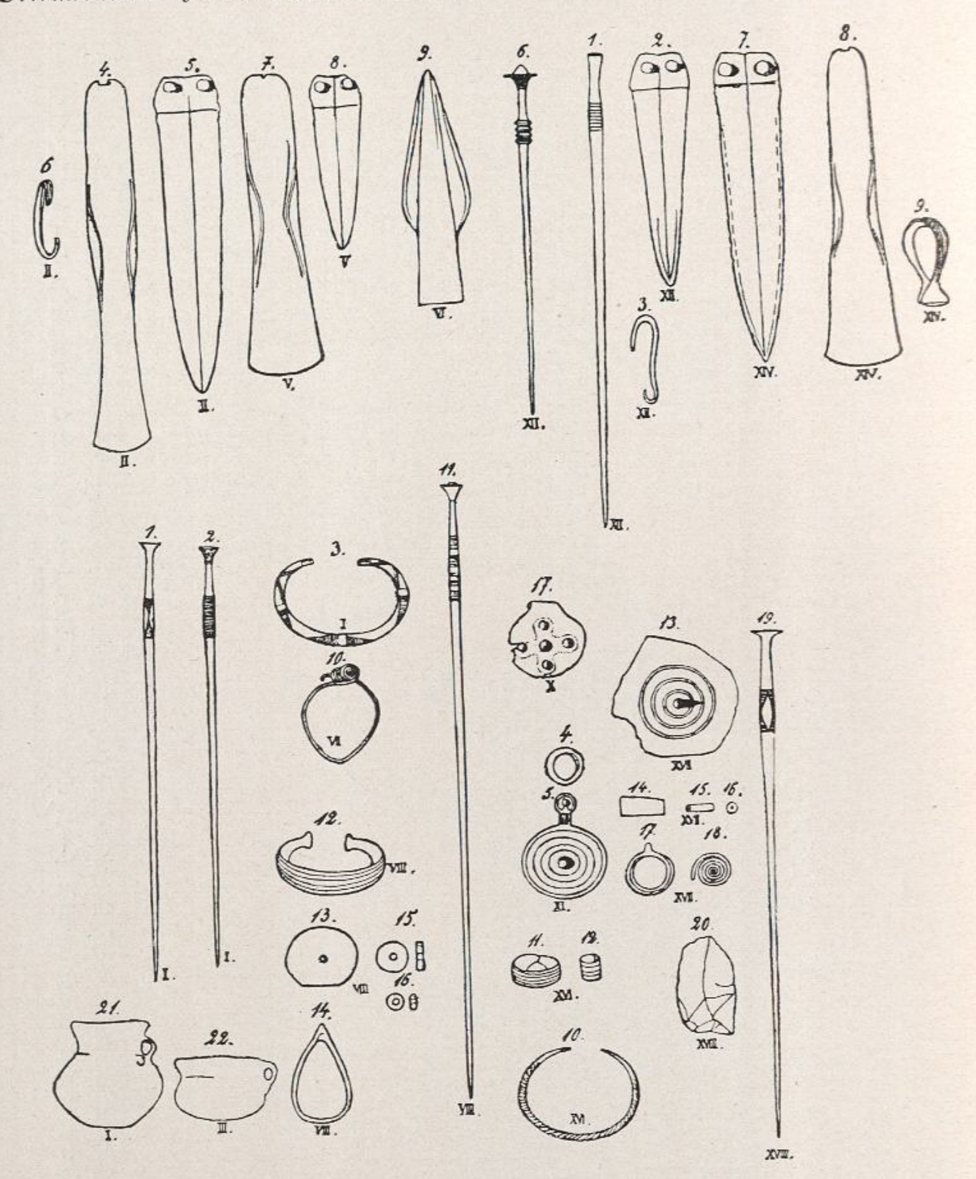


Abb. 144. 1/4. Abb. 145. 1/4.
Hügelgräber der Schwäbischen Alb bei Hundersingen (nach F. Sautter).
Abb. 119. Grab II, V, VI männlich; I, VII, VIII, X weiblich. Abb. 120. Grab XII, XIII, XIV männlich; XI, XVI, XVII, XVIII weiblich.

wie das Meininger Grab bereits dem Ausgang der zweiten Periode der Bronzezeit angehören (Abb. 143, Nr. 3—5 und 6—16), wogegen die Gräber der staunenswert

dichten Bevölkerung, die während dieser Zeit auf und an der Schwäbischen Alb siedelt, ganz überwiegend Dutzendware als Beigaben führen, sowohl die weiblichen



Abb. 146. Schwarza, Kr. Schleusingen, Reg.-Bez. Erfurt.
Mannesgrab im Hügel der Periode II der Bronzezeit. Mus. Meiningen.

(Abb. 144, Nr. 1—3; 10—17; Abb. 145, Nr. 4—5; 10—22), als die männlichen (Abb. 144, Nr. 4—9; Abb. 145, Nr. 1—3; 6—9). Und ebensowenig weist die

ganz gleichartige Kultur der Schweiz und des nordöstlichen Frankreichs, soweit dort hinein noch Kelten siedelten, einen Bronzenbestand auf, der sich durch höher entwickelten Kunstsinn auszeichnet (Abb. 148).

Überschreiten wir den Ärmelkanal und untersuchen wir die Kultur des gleichzeitigen Großbritanniens, dessen damalige Bevölkerung ethnologisch genau zu bestimmen noch nicht gelungen ist, so sehen wir hier den größten Tiefstand des Kunstgeschmacks innerhalb der Metallerzeugnisse, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß wir unsere Periode II der Bronzezeit in diesem Lande im Gegensatze zum ganzen übrigen Europa aus Gräbern überhaupt nicht kennen, sondern nur aus Schatzfunden (Abb. 149—152).

Weit Besseres und manches sogar auffallend Schöne, Feine und selbst Prächtige finden wir dagegen bei der Bevölkerung Ungarns, die größtenteils zu den Nordindogermanen, nämlich den Illyriern gehörte (in Nord-, West- und Mittelungarn), geringenteils zu den Südindogermanen oder jetzt, nach den starken Ostabwanderungen ihres Kerns, besser gesagt zu den Ostindogermanen und zwar zum thrakischen Stamme (in Ost- und Südungarn). Ich weise hier namentlich auf die Ungarn eigentümlichen „Kommandostäbe" und Streitäxte hin (Abb. 153 oben Nr. 2, 3, 4; Abb. 154 unten Nr. 1), deren Nackenscheibe auf ihrer in der Abbildung unsichtbaren Oberseite prachtvolle Ziermuster zu tragen pflegt. Aber es läuft hier doch auch viel Plumpes mit unter, das nur durch übertriebene Größenverhältnisse und Materialverschwendung aufzufallen sucht, namentlich im thrakischen Ost- und Südostungarn, ebenso unendlich viel Alltägliches, dies wiederum namentlich in den illyrischen Gebieten Westungarns, die kulturell aufs engste zusammenhängen mit der illyrischen Kultur des nördlichen Österreich, d. h. Nieder- und Oberösterreichs, Mährens und Böhmens.



Abb. 147. Etwa 1/5. Rauhe Alb, Württemberg.

Auch im nördlichen Österreich zeigt sich, wie schon die Abbildungen des Inhalts zweier Gräber beweisen (Abb. 155 und 156), eine ziemliche Einförmigkeit der Ausstattung, besonders in den langen Gewandnadeln und dem sich ständig wiederholenden weiblichen Arm- und Fußschmuck, von dessen überreicher Beigabe die Abbildung die verschiedenen Typen stets nur in einem Exemplar wiedergibt. Der eigenartige Unterschenkelschmuck der breiten Spiralbänder mit Mittelgrat und Endspiralscheiben, den wir soeben in Westungarn kennenlernten (Abb. 154, Nr. 4, links oben), kehrt hier wieder (Abb. 155, Nr. 1), wie wir ihn alsbald bei den nordostdeutschen Illyriern von neuem finden werden (Abb. 158 a aus Hinterpommern und Abb. 160 aus Westpreußen). Dasselbe ist der Fall mit einer böhmischen Sonderart der Scheibenkopfnadeln, bei denen Kopfteil und Schaft nicht in eins, sondern getrennt gegossen sind und an der Verschmelzungsstelle beider ein spiralig gerollter Draht eingefügt ist, der als Halsöse dient (Abb. 156, Nr. 3). Solche böhmische Nadeln sind durch das illyrische Gebiet nicht nur bis zu seiner nördlichsten Ecke an der Odermündung (Misdroy) verhandelt worden, sondern bis nach dem skandinavischen Norden, wo auf Öland das Kopfstück einer solchen Nadel zutage gekommen ist (Abb. 157). Das Rasiermesser, das am Ende unserer Periode (IIc) auch bei Illyriern und Kelten zum ersten Male uns begegnet, also nur wenig später als bei den Germanen und immer noch etwas früher als in

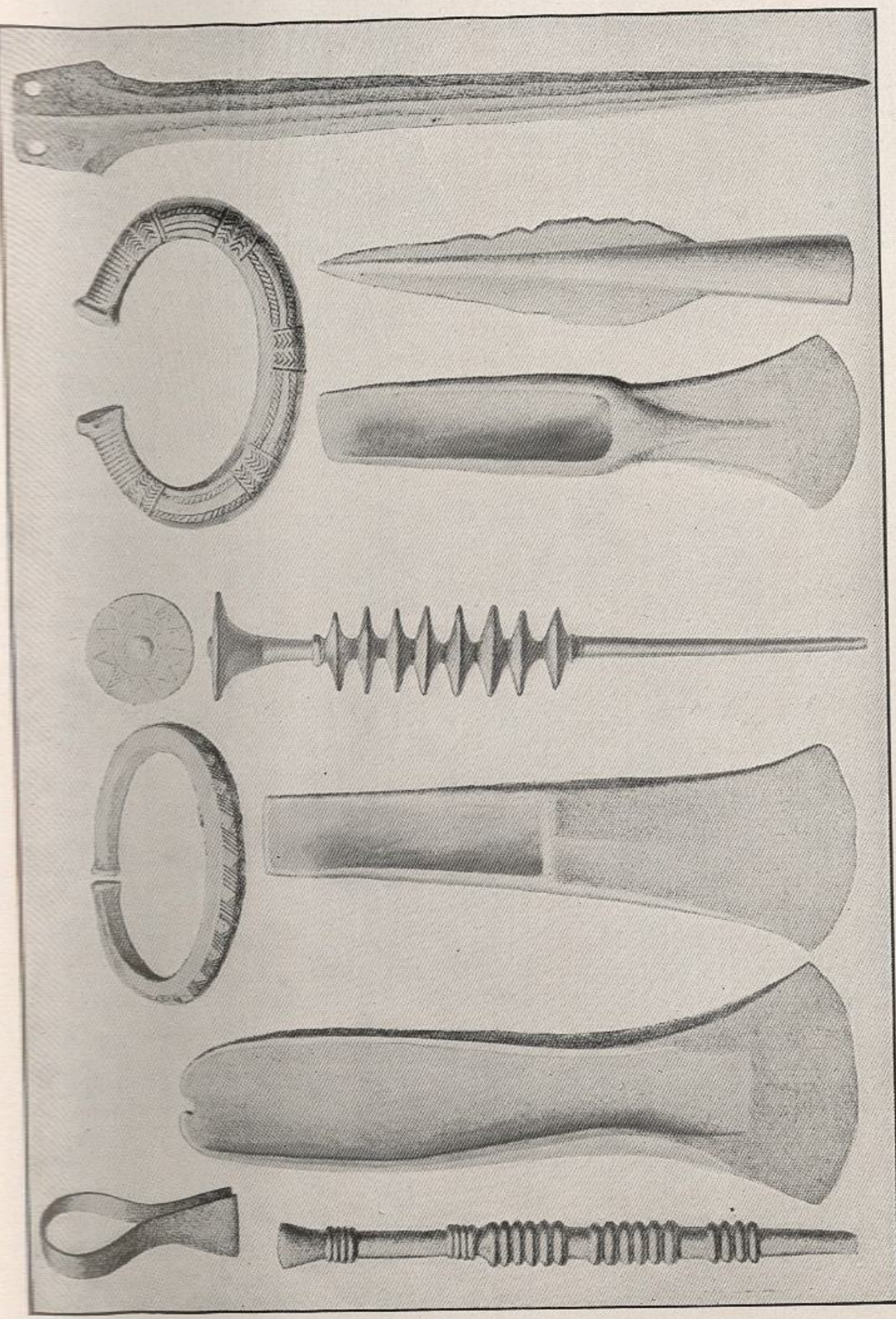


Abb. 148. Typen der Periode II der Bronzezeit in Ostfrankreich und in der Schweiz (nach Montelius). Oben: Haarzange; zwei Armringe; Schwert mit trapezförmigem Oberteil. Unten: Gewandnadel; zwei Beilklingen; Gewandnadel; Beilklinge; Lanzenspitze.

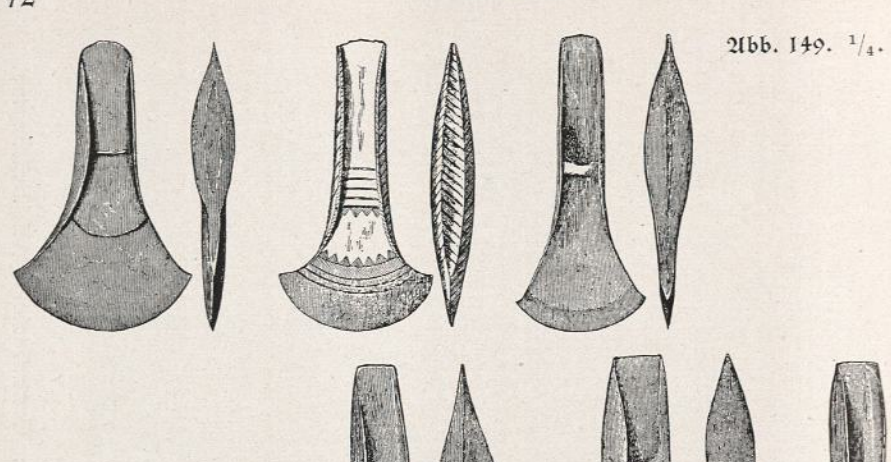


Abb. 149. $^{1}/_{4}$.

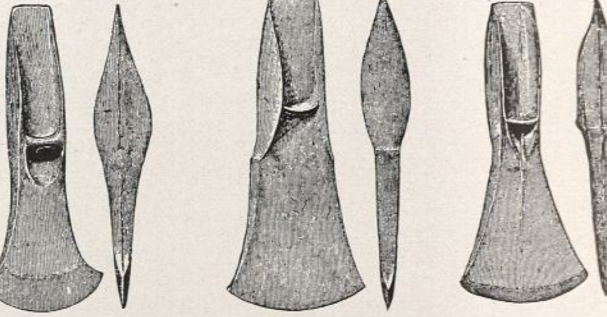


Abb. 149 und 150. 2 Randbeil- und 4 Absatzbeil-Klingen d. II. Periode der Bronzezeit in Großbritannien (nach Montelius).

Abb. 150. $^{1}/_{4}$.

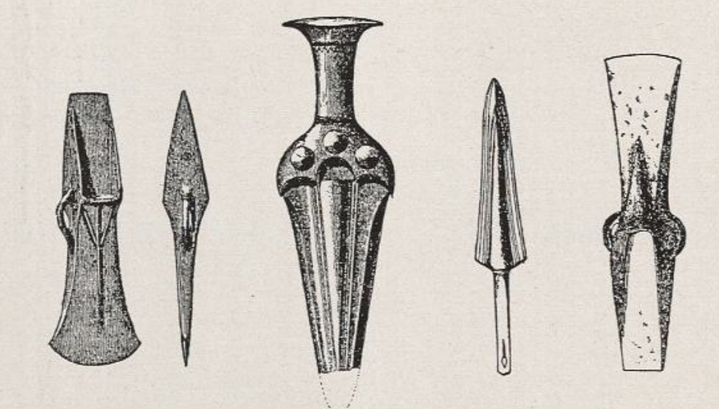


Abb. 151. $^{1}/_{4}$—$^{1}/_{6}$.

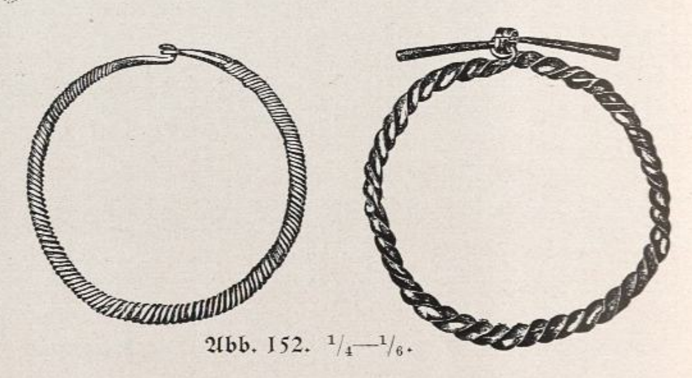


Abb. 152. $^{1}/_{4}$—$^{1}/_{6}$.

Abb. 151 und 152. Typen der II. Periode der Bronzezeit in Großbritannien (n. Montelius): 151. Absatzbeil; Dolch m. Bronzegriff; Dolch mit Griffangel; Absatzbeil. 152. Bronzehalsring; Goldhalsring.

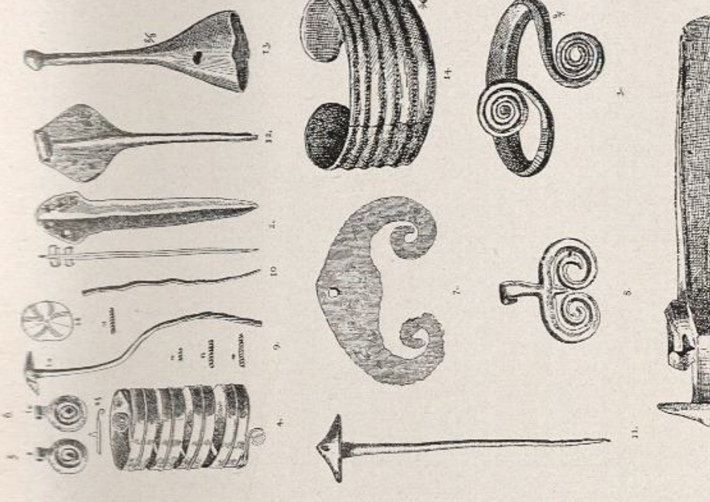


Abb. 154.

Die bei Nr. 1, 3, 13, 14 in Bruchzahlen beigesetzten Maßangaben sind auf die Hälfte zu verkleinern; die übrigen Abbildungen haben ganz ungleichmäßigen Maßstab.

Abb. 153 und 154. Typen der II. Periode der Bronzezeit in Ungarn (nach Arch. Ert. 19, 239, 241)

Abb. 153. 1. Schwert; 2. Kommandostab; 3. 4. Streitäxte; 5. 6. Absatzbeil-Klingen; 7. Armspirale; 8. Fußspirale (?); 9. längsgeripptes Armband mit Endstollen; 10. „Fingerberge"; 11. 12. 14 bis 17. Nadeln; 13. Anhänger.

Abb. 154. 1. Streitaxt; 2. Dolch; 3. Armband; 4. Beinspiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 5. 6. konzentrisch gerippte Halsband-Anhänger mit Mittelspitze („Hängetutuli"); 7. 8. Anhänger; 9—12. Nadeln; 13. hütchenförmiger Anhänger.

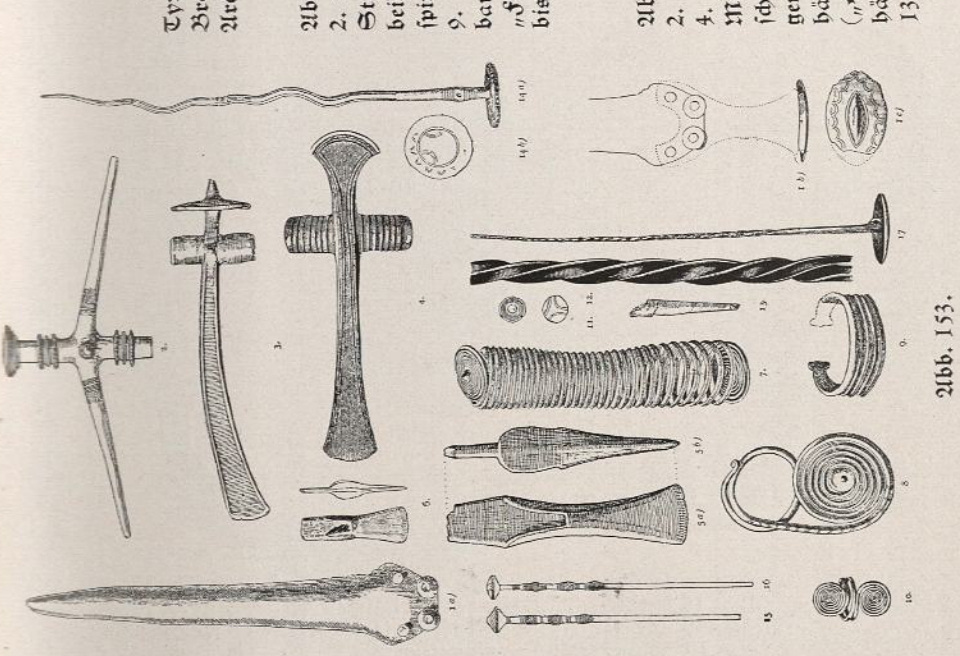


Abb. 153.

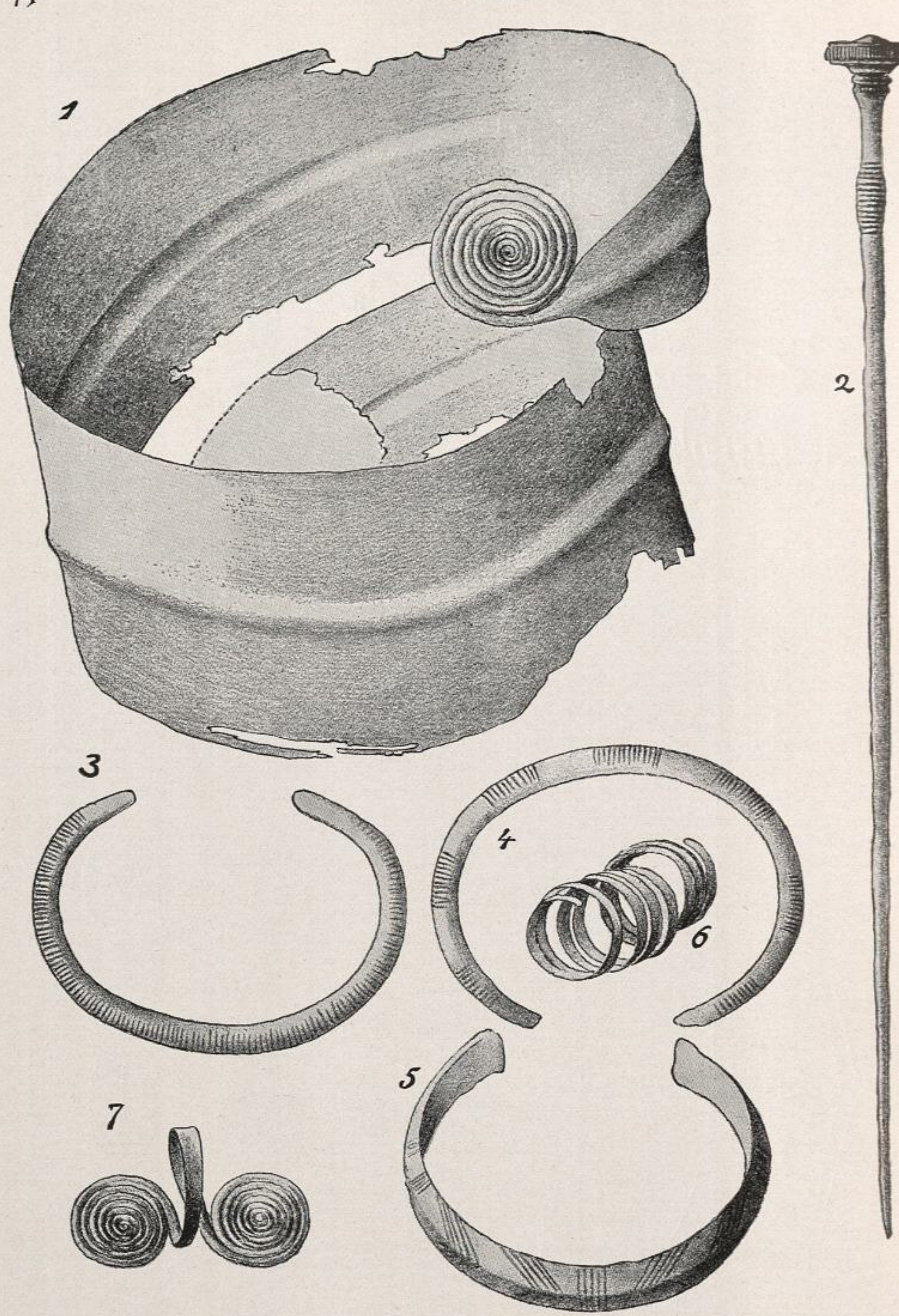


Abb. 155. Branik, Böhmen: weibliches Skelettgrab.
1. 2/5. Beinspiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 2. 3/5. Gewandnadel; 3—5. 4/5. Armbänder; 6. 4/5. Fingerspirale; 7. 4/5. „Fingerberge".

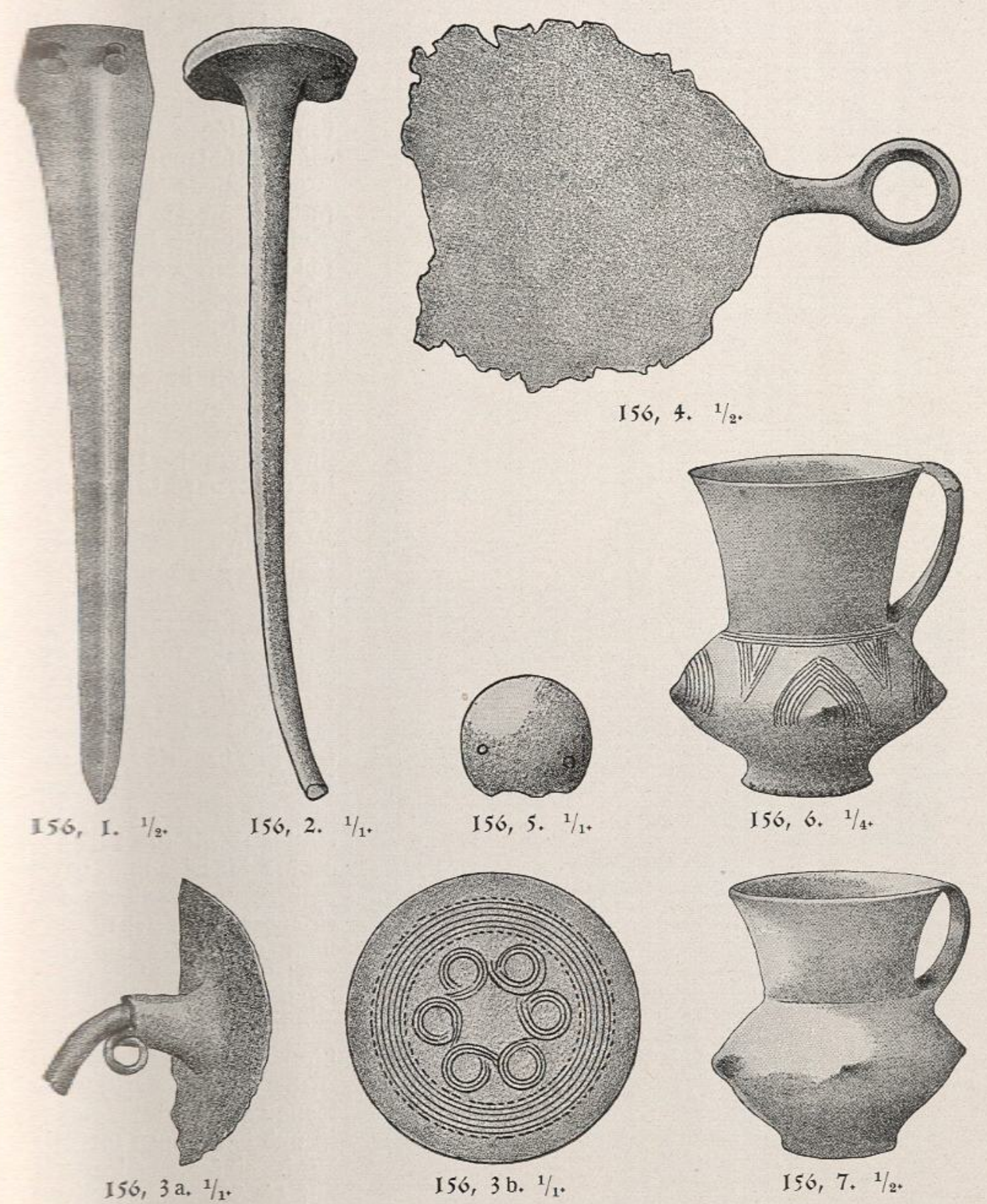


Abb. 156. Skelettgräber in Hügeln bei Netowitz, Böhmen (nach Pam. arch. 18).
1. Dolch; 2. Ösennadel; 3. Spiralösen-Nadel; 4. Rasiermesser; 5. Zierblechbuckel; 6. 7. Tonkrüge.

Italien, zeigt eine von der germanischen (Abb. 139, Nr. 32) wie der italischen durchaus verschiedene Gestalt (Abb. 156, Nr. 4). Ebenso unterscheidet sich die den Illyriern überall eigene, besonders gefällige Krugform (Abb. 156, Nr. 6, 7) in der

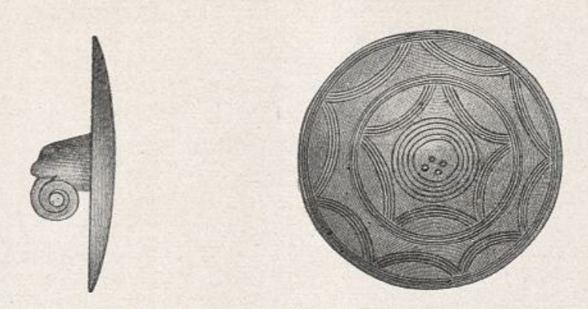


Abb. 157. $^2/_3$. Öland, Schweden.

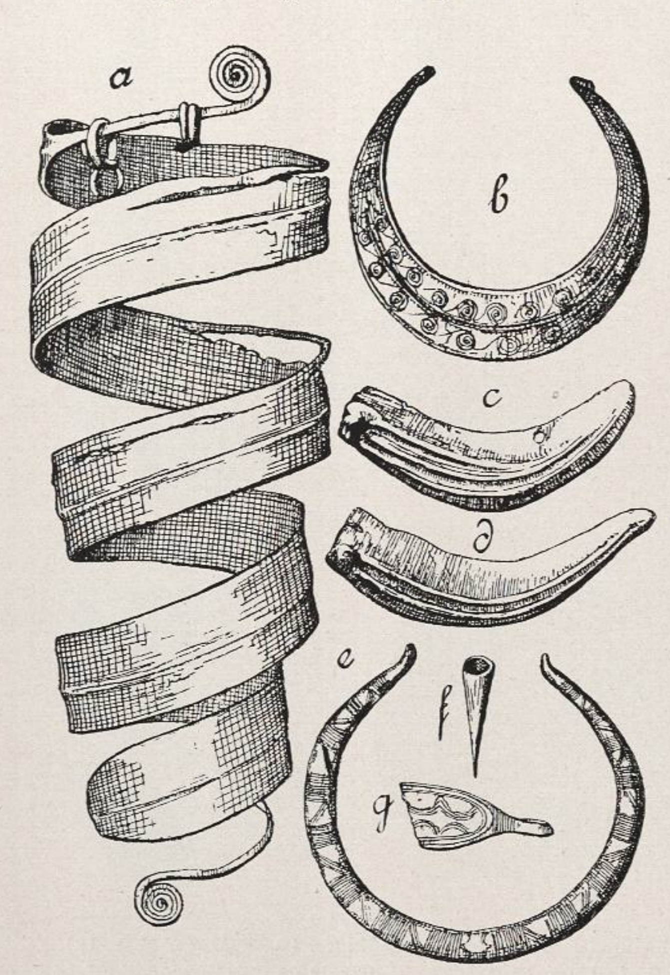


Abb. 158. $^1/_4$. Bronzen-Depot im Torfmoor bei Kl.-Zarnow, Kr. Greifenhagen, Hinterpommern. Museum in Stettin 4687 (vgl. Mannus III, S. 154).

a. Beinspirale. b. Halskragen. c. d. Sichelklingen. e. Halsring. f. Tütchenförmiger Hängeschmuck. g. Abgebrochener Vorderteil eines massiven Zierstückes mit Öse.

Henkelart und in dem ganzen Bau des Körpers bestimmt von dem sich ebenfalls überall gleichbleibenden keltischen Kruge in Süddeutschland (Abb. 147).

Ein etwas anders gefärbter Zweig illyrischer Kultur, dessen innere Geschlossenheit von mir zuerst und bereits vor langen Jahren festgestellt worden ist, dessen Eigenheiten aber schon in der Frühperiode der Bronzezeit deutlich vorbereitet sind, tritt uns während der Periode II in Ostdeutschland entgegen. Um diese auch in Fachkreisen noch unbekannten Beziehungen etwas zu enthüllen, zeige ich hier mehr andeutungsweise einige für diese ostdeutsche Kultur typische Stücke, teils aus Schlesien, Posen und Westpreußen, teils und hauptsächlich aus Pommern, wo am Westufer der unteren Oder die einzige Stelle sich befand, an der Illyrier und Germanen unmittelbar aneinander grenzten: alle vom Ende der zweiten Periode der Bronzezeit (Abb. 158, 159).

Als charakteristisch fallen hier Typen auf, deren Mehrzahl an der mittleren Donau ausgebildet worden ist und daher im Notfalle durch einfache Hinweise auf die Abbildungen aus ungarischer Bronzezeit genügend erklärt werden können (Abb. 153, 154); einige dieser Typen sind allgemein donauländisch, also sowohl illyrisch, als keltisch. Ich nenne große

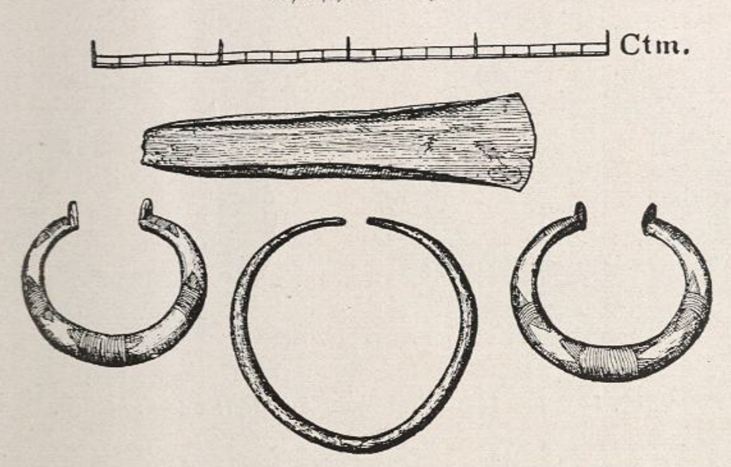


Abb. 159. Bronzen-Depot im Torfmoor bei Dumzin, Kr. Kolberg-Körlin, Hinterpommern. Randbeilklinge; zwei Handgelenkringe, ein Beinring. Museum in Stettin 5606 (Pomm. Monatsbl. 1904, S. 125).

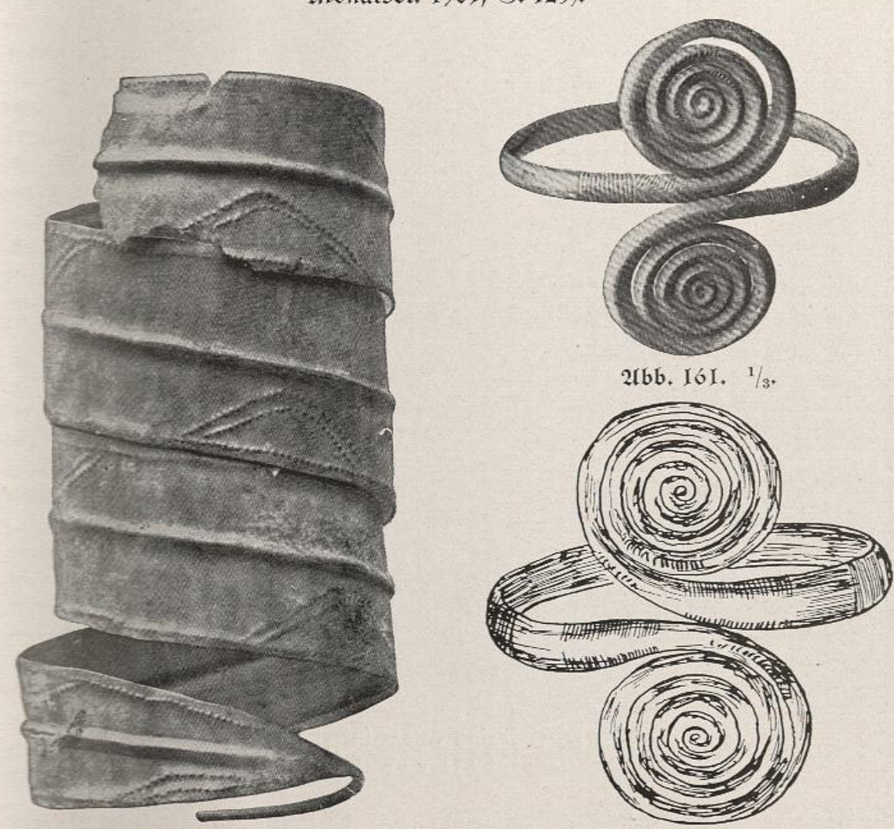


Abb. 161. $^1/_3$.

Abb. 160. $^1/_3$. Abb. 162. $^1/_2$.

Typen der Periode II aus Ostdeutschland.

Abb. 160. Beinspirale mit Mittelgrat und (abgebrochenen) Endspiralscheiben; Abb. 161. Fußring: beides aus Kuznice bei Thorn, Russisch-Polen. Abb. 162. Fußring aus Przygodzice, Kr. Ostrowo, Posen.

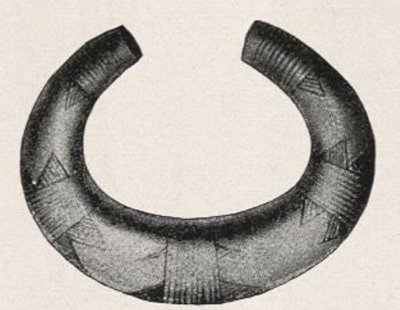


Abb. 163. $^1/_2$.



Abb. 164. $^1/_2$.

Abb. 163 und 164. Arm- oder Fußringe aus Schlesien.

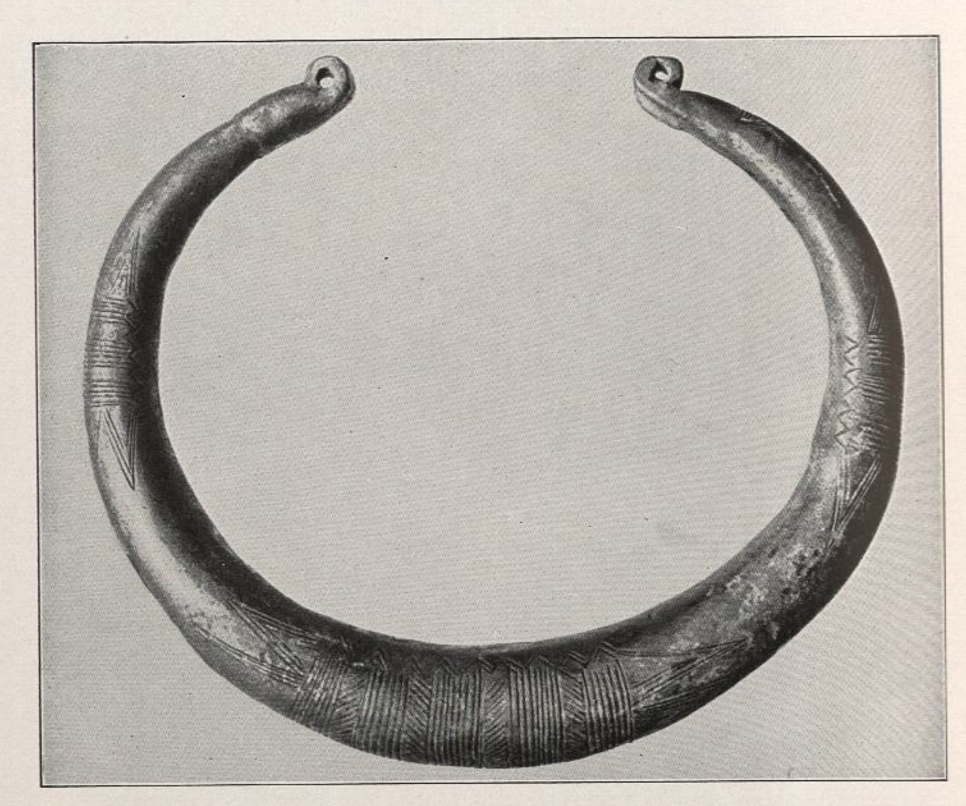


Abb. 165. Halsring aus Hinterpommern.
Typen der Periode II aus Ostdeutschland.

Beinspiralen aus mehrfach gewundenem breiten Bande mit Mittelgrat und Endspiralscheiben, teilweise auch mit Zickzackreihen geschmückt, die sich aus kleinsten von rückwärts her eingeschlagenen Buckelchen zusammensetzen (Abb. 160, 158 a und aus Ungarn Abb. 154, links oben Nr. 4); schwere Fußknöchelringe oder -bänder von nur einer Windung mit kleinen End-

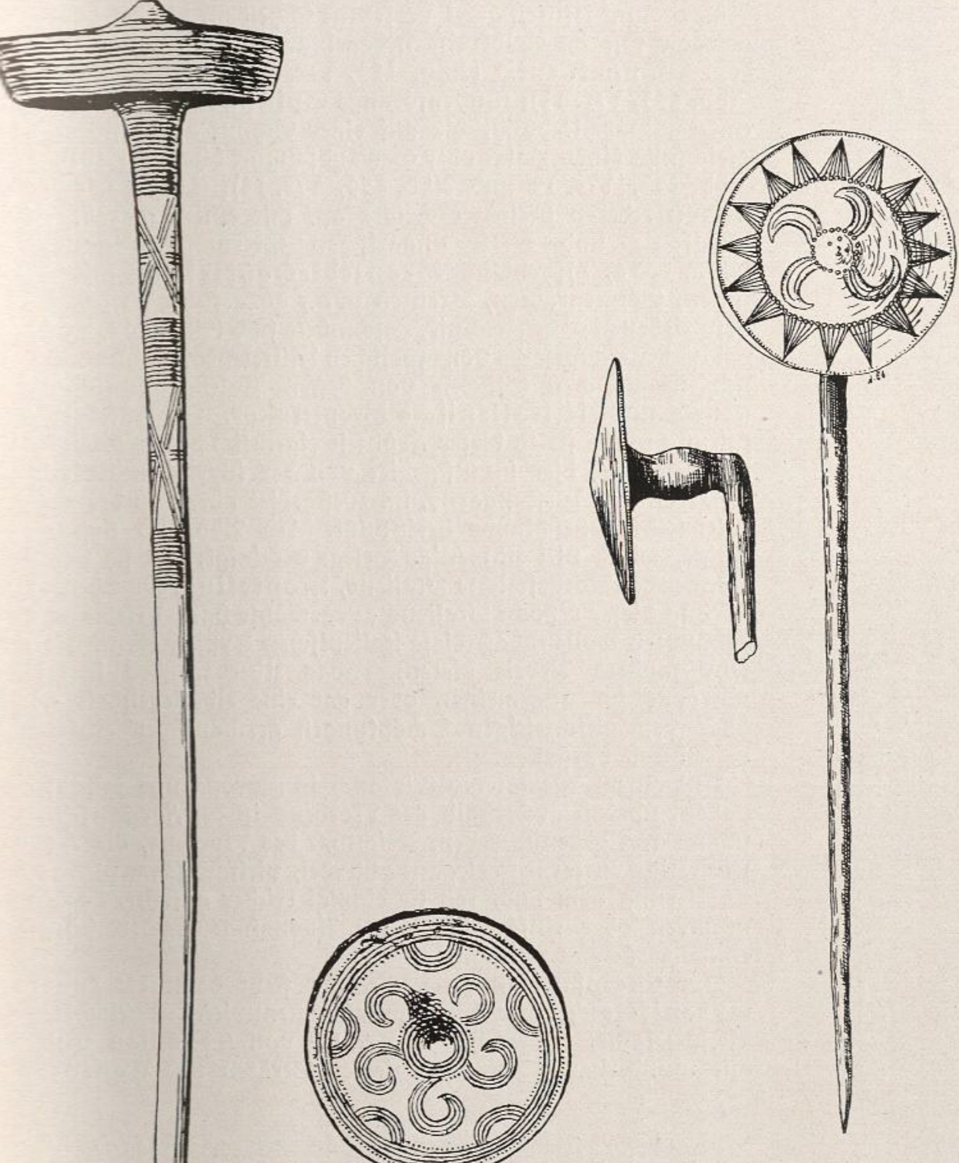


Abb. 166 a) b). $^1/_1$. Pansdorf, Kr. Liegnitz, Schlesien: weibliches Skelettgrab. (Schles. Vorz. VII, 549.) Die ganze Nadel ist 31,5 cm lang.

Abb. 167 $^2/_3$. Tzschetzschnow, Kr. Lebus, Prov. Brandenburg, Bronzezeit, Periode II. Mus. Frankfurt a. O.

spiralscheiben, sog. „Fußbergen" (Abb. 161, 162), von gleicher Form wie der ungarische Armring Abb. 154, Nr. 3; in gleicher Art gestaltete Fingerringe wie Abb. 153, Nr. 10; schwere Halsringe mit stollenartig aufgebogenen Enden, entweder mit einer Art Flechtbandmuster (Abb. 158 e) oder mit Wolfszahnmuster reich besetzt (Abb. 165); ähnlich gestaltete schwere Arm- oder Fußringe (Abb. 159,

161 und 162); als Halszierat dienende runde, mit konzentrischen Rippen und Mittelstachel versehene Scheiben, die an breit umgelegter Öse im Halbkreise nebeneinander aufgehängt wurden, sog. „*Hängetutuli*" (Abb. 154, Nr. 5, 6 und aus Schwaben Abb. 145, Nr. 13); tütchenförmige *Spitzhütchen* mit doppelter unterer Durchlochung, die auf einer Schnur aneinandergereiht gleichfalls einen Hals- oder Gewandschmuck bildeten (Abb. 158f, Abb. 153, Nr. 13 und Abb. 154, Nr. 13); lange *Gewandnadeln*, deren breiter Scheibenkopf mit einem charakteristisch illyrischen und zwar ungarischen Sternmuster geziert ist (Abb. 166 a, b); endlich *Bronzeblechgürtel*, die mit Querlinien, Sonnenrädern, Kreuzen u. a., ausgeführt in der soeben beschriebenen Buckeltechnik, geschmückt sind (Abb. 168, 169).

In der Hauptsache vom südlichen Mitteleuropa abhängig und nur in manchen Stücken von dessen Kultur abweichend gestaltete sich die *italienische* Bronzekultur. In kräftiger Entfaltung blüht sie in dieser Frühzeit eigentlich nur in Oberitalien und zeigt sich hier im Ostgebiet von der illyrischen Kultur der Ostalpen und Westungarns, im Westgebiet aber von der Donaukultur Süddeutschlands beeinflußt. In Abb. 170 finden wir einige, leider viel zu wenige Belege vereinigt, wie sie der beste Kenner der Vorgeschichte Italiens, *Montelius*, zur Charakterisierung dieser Epoche Italiens ausgewählt hat. Niemand wird behaupten wollen, daß diese italienischen Typen, wenn sie auch sehr saubere Arbeit bieten, etwas Überragendes innerhalb Europas im allgemeinen oder gar eine Überlegenheit gegenüber den gleichzeitigen Schöpfungen germanischer Kultur im besonderen darstellen.

Mit einem Worte: wo wir auch in Europa uns umgeschaut haben, überall außerhalb des Nordens ist der Formenschatz an sich gering gegenüber dem Reichtum des Nordens, die Formen selbst nicht entfernt so elegant und edel, vielfach sogar plump, die Verzierung arm und, wo sie einmal reicher auftritt, doch recht nüchtern oder einförmig. Eine Ausnahme machen höchstens einige Stücke aus Ungarn.

Im Gegensatze zu ganz Europa steht dann die *kretisch-mykenische* Kultur mit ihrer hochentwickelten Architektur, Klein-Plastik, Malerei, ihrer Fülle von Edelmetall und den mit wunderbarer Kunst verzierten Geräten und Waffen; aber

Abb. 168. 1/4.

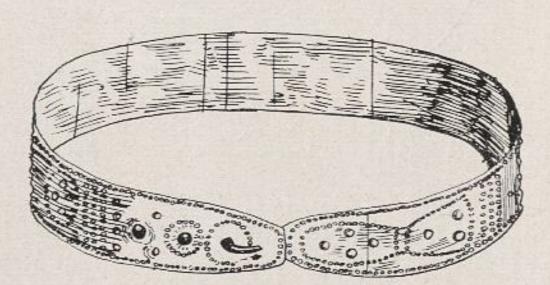


Abb. 168 und 169. Bronzeblechgürtel von Blanckenburg, Kr. Angermünde, Uckermark.

Abb. 169. 1/4.

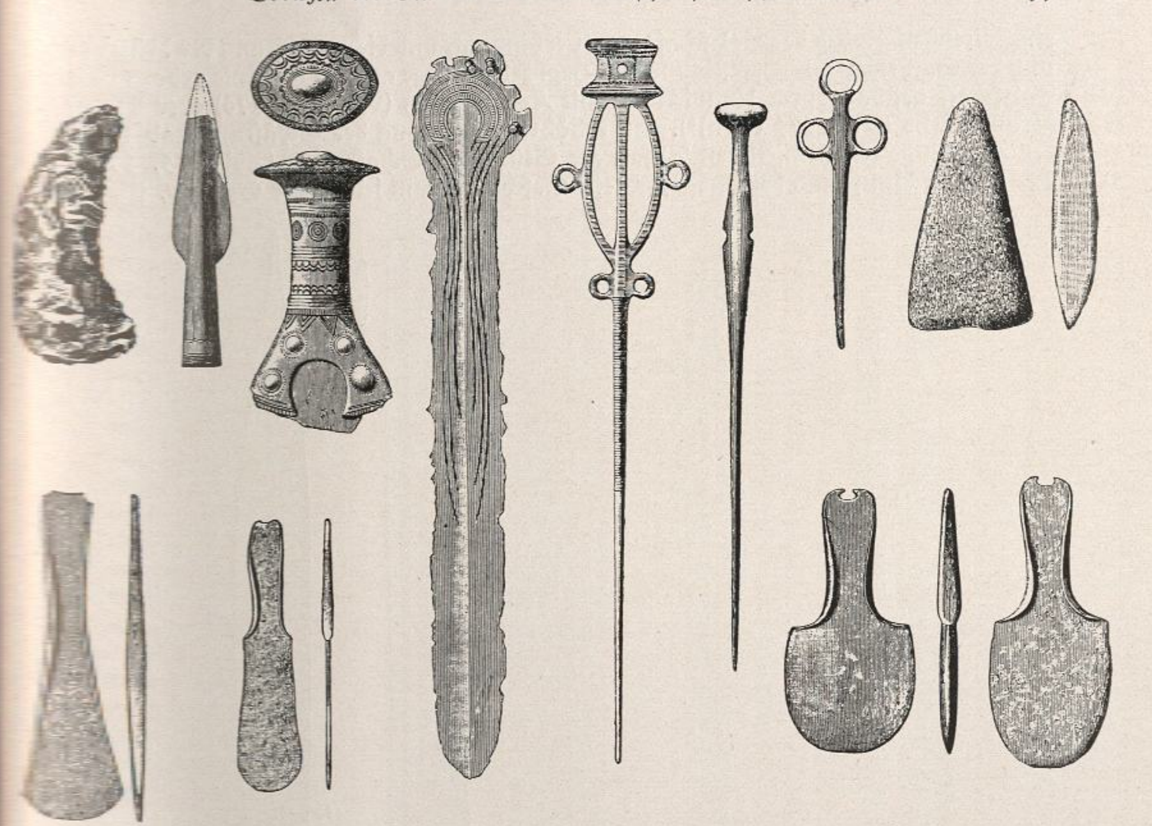


Abb. 170. 1/3—1/2. Typen der II. Periode der Bronzezeit Oberitaliens (nach Montelius).
A. Aus dem Skelettgräberfeld von Povegliano bei Verona. Obere Reihe: Feuerschlagstein; lange Schwertklinge; drei Nadeln.
B. Aus dem Depotfunde von Cascina Ranza bei Mailand. Obere Reihe: Lanzenspitze, Dolchgriff, Grünsteilbeil. Untere Reihe: vier Randbeilklingen.

vergebens suchen wir dort den Fortschritt in der Beilentwicklung vom Flachbeil zum Randbeil und zum Tüllenbeil, wie er in Italien und in Mittel- und Nordeuropa so lebendig sich vollzieht; vergebens auch suchen wir unter den Bronzen Geräte oder Waffen, deren äußere Formgebung an sich, abgesehen von der künstlerischen Ausschmückung, mit der nordischen sich messen kann. Als Beispiel diene das mykenische Schwert (Abb. 171, 172), das bei aller technisch bewundernswerten Vollendung in Klingen- wie in Griffbildung auffallend nüchtern wirkt gegenüber den wundervollen Gegenstücken des germanischen Nordens (Abb. 178—187).

Lassen wir darum jetzt die entsprechenden Schöpfungen *germanischer Kunst* in genauerer Betrachtung an uns vorüberziehen, als es bei der gedrängten Übersicht der skizzenhaften Zeichnungen in Abb. 139 möglich war.

Unter den Waffen wähle ich aus die charakteristischen Bilder einiger Streitbeilklingen (Abb. 173—176), einer Lanzenspitze (Abb. 177) und dreier Typen von Schwertgriffen (Abb. 178—184). Schon diese wenigen Stücke lassen erkennen, wie bei aller streng bewahrten Stileinheit reiche Abwechslung herrscht in Form und Technik. Die Beilklingen entzücken durch ihre weitgehende Schlankheit, den feinen Schwung ihrer hohen Ränder, die dazu bestimmt sind, ein Verschieben des

eingreifenden Endes des Holzschaftes zu verhindern, und die Verzierung der Ränder und der Schneide. Die Befestigung der Bronzebeilklinge an dem im Knie gebogenen Holzschaft geschah durch Umwicklung mit Lederstreifen (vgl. Abb. 176) oder durch Bronzedraht (Abb. 174 oben)[5]. Zu erhöhter Sicherung der Schäftung gab man der Beilklinge einen mittleren Absatz als Stütze des Schaftendes (Abb. 175, 176). Die höchste Kunst und der ausgesuchteste Geschmack kam jedoch zur Geltung, wenn

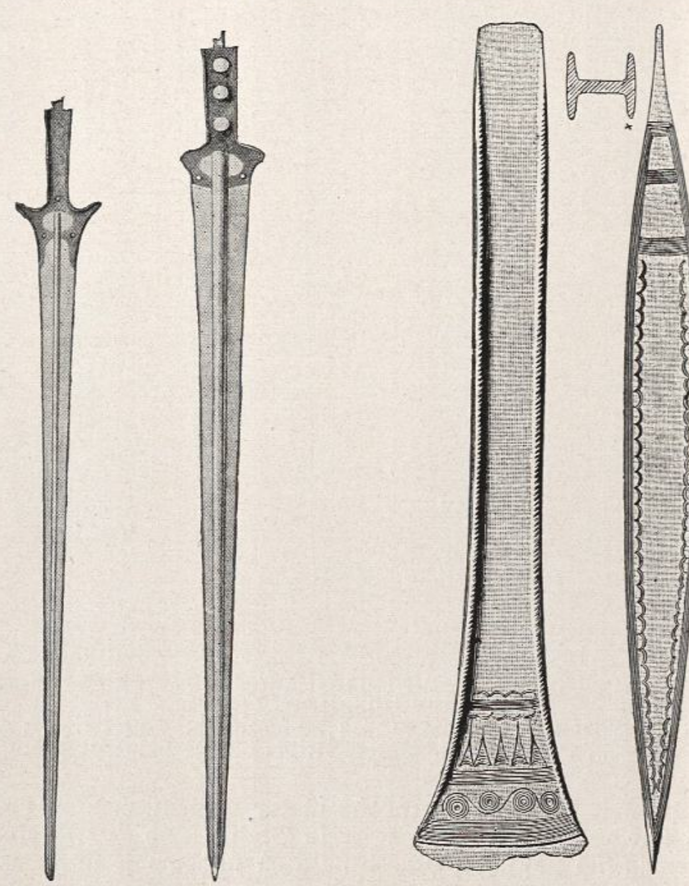


Abb. 171. Abb. 172.
Mykenische Bronzeschwerter.

Abb. 173. $^1/_2$. Bronzebeil, Breit- und Schmalseite nebst Querschnitt. Schonen, Südschweden (nach Montelius).

es sich um die vornehmste Waffe des Helden handelte, um das Schwert. Die Verzierung der Schwertgriffe ist entweder reliefartig ausgetieft und durchbrochen gearbeitet (Abb. 178, 184) oder zeigt bei sonst glatter Griffstange eingeschlagene Muster in quellender Fülle: Spiralen (Abb. 179) oder grade Bänder, senkrechte (Abb. 183) und waagerechte (Abb. 180); und der untere Heftabschluß ist teils im Zweidrittel- bis Neunzehntelkreis gestaltet (178, 179, 183), teils in ganz flachen Bogen geschweift (180, 184). Die Schwertklingen (Abb. 185—187) in ihrer ernsten Bestimmung tragen dagegen keinerlei andere geschlagene Verzierung, als einige Furchen, die zu beiden Seiten des langlaufenden gerundeten Mittelgrates über das ganze Blatt bis herab zur Spitze reichen; ihnen gehen einige feinstgegossene er-

habene Linien parallel. Aber diese Klingen bedürfen auch keines weiteren Schmuckes, denn sie sind allein durch ihre vollendete Linienführung eines mächtigen Eindruckes sicher. Von wunderbarer Wirkung sind in diesem Punkte die Dolche und Kurzschwerter (Abb. 188, 189, 191).

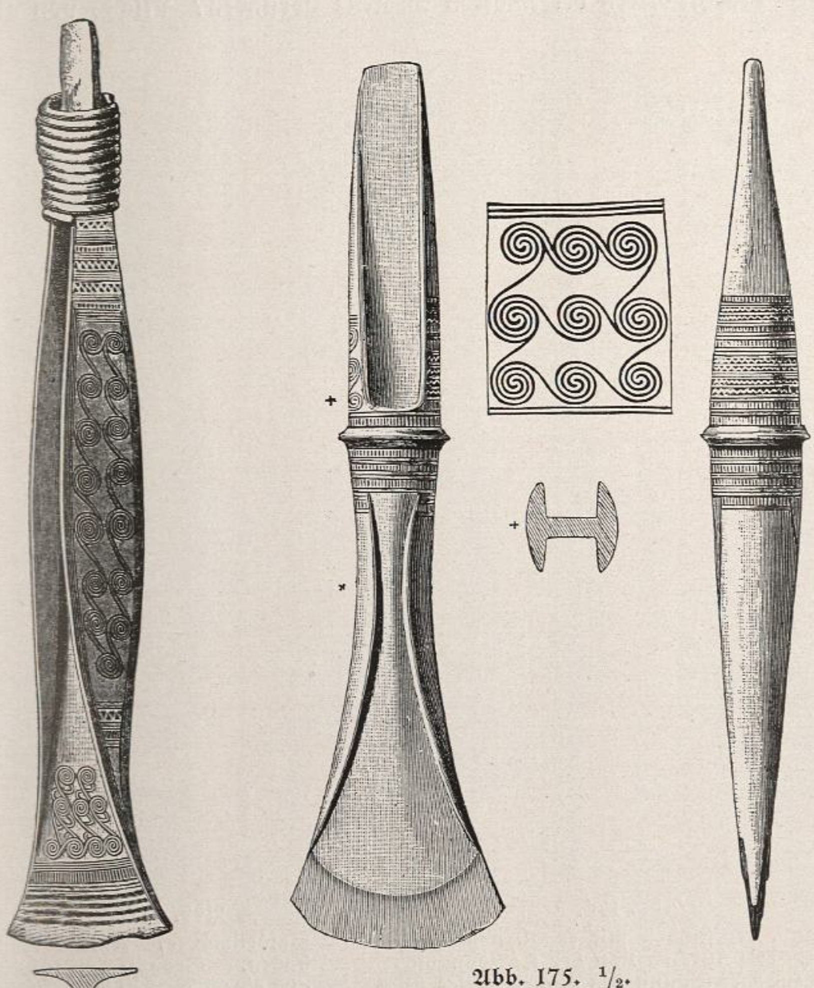


Abb. 174. $^1/_2$. Bronzebeil nebst Querschnitt. Jütland (nach Montelius).

Abb. 175. $^1/_2$. Bronzestreitbeil aus Schonen, Südschweden (nach Montelius.)
Links Ansicht der Breitseite, rechts der rechten Schmalseite, in der Mitte oben Verzierung der nicht abgebildeten linken Schmalseite, darunter zwei Durchschnitte.

Wie sah nun der Schmuck eines Germanen aus, der solche Waffen trug? Hatte er etwa an seinem Hauptһaare flatternde Kronen oder steifragende Kämme aus riesigen Adlerfedern befestigt, nach Art der Indianer, mit denen ja die Germanen verglichen werden — nicht etwa die Germanen der alten Bronzezeit, nein, sogar der Römerzeit und nicht nur zu Schillers Zeiten, sondern von vorurteilsvollen Unkundigen oft genug auch heute noch? War sein Gesicht furchtbar gemacht

durch künstlich eingeschnittene Narbengruppen oder „verschönt" durch dick aufgetragene rote Farbe? Hingen ihm zum Schmuck Ringe im Ohr, in der durchbohrten Nase, Wange oder Lippe? Oder behängte er auch nur seinen Körper oder sein Gewand mit dem tausendfachen Flitter, den wir bei allen, auch den höchststehenden Naturvölkern der anderen Erdteile vorfinden? Nichts von alledem!



Abb. 176.

Jütland. Absatzbeil mit erhaltenem Holzschaft. Die Furchen von der Lederumwicklung zur Befestigung des oberen Teiles der Bronzeklinge an dem kürzeren Ende des Holzschaftes sind sowohl an dem kürzeren als an dem längeren Ende des Schaftes sichtbar.

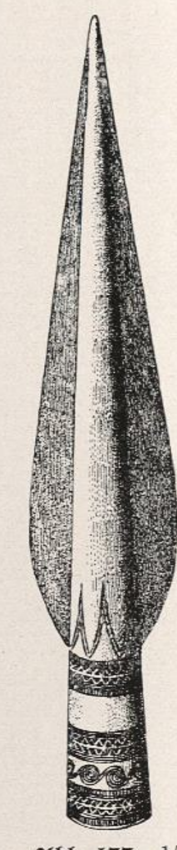


Abb. 177. 1/2.

Smörumövre, Amt Kopenhagen. Bronze-Lanzenspitze aus einem großen Moorfunde, der u. a. auch die Originale von Nr. 14, 19, 29 der Abb. 139 enthielt.

Aus den inhaltvollen Funden zahlreicher schleswig-holsteinscher, dänischer und schwedischer Baumsärge gerade unserer alten Bronzezeit-Periode, die eine gütige Fügung in aller Lebenswahrheit bis auf unsere Tage im Erdenschoße bewahrt, aus fast drei und halbtausendjähriger Nacht nun zum Lichte emporgehoben und unseren staunenden Blicken eröffnet hat, da wissen wir es ganz genau (Abb. 190—194). Allen Flitter verschmähte der germanische Held: den einfachen, dabei so edlen Geschmack, den seine Waffen bekunden, bewies er — wie könnte es anders gewesen sein? — auch in seinem Schmuck. Nicht etwa aus Armut: reich war der vornehme

Germane! Darum verschmähte er es, Bronzeschmuck zu tragen, der, um wahrhaft reich zu erscheinen, nur durch Masse blenden kann, wie es in den Donaulanden bei Kelten und Illyriern üblich war, wo man ihn nicht in gleichhoher Weise zu veredeln verstand, wie es die Germanen vermochten. Der germanische Held trug als einzigen wirklichen Schmuck nur das Goldarmband und zwar nur eines, wahrscheinlich

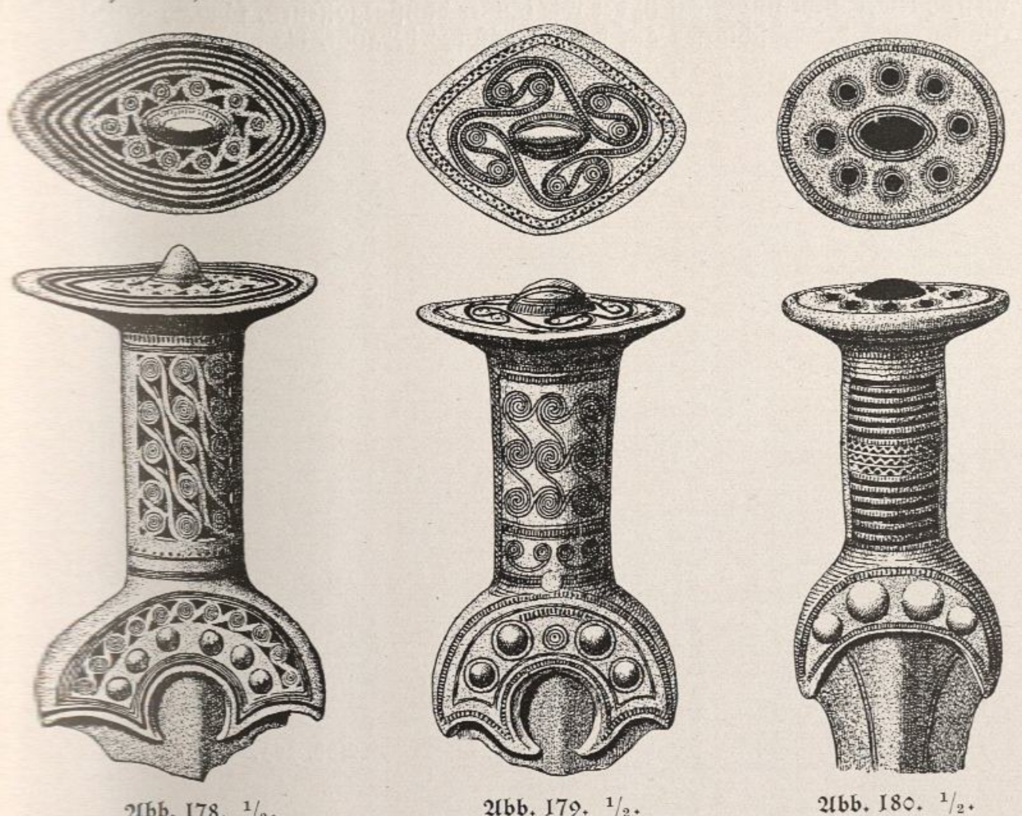


Abb. 178. 1/2. Abb. 179. 1/2. Abb. 180. 1/2.

Bronzeschwertgriffe nebst den zugehörigen Knaufplatten aus Dänemark.
Das Original von Abb. 180 zeigt auf der Knaufplatte Einlage von Bernstein, in den Furchen des Griffstabes Einlage von Harz.

am linken Arme, — eine Sitte, die ja neuerdings in den vornehmsten Kreisen der jungen Männerwelt neu aufgelebt ist (Abb. 195—197). — Nur der Frau kam es zu, beide Arme mit Ringen oder Bändern zu schmücken, zumeist in Bronze; wo es aber in Gold geschah, trug sie nicht nach Mannesart das schwere Armband, sondern die leichteren, aus Doppeldraht gewundenen Spiralen, die in kleineren Maßen gearbeitet auch den Finger, das Ohr und die Haarlocke ihr zierten. Der massenhafte Armringschmuck, wie ihn die Frauen der beiden Donaukulturkreise trugen, ist im Innengebiet Germaniens nie besonders beliebt gewesen, noch weniger aber die Sitte der Donaustämme, die Fußgelenke mit Bronze zu schmücken oder gar die Unterschenkel damit zu bedecken.

Ungleich üppiger verziert als des Mannes Waffen und Goldarmband ist der weibliche Bronzeschmuck, und doch auch er mit der unfehlbaren Betätigung eines feinst ausgebildeten, gereiften Geschmacks. Auch hier sehen wir nicht das

Metall durch plumpe Masse Glanz verbreiten, sondern die schöne Form, die noch schönere Verzierung, also Feinheit des Kunstgeschmacks, soll dem toten Stoffe erst Leben geben, ihn adeln.

Betrachten wir die herrliche Gürtelplatte aus dem seeländischen Schatzfunde von Langstrup (Abb. 198), die größte ihres Geschlechtes, von über 28 cm Durchmesser, leider nicht unverletzt in der wie immer dünstgegossenen, schwach gewölbten Fläche, auch des Abschlusses auf der Mittelspitze beraubt, die nun offen erscheint.

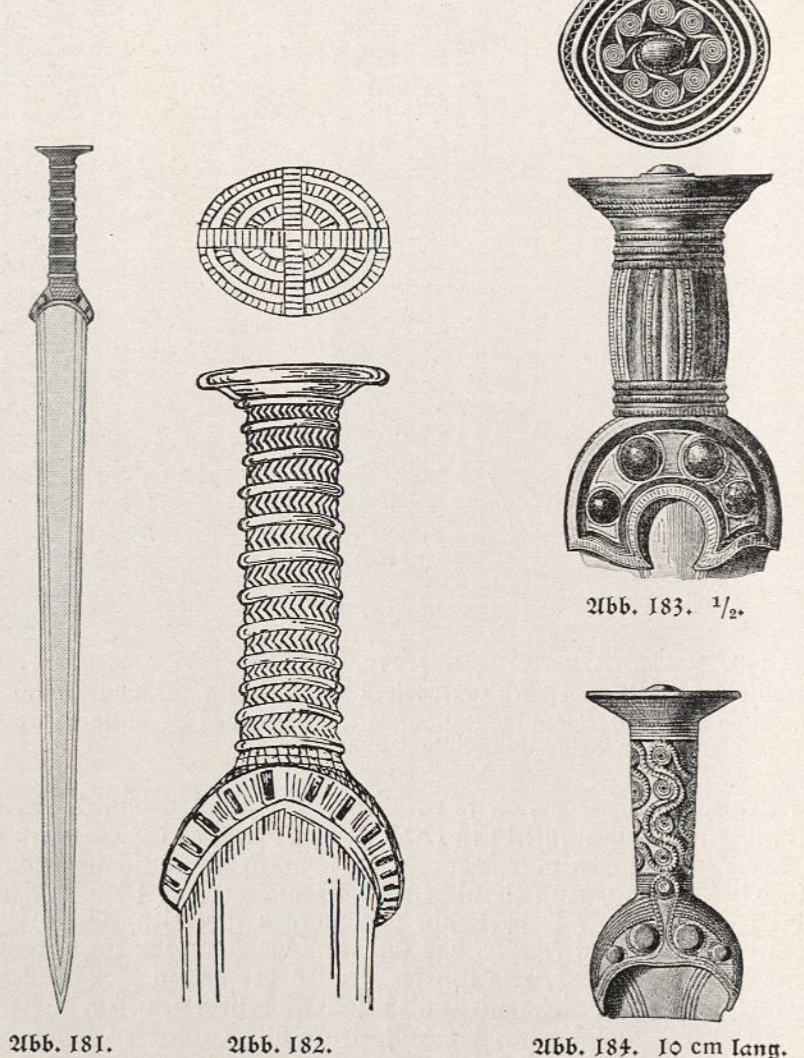


Abb. 181. Abb. 182.

Abb. 181 und 182. Prützke, Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg. Mus. Brandenburg a. H. Bronzeschwert, Periode II c—III a.

Abb. 183. 1/2.

Abb. 184. 10 cm lang.

Abb. 183 u. 184. Bronzeschwertgriffe aus Sylt, Schleswig-Holstein (zu den Schwertern: Abb. 186 und 187); über Abb. 183 die Aufsicht des Knaufs.

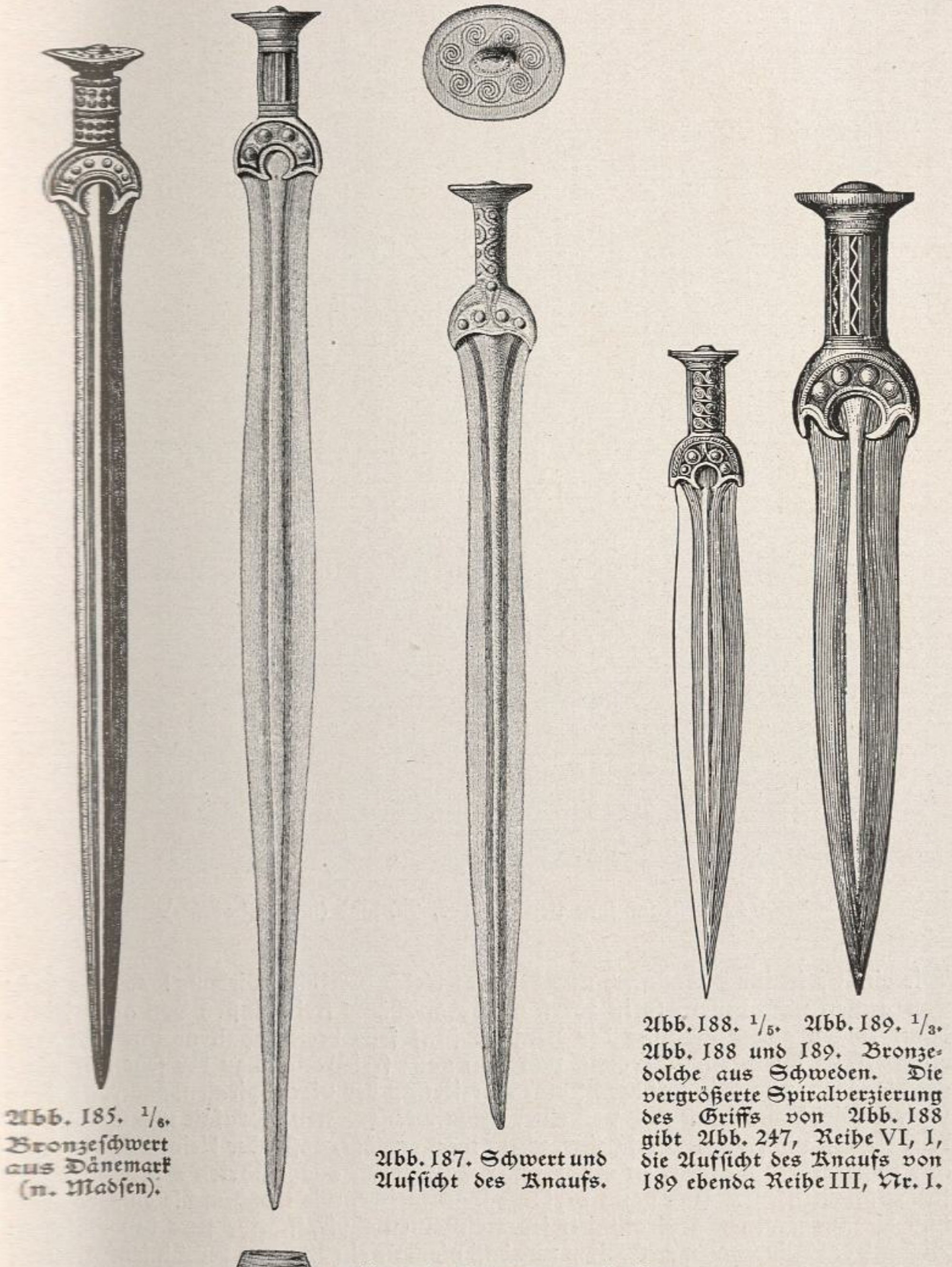


Abb. 185. 1/8. Bronzeschwert aus Dänemark (n. Madsen).

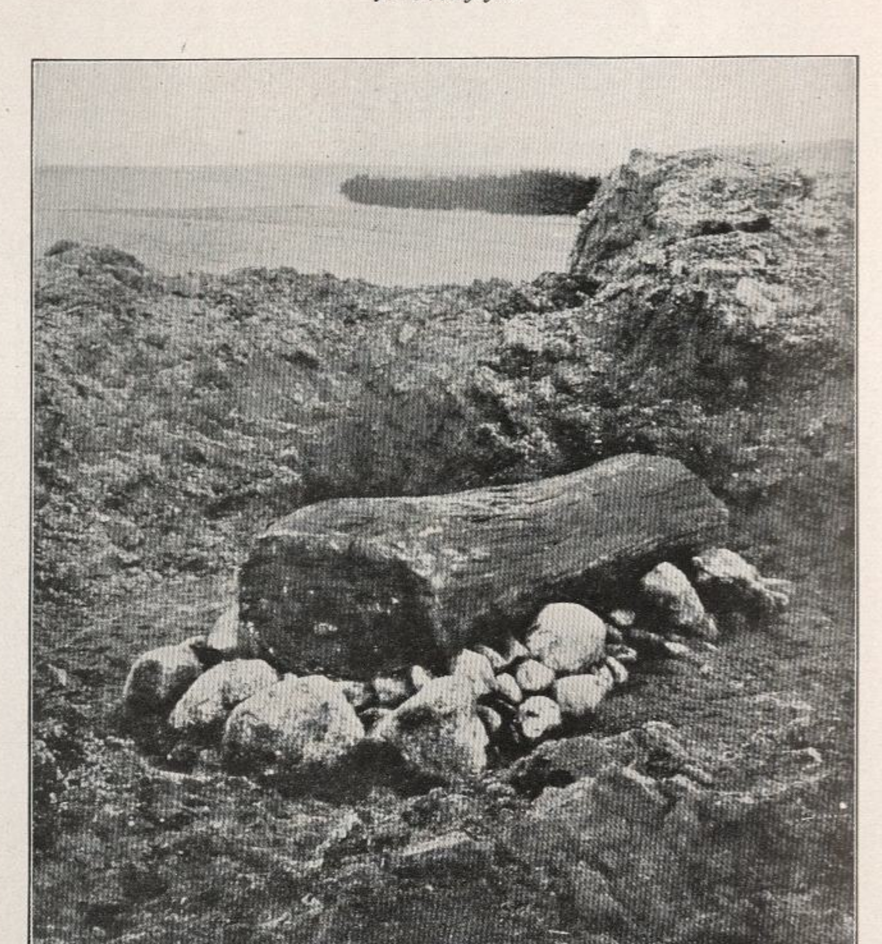
Abb. 186. Schwert und Ortband.

Abb. 187. Schwert und Aufsicht des Knaufs.

Abb. 188. 1/5. Abb. 189. 1/3.

Abb. 188 und 189. Bronzedolche aus Schweden. Die vergrößerte Spiralverzierung des Griffs von Abb. 188 gibt Abb. 247, Reihe VI, 1, die Aufsicht des Knaufs von 189 ebenda Reihe III, Nr. 1.

Abb. 186 und 187. Etwa 1/5. Bronzeschwerter aus Sylt (vgl. Abb. 183 und 184 (Griffe); unter 186 das zugehörige Ortband, über 187 die vergrößerte Aufsicht des Knaufs.



Ab.b 190. Baumsarg von Egtved, Jütland (nach Thomsen).

Wie einfach ist ihr Ziermuster, und dennoch welch herrliche Wirkung! Gehen wir von außen nach innen, so ist zuerst eine Randfläche frei gelassen von aller Zier, dann folgen als Einleitung des Musters fünf sehr breit gehaltene und schwach eingetiefte Linien, ein Übergang von dem ganz freien Rand zu der sehr tief eingeschlagenen und dichtgefüllten Innenverzierung der vier Spiralenbänder. Diese Spiralkreisbänder selbst sind von einer bewundernswerten Sorgfalt und Genauigkeit, die fast unbegreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß jeder kleinste Linienteil aus punktartig winzigen, in mühsamster Handarbeit ausgeführten Einzelschlägen sich zusammensetzt. Und dann verfolge man weiter, wie trotzdem die eingerollten und die ausgerollten Spirallinien jeder einzelnen Spiralscheibe stets den gleichen Abstand der Windungen aufweisen und daß niemals ein Abbruch der Linienführung zu erspähen ist. Endlich wie fein empfunden ist die stete Abnahme der Größe der Spiralen, je enger die Kreisbänder nach der Mitte zu wurden, wo auf dem Buckel und Stachel die Verzierung am dichtesten sich drängt. Bei solcher Vollendung ist das Muster trotz starker Wiederholung so weit entfernt, eintönig zu wirken, daß

der Beschauer im Gegenteil fast bedauert, diese Musik nicht in „unendlicher Melodie" zu vernehmen.

Auf diesem Gebiete, dem des weiblichen Schmuckes, leistet auch die jüngere Bronzezeit noch Ausgezeichnetes, obwohl sie im allgemeinen, gegen die ältere gehalten, an Feinheit und Adel des Geschmacks ein merkliches Nachlassen bekundet.

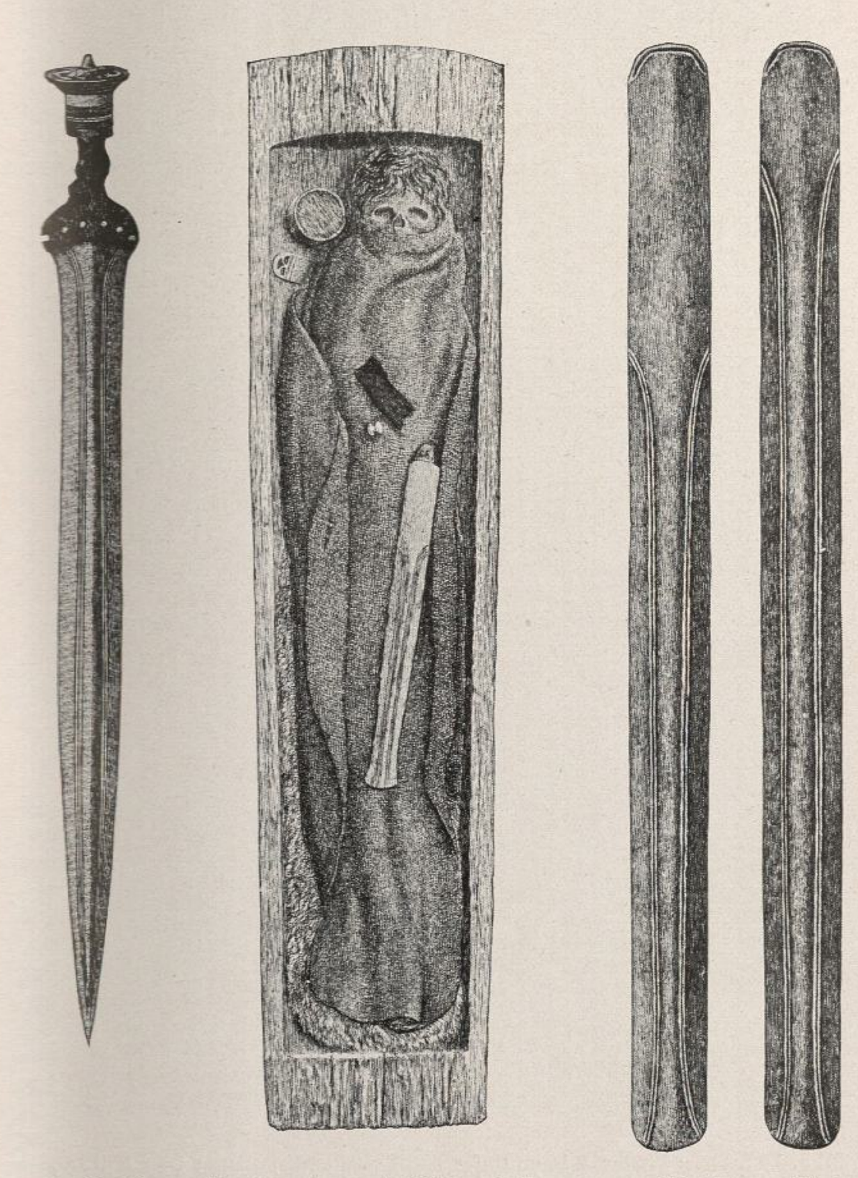


Abb. 191. Geöffneter Eichbaumsarg mit Männerbestattung von Muldbjerg, Jütland und Schwert mit Holzscheide.



Abb. 192. Geöffneter Eichbaumsarg mit Frauenbestattung von Egtved, Jütland (nach Thomsen).



Abb. 193. Kleidungsstücke aus dem Frauengrab von Egtved.



Abb. 194. Germanentracht der Bronzezeit.
Modellfiguren der Landesanstalt für Volkheitskunde, Halle a. S.
Phot. Dr. Ströbel, Berlin.

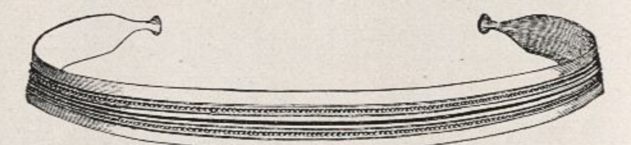
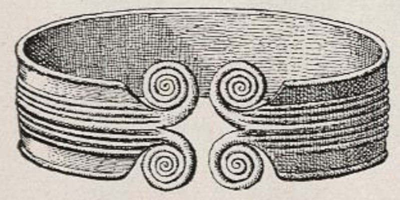


Abb. 195. 2/3. Periode II a und II b.



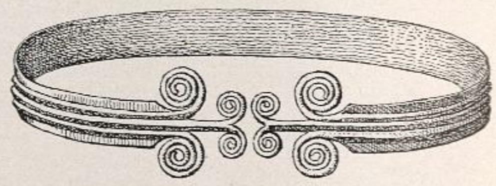


Abb. 196. 2/3. Periode II b. Abb. 197. 2/3. Periode II c.
Goldarmbänder des germanischen Kriegers (Kossinna: Mannus VI, S. 8).

Hervorragend und auch nach der technischen Leistungsfähigkeit als Meisterstücke zu bezeichnen sind hier die gegossenen Gefäße, sog. Hängedosen, vielleicht Schmuckbehälter für die Damen, mit ihrer gleichfalls meisterhaft eingeschlagenen Außenverzierung in Wellenornament oder in Flechtbandmuster (Abb. 199).

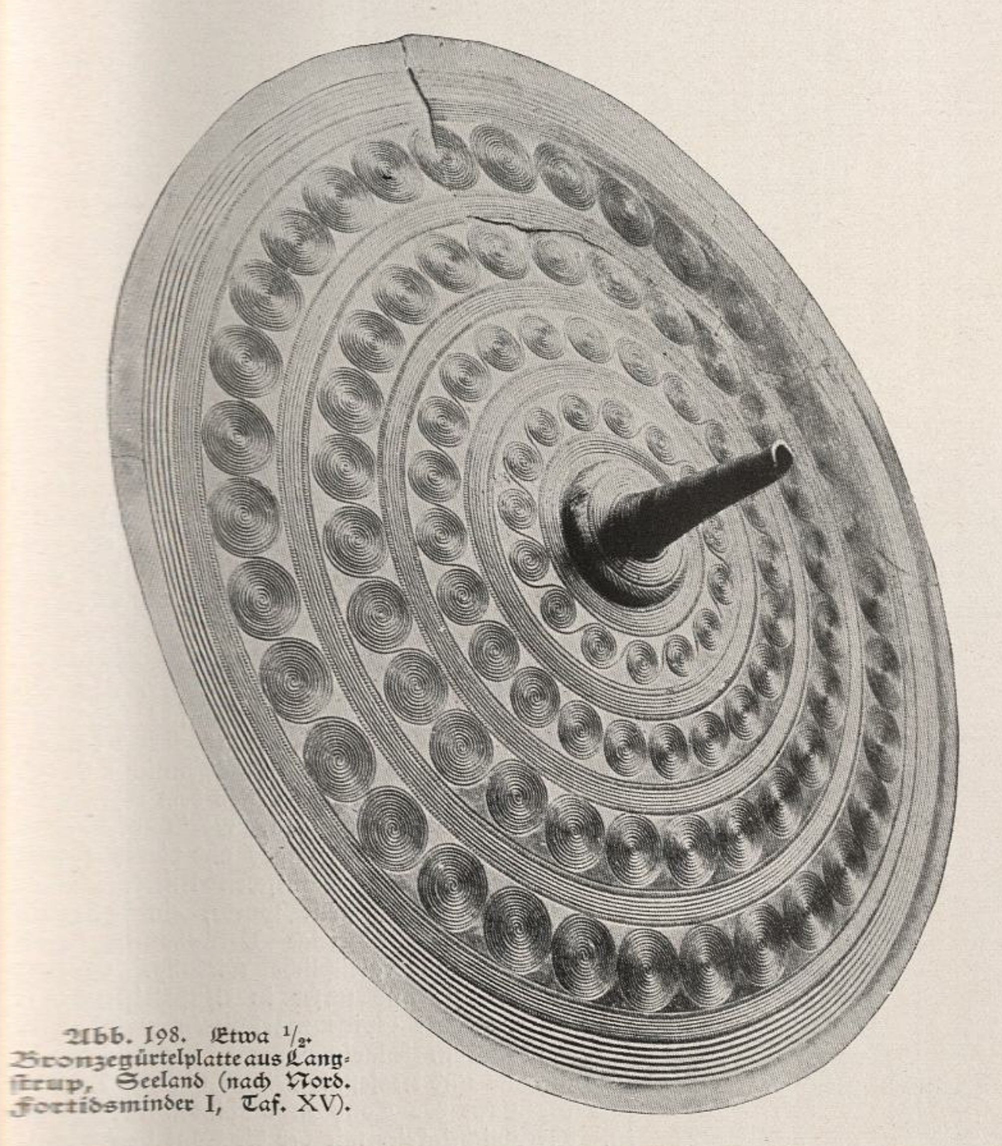


Abb. 198. Etwa 1/2. Bronzegürtelplatte aus Langstrup, Seeland (nach Nord. Fortidsminder I, Taf. XV).

Ich erwähne noch die berühmten Bronzeblashörner, jene Luren (Abb. 200), denen das gesamte Altertum Europas und Asiens nichts annähernd gleich Altes und noch viel weniger etwas auch nur annähernd ähnlich Schönes wie in Form und technisch vollendeter Herstellung, so in Klangwirkung entgegenzusetzen vermag. Nach allen Richtungen bewiesen wurde dies durch die mehrfache Vorführung dieses Instrumentes in der leider nicht wie die alten Originalstücke gegossenen,

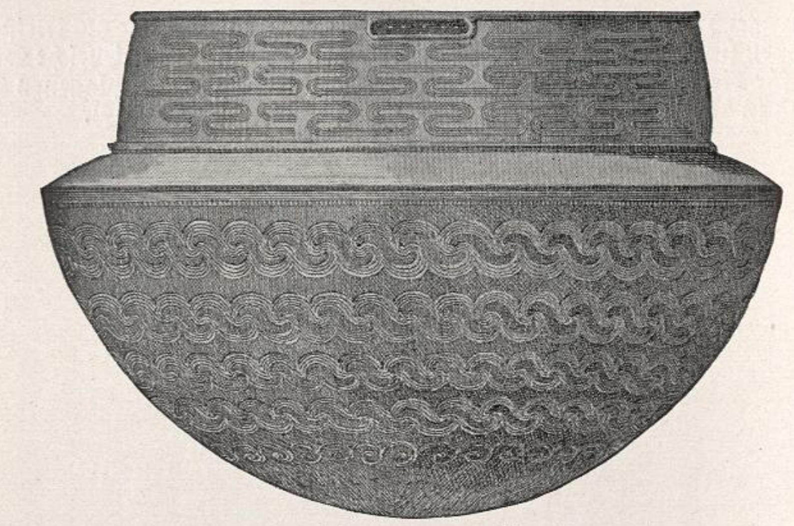
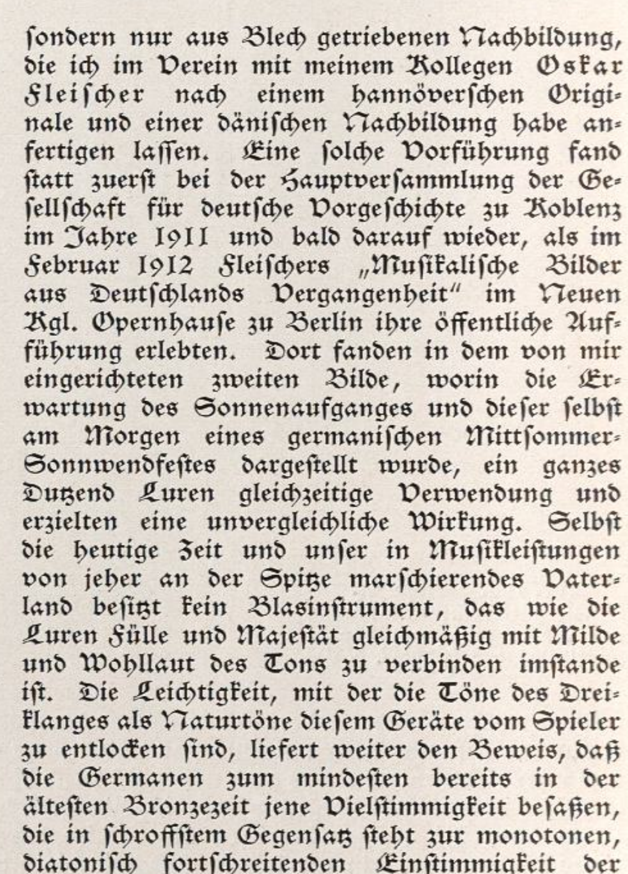


Abb. 199. Etwa $^{1}/_{2}$. Bronzehängedose vom Ausgang der Bronzezeit aus Neubrandenburg, Meckl.-Strelitz.



Abb. 200. Lurenbläser (nach S. Müller).



sondern nur aus Blech getriebenen Nachbildung, die ich im Verein mit meinem Kollegen Oskar Fleischer nach einem hannöverschen Originale und einer dänischen Nachbildung habe anfertigen lassen. Eine solche Vorführung fand statt zuerst bei der Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Koblenz im Jahre 1911 und bald darauf wieder, als im Februar 1912 Fleischers „Musikalische Bilder aus Deutschlands Vergangenheit" im Neuen Kgl. Opernhause zu Berlin ihre öffentliche Aufführung erlebten. Dort fanden in dem von mir eingerichteten zweiten Bilde, worin die Erwartung des Sonnenaufganges und dieser selbst am Morgen eines germanischen Mittsommer-Sonnwendfestes dargestellt wurde, ein ganzes Dutzend Luren gleichzeitige Verwendung und erzielten eine unvergleichliche Wirkung. Selbst die heutige Zeit und unser in Musikleistungen von jeher an der Spitze marschierendes Vaterland besitzt kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohllaut des Tons zu verbinden imstande ist. Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklanges als Naturtöne diesem Geräte vom Spieler zu entlocken sind, liefert weiter den Beweis, daß die Germanen zum mindesten bereits in der ältesten Bronzezeit jene Vielstimmigkeit besaßen, die in schroffstem Gegensatz steht zur monotonen, diatonisch fortschreitenden Einstimmigkeit der

alten südeuropäischen Melodie, aber das Grundprinzip abgegeben hat, von der die moderne europäische Musik beherrscht wird[22]).

Und wenn unter den Künsten neben der Musik die Dichtkunst es ist, worin die germanische Welt das denkbar Höchste geleistet hat, wie allein schon die Namen Shakespeare und Goethe zeigen, so kann man aus dem Hochstand germanischer Musik während der Bronzezeit mit Fug und Recht schließen, daß bei den Germanen damals auch die Dichtkunst eine Blütezeit erlebte. Ja die Erscheinungen nach Abschluß der großen germanischen Völkerwanderung im 6. Jahrhundert nach Chr. legen es uns geradezu nahe, ähnliche Erscheinungen in der älteren Bronzezeit zu erschließen. Die germanische Literaturforschung hat längst erkannt, daß nach der durch die Tatkraft der Germanen bewirkten Umwälzung Europas etwa um 600 nach Chr. eine Blütezeit germanischer Dichtkunst anhob, in der das germanische Epos entstand und mit ihm alle jene gewaltigen Gestalten, deren damals festgelegter Charakter unveränderlich im 12. und 13. Jahrhundert in unseren großen mittelhochdeutschen Epen wieder auftaucht. Auch das 18. Jahrhundert vor Chr. und die unmittelbar folgende Zeit, die 2. Periode der Bronzezeit, hatte Großtaten der Germanen gezeitigt, die ihren geistigen Horizont unendlich erweiterten und ihrem Denken und Gemüt jenen Aufschwung gaben, der in eine Blüteperiode epischer Dichtung ausmünden konnte. Wie für den Mitteleuropäer seit Jahrtausenden Italien, so war für den Germanen des skandinavischen Nordens das mildere Mitteleuropa von Urzeit an das Land der Sehnsucht. Und damals, um 1800, endete in Südskandinavien die große Bewegung, die den Germanen den Besitz des an den Meeresküsten gelegenen Nordsaumes von Mitteleuropa verschafft hatte. Und so wird auch damals, nachdem die Verhältnisse sich allmählich wieder zu einem ruhigen Beharren erhärtet hatten, eine Blüte der Dichtkunst die naturgemäße Begleit- und Folgeerscheinung der großen Ereignisse gewesen sein.

Diese wunderbar reiche zweite Periode der alten Bronzezeit ist es nun auch, die uns die Denkmäler germanischer Gottesverehrung zum ersten Male in ansehnlicher Fülle vor Augen führt.

Schon die Steinzeit der Germanen hat dauerhafte Sinnbilder der Gottheit hinterlassen. Besonders wären hier jene aufs sorgfältigste geformten und aufs feinste zugeschliffenen Steinbeile aus Feuerstein zu nennen, die von so gewaltiger Größe sind, daß sie weder als Waffen noch als Werkzeuge zu benutzen waren und mitunter in größerer Anzahl vereint und in offenbar ritueller Anordnung der Erde anvertraut worden sind. Desgleichen gehören hierher Bernsteinbeile von der Form gewöhnlicher Steinbeile und Bernsteindoppeläxte mit Schaftloch in der Form der Amazonenäxte (vgl. Abb. 113—115), letztere zuweilen von beträchtlicher Größe und dann zweifellos Heiligtümer, meist aber von kleinster Gestalt, dies außerordentlich häufig, und dann als amulettartiger Schmuck zu betrachten. Alle diese Beil- und Axtarten sind als Sinnbilder des allgewaltigen Himmelsgottes anzusehen, der zweifellos als persönliche Macht gedacht worden ist. Das Steinbeil und seine Miniaturnachbildungen in Stein oder in anderen Stoffen waren Abbilder des Blitzes, der Waffe des Himmelsgottes.

Aber wie in seiner Eigenschaft als Blitzgott, so wurde der Himmelsgott auch als Sonnengott bereits in der Steinzeit dargestellt. Nicht nur in der gewöhnlichsten Wiedergabe der Sonnenscheibe durch konzentrische Kreise oder Spiralen oder durch das vierspeichige Rad, sondern auch in der abgekürzten Gestalt eines des Radkranzes verlustig gegangenen Rades, also eines Kreuzes, vorwiegend

22) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 286.

eines Malteserkreuzes, erscheint das Sonnenbild auf Gefäßen und auf den im Götterkult eine so große Rolle spielenden Handpauken des Anhalter Stiles (s. oben S. 24 und Abb. 36). Die Handpauke von Hornsömmern gibt in mehreren Reihen von Verzierungen die Abbilder von mindestens fünferlei Gottheiten, die Oskar Fleischer mit den fünf Urplaneten, der alten fünftägigen Woche und der frühesten fünftonigen Tonleiter in Zusammenhang gebracht hat. Er faßt dabei die exzentrischen Doppelkreise der Handpauke nach orientalischen Entsprechungen sehr viel späterer Zeit als Monddarstellung auf, das Zahnrad, das auch auf dem Anhalter Gefäß Abb. 32 (rechts) mehrfach erscheint und auch in andern gleichzeitigen Stilen der Nord- und Südindogermanen vorkommt, als Venusstern, und das haken- oder bogenförmig gestaltete Zeichen nebst dem durch Quersprossen geteilten leiterartigen Zeichen — für beide weist er südeuropäische und orientalische Entsprechungen nach — deutet er auf die beiden noch übrigen der fünf ältesten Planeten, auf Jupiter und Merkur. Soviel steht jedenfalls fest, daß für diese ganze Gruppe von Zeichen ältere oder auch nur gleichalte Belege, wie sie der Anhalter Stil bietet, nirgends bisher ermittelt worden sind. Und es scheint so, als hätte man bereits im steinzeitlichen Mitteleuropa außer dem großen, allgemeinen Himmelsgotte noch andere mit bestimmten Himmelserscheinungen eng verbundene Gottheiten sich vorgestellt.

Daß diese Gottheiten nicht etwa als blinde Naturkräfte, sondern als machtvolle und zugleich auch als menschliche Persönlichkeiten gedacht worden sind, wird bewiesen durch die Häufigkeit weiblicher Tonfiguren im Kulturkreise der Südindogermanen, hinter denen sich nur eine Fruchtbarkeitsgöttin, eine Mutter Erde verbergen kann. Die Nordindogermanen betonen hier mehr das handelnde, befruchtende Element in der Natur, die Südindogermanen mehr das leidende, befruchtete.

Manche Forscher leugnen freilich nicht nur für die Steinzeit, sondern sogar noch für die B r o n z e z e i t der Germanen die Vorstellung von Göttern in Menschengestalt und erkennen nur Sinnbilder von Gottheiten an, die an sich wieder nur Naturkräfte oder Naturdinge gewesen wären, wie die Sonne, der Blitz. Aber wie einerseits die Sinnbilder der Gottheit, z. B. die runde Scheibe, das Radkreuz, die Spirale für den Sonnengott, nicht nur bei Heiligtümern, sondern auch bei Gegenständen für das tätige Leben Verwendung fanden, so traten anderseits neben diesen heiligen Sinnbildern der Gottheiten auch Götter in Menschengestalt auf. So stellen ja auch wir Christus teils durch das Sinnbild des Kreuzes, teils durch das Tierbild des Lammes, teils in Menschengestalt dar und verwenden diese Sinnbilder nicht nur an Heiligtümern, sondern auch an Feiertags- und Alltagsschmuck, ja sogar an einfachen Gebrauchsgegenständen.

An erster Stelle steht in der Bronzezeit nach wie vor der Sonnengott, dessen Sinnbild die runde Scheibe ist, die ornamentierte Bronzescheibe, vor allem aber die goldbelegte Bronzescheibe. Ein kostbares Kultgerät dieser Art ist eine bronzene Sonnenscheibe aus der Gegend von Lund in Schonen, die obere waagerechte Platte einer auf zehn vierspeichigen Rädern ruhenden, senkrecht stehenden Bronzebekleidung für den Oberteil eines runden, hölzernen Altars (Abb. 201, 202). Die eigentliche Sonne ist hier eine ganz kleine, von allem Zierrat freie, glatte Mittelscheibe, die Sonnenstrahlen aber werden durch eine vielfache, konzentrisch gestaltete Wiederholung der Sternzacken dargestellt. Noch reicher und weit mannigfaltiger sind die Sonnenornamente der goldenen Scheiben, die wir aus Seeland (Abb. 203 bis 206) und Holstein kennen; sie bieten einen reichen Wechsel aller der Sinnbilder, die überhaupt für die Sonne üblich waren. Im Mittelpunkte erscheint die wiederum ganz klein gehaltene eigentliche Sonne als achtstrahliger Stern, dessen

Zwickel mit Punktbuckeln gefüllt sind, oder als vierspeichiges Rad. Um diese Sonne legen sich in reicher Fülle Kreisbänder von kleinen und großen konzentrischen Kreisbuckeln oder Spiralen, Zickzacklinien und, besonders häufig, radial gestellten Strahlen.

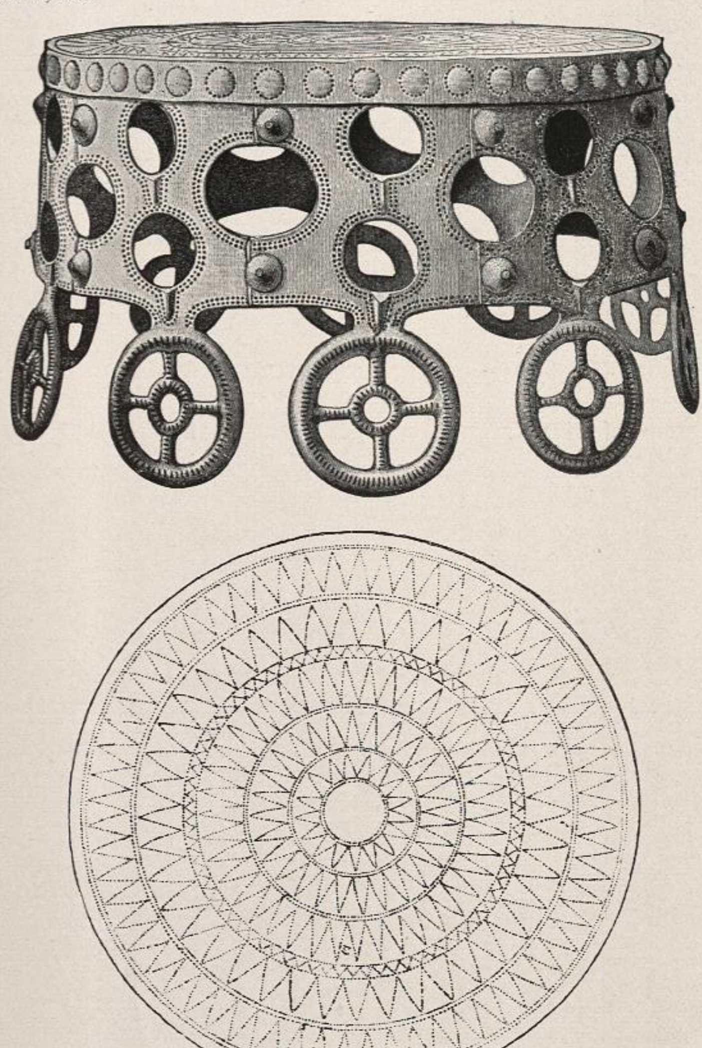


Abb. 201 und 202. Etwa $^1/_5$. Balkåkra, Schonen.
Altarbekrönung mit Sonnenscheibe aus Bronze.
Abb. 202 bietet die Aufsicht der oberen Scheibe in Abb. 201.

Uns Deutschen, die wir nur ganz ausnahmsweise und auf kurze Zeit der Sonne ins blendende Antlitz zu sehen vermögen, und wenn wir Städter sind, meist nur in der Gestalt kennen, die sie hoch am Himmelszelt hat, nicht aber die sie beim Aufgang oder Untergang zeigt, uns kommt die altgermanische Wiedergabe der



Abb. 203. $^1/_1$. Worms. Goldbelag einer Sonnenscheibe.

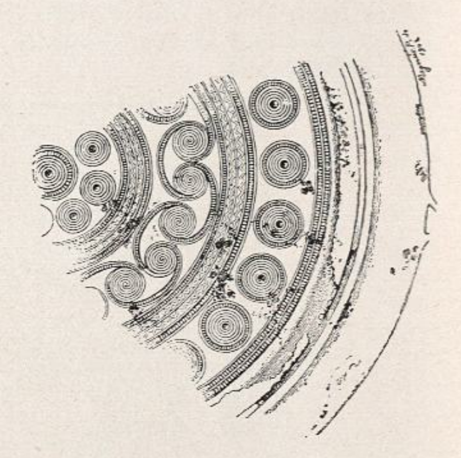


Abb. 204. Trundholm, Seeland. Sonnenscheibe, nicht vergoldete Seite.

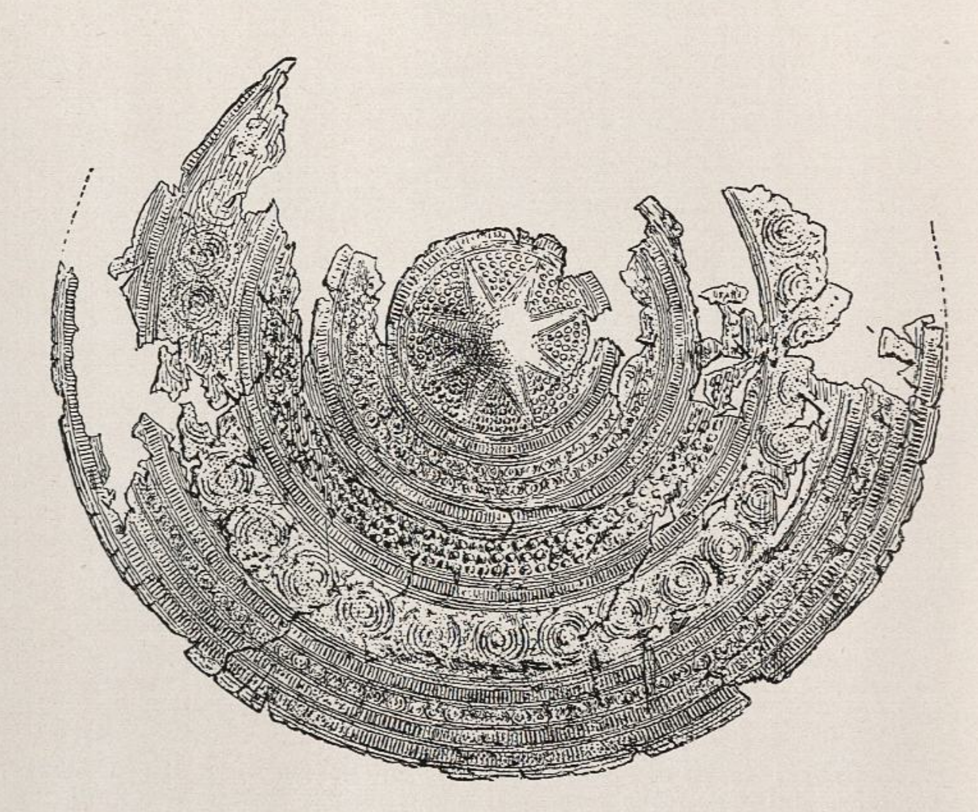


Abb. 205. $^1/_3$. Jägersborg bei Kopenhagen. Goldbelag einer Sonnenscheibe. Aus einem Mannesgrabe.



Abb. 206. $^1/_4$—$^1/_3$. Trundholm, Seeland.
Goldbelegte Seite der Sonnenscheibe und Pferdegott: beide auf dem Götterwagen.

Sonne vielleicht unnatürlich vor. Sie ist es aber durchaus nicht, sondern im Gegenteil das Sonnenbild ist von unseren Vorfahren, welche die Mitternachtssonne alljährlich längere oder kürzere Zeit sahen oder den Gegenden der Mitternachtssonne wenigstens sehr viel näher wohnten, als wir, in ganz vorzüglicher Naturtreue, wenn auch, da es sich um ein ornamentales Bild handelt, ein wenig stilisiert ausgeführt. Um die Natur wahr wiederzugeben, muß man mit Maleraugen in sie hineinblicken. Künstleraugen sehen hier anders und mehr, als ein

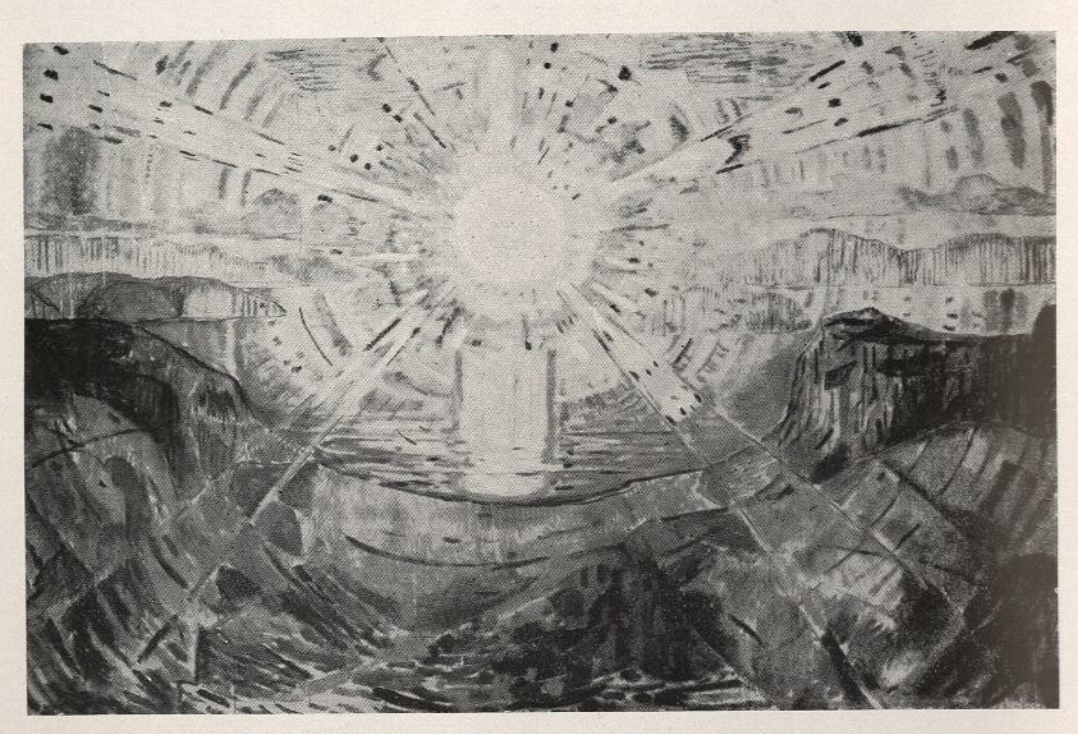


Abb. 207. Edvard Munch: Die Sonne (Ausschnitt).
(Aus „Deutsche Kunst und Dekoration", Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.)

gewöhnliches Stadtkind von heute. Darum erregte ein Malerei des bedeutenden norwegischen Malers Edvard Munch meine höchste Teilnahme: ein Bild der Sonne (Abb. 207). Erstaunlich wie dieser Künstler, der von der Bronzezeit der Germanen wohl keine besondere Kenntnis besitzen dürfte, die nordische Sonne genau so gesehen hat, wie unsere alten skandinavischen Vorväter aus der Bronzezeit: in der Mitte eine kleine gleichmäßig leuchtende Scheibe, um sie herum in immer weiteren Abständen die breiten leuchtenden Kreisbänder, die aussehen, wie die Ringe des Saturn, endlich vom Mittelpunkte radial ausgehend nach allen Seiten eine Fülle von Strahlen, unter denen sich aber deutlich abheben die vier besonders breiten Speichen des Radkreuzes.

Ich habe in einer anderen Schrift gezeigt, daß in diesen Anschauungskreis auch die großen und dabei so schönen Holzschalen gehören, die in Schleswig-Holstein und dem angrenzenden Jütland in Männergräbern aus der Mitte unserer

Periode II gefunden werden (Abb. 208). Ebenso ist dies der Fall mit dem ältesten getriebenen Bronzegefäß Europas, das eine den Holzschalen nachgebildete Bronzetasse ist, deren einheimisch-germanische Arbeit für mich außer Zweifel steht

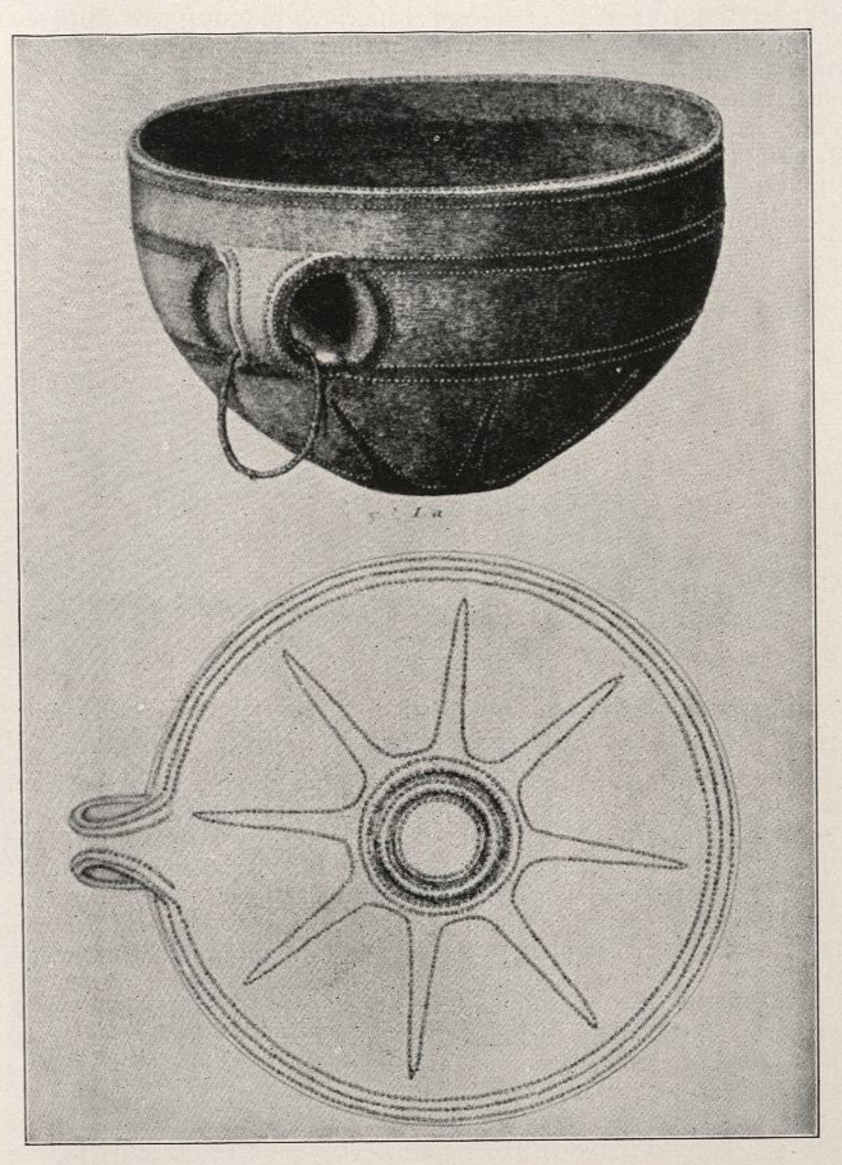


Abb. 208. Etwa $^1/_4$. Jütland. Holzschale.

(Abb. 209). An beiden Gefäßarten, den aus Holz, wie den aus Bronze, zeigt der Boden den achtstrahligen Stern, bei der Holzschale in einer ganz neuzeitlich anmutenden Technik, nämlich durch Einbrennen hergestellt, außerdem an den Rändern mit feinen Zinnstiften beschlagen, wie auch die eingebrannten Querbänder der Wandung, die Henkelränder und der Schalenrand mit Zinnstiften eingesäumt

sind. — Auch in der jüngeren Bronzezeit zeigt der Boden der kleinen goldenen dem Sonnendienste geweihten Schöpfschälchen dasselbe achtstrahlige Sternmuster (Abb. 210).

Diese prachtvollen goldbelegten Sonnenscheiben sind auf germanischem Gebiete von einzigartiger Größe, denn sie erreichen einen Durchmesser von 35 cm: dies ist das Maß der in Abb. 205 wiedergegebenen Scheibe. Auch in dem goldreichen Irland tritt der Goldbelag der bronzenen Sonnenscheiben nicht selten auf; doch ist die ornamentale Ausstattung dieser Scheiben weit dürftiger und eintöniger und der Goldbelag in der Mitte überschreitet niemals einen Durchmesser von 7 cm. Zu dieser ungermanischen Gruppe gehören zwei Goldscheiben irischer Art aus dem damals keltischen Gebiete Westdeutschlands; sie kamen in einem Wormser Mannes-Grabe zum Vorschein und besitzen nur einen Durchmesser von 6 cm (Abb. 203).

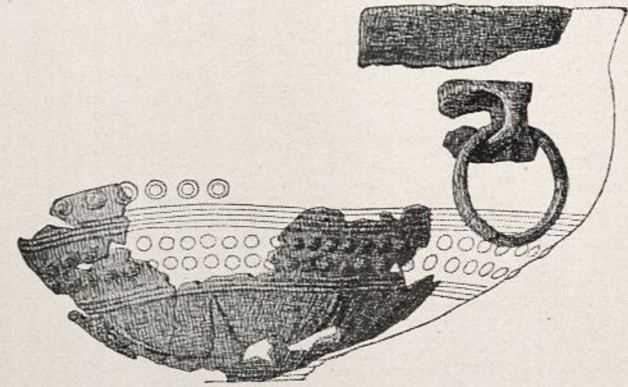


Abb. 209. 1/2. Östermarie, Bornholm. Bronzetasse.

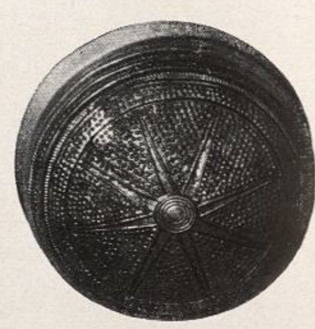


Abb. 210. Messingwerk bei Eberswalde, Brandenburg. Goldschälchen.

Während nun diese Wormser Sonnenscheibe für jede ihrer beiden Seiten einen besonderen Goldbelag und zwar beidemal genau den gleichen besitzt, zeigt die Sonnenscheibe aus Trundholm (Abb. 206), die aus zwei gegeneinander leicht gewölbten Bronzeplatten zusammengesetzt ist, nur auf einer Seite den Goldbelag, der den Sonnenglanz andeutet, wogegen die andere Seite unbelegt geblieben ist und auch eine abweichende Ornamentgestaltung (Abb. 204) trägt. Da es sich hier um das vollendetste Kunstwerk der älteren Bronzezeit, ja man kann sagen der gesamten Bronzezeit Europas handelt, so ist das Fehlen des Goldbelags auf der anderen Seite der Scheibe nicht auf Goldarmut oder auf Sparsamkeit zurückzuführen, sondern hatte seinen bestimmten Zweck. Aber welchen? Nach der neuerdings ausgesprochenen Meinung des norwegischen Gelehrten Just Bing stellt die unbelegte Seite der Scheibe den Mond dar. Indes bliebe dann unerklärt, daß auch auf der „Mond"seite sich der ringförmige Kupferdraht befindet, der auf der „Sonnen"seite dazu bestimmt ist, den Goldbelag an seiner Kante in eine Ritze unter den besonders gegossenen, erhabenen Bronzering einzuzwängen, der die verzierte Bronzescheibe umgibt. Dieser Bronzering ist selbst wieder der innere Rand eines breiten Bronzebandes, das als äußerster Umlauf die beiden verzierten Innenplatten zusammenhält und zu einer doppelseitigen Scheibe vereinigt.

Außerdem sehen wir hier ein Pferd, das weitaus beste Tierbildwerk der Bronzezeit, dem selbst die mykenische Kultur nichts Besseres, kaum etwas Gleiches in Tierplastik und in figürlicher Rundplastik überhaupt gegenüberstellen kann. Wenigstens auf dem griechischen Festlande nicht; für Kreta wäre allerdings auf die noch um einige Jahrhunderte älteren, noch vollendeteren Fayenzen der Kamareszeit, wie die säugende Ziege, zu verweisen. Doch steht ja die kretische Kultur in Europa ganz fremdartig da. Bedauerlich ist, daß der Einsatz des tüllenförmig gestalteten Schwanzstumpfes verloren ist, der gewiß aus natürlichem Pferdehaar bestand. Die Vorderbeine sind etwas kürzer, als die Hinterbeine gebildet, der Rücken hierdurch annähernd waagerecht geworden. Zu bemängeln ist, daß die Beine zu rund, zu steif und darum ohne jede Bewegung, ohne Leben gehalten sind und daß der Kopf durch die überwuchernde Ornamentik der Sonnensymbolik an Natürlichkeit stark eingebüßt hat, obwohl selbst die Nüstern nicht vergessen worden sind. Ich habe den Eindruck, daß dies Kunstwerk bereits in den Übergang von Periode II zu Periode III gehört: der stark stilisierte Kopf läuft nämlich nach dem Maule hin



Abb. 211. Prov. Nerike, Schweden.

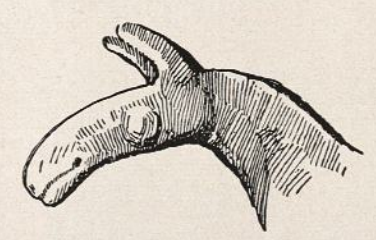


Abb. 212. Dänemark.

Abb. 211 und 212 Griffe von Bronze-Rasiermessern.

bereits so spitz zu, wie es im besten Teil derjenigen Periode, die ich IIc nenne, noch nicht der Fall war. Das zeigen die Pferdekopfgriffe der Rasiermesser dieser Zeit (Abb. 211, 212).

Das Pferd ist mit der Sonnenscheibe durch eine Leine verbunden, die in einer jetzt durchgebrochenen Öse am Halse des Pferdes und einer zweiten am Vorderrande der Sonnenscheibe befindlichen, gleichfalls jetzt durchgebrochenen Öse befestigt war. Es ist keine Frage, wie ich gegen Bings Ansicht bemerke, daß das Pferd, wenn auch sein am Halse dargestelltes Riemenzeug mit der Halsöse und der Leine in keiner Verbindung steht, dennoch die Sonne zieht, genau so wie im Rigveda das Sonnenpferd die Etaça die helle Sonnenscheibe zieht, und wie es, was noch weit näher liegt, auf westschwedischen Felsenzeichnungen der nämlichen Zeit, aus der das Trundholmer Heiligtum stammt, zweimal dargestellt wird (Abb. 213). Das Rädergestell, worauf Sonnenscheibe und Roß gesetzt sind, hat allerdings nicht das mindeste mit dem Sonnenwagen zu tun, der die Sonne über das Himmelszelt führt. Der Sonnenwagen des Helios, Apollo und Phaëton ist eine griechische Vorstellung, die erst im 7.—6. Jahrhundert vor Chr. aufkam, während wir uns mit den goldenen Sonnenscheiben und dem Trundholmer Heiligtum im 15. Jahrhundert vor Chr. befinden. Vielmehr liegt in Trundholm ein einfacher Prozessionswagen vor, dessen berühmtestes Beispiel der im Frühling umziehende Wagen der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus ist.



Abb. 213. Kalleby, Tanum, Bohuslän.

Wie die auf dem Trundholmer Wagen befindlichen Gottheiten in Menschengestalt aussehen, darüber haben uns erst neuerdings die Forschungen des schon genannten Norwegers Just Bing bestimmtere Aufklärung gebracht. Und zwar aus den Felsenzeichnungen im Küstengebiet der westschwedischen Provinz Bohuslän,

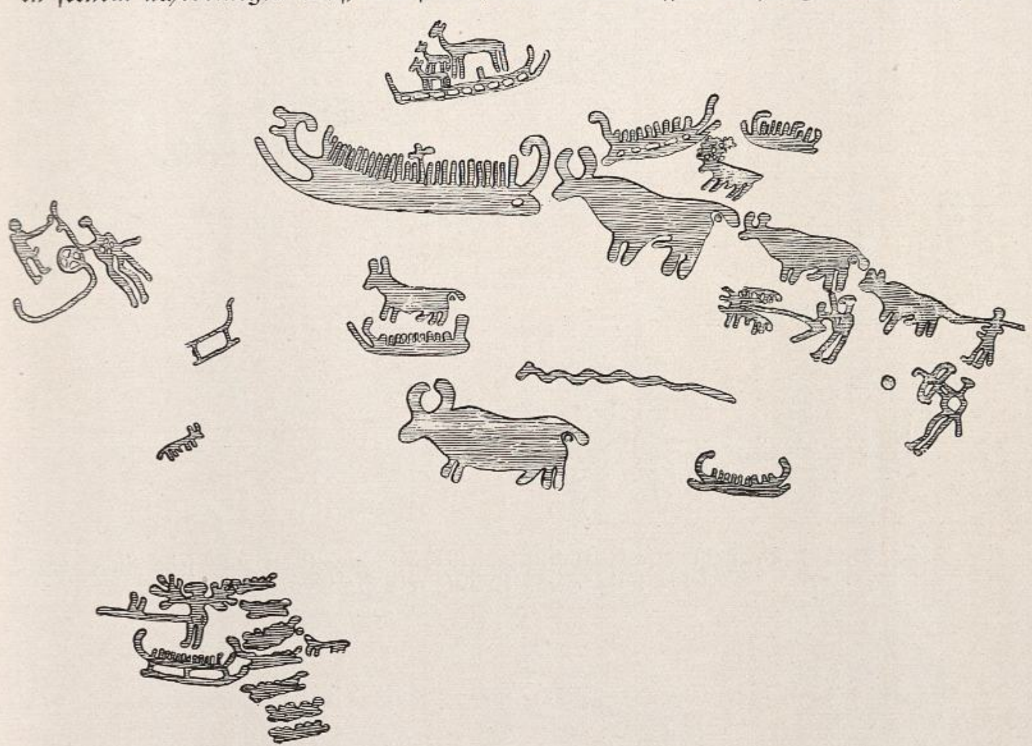
nördlich von Göteborg, etwa von Uddevalla bis nahe an die norwegische Grenze bei der Festung Frederikshall. Die Hauptrolle in diesen Felsenzeichnungen spielen religiöse Darstellungen, die vielleicht eher zauberischen Zwecken dienten, als daß sie ein Epos in Bildern sein sollten. Diese zu Tausenden an den Granitwänden des südlichen und mittleren Skandinaviens entdeckten Zeichnungen sind tatsächlich in recht unvollkommener Technik, nämlich durch allmähliches Abklopfen der Oberfläche des harten Gesteins hergestellte eingetiefte Vollbilder (also nicht bloße Umrißlinien) von menschlichen Gestalten, Tieren und heiligen Zeichen. Das Pferd von Trundholm beweist, daß die Tierbildnerei damals auf hoher Stufe stand. Die Felsenzeichnungen dagegen sind jedes künstlerischen Wertes bar, sondern rein handwerksmäßige Erzeugnisse — was sich schon wegen ihrer Massenhaftigkeit und ihrer gleichmäßigen Verbreitung über so gewaltige Landesstrecken von selbst versteht. Dennoch erregen sie inhaltlich unsere höchste Teilnahme, zumal sie, zum Teil wenigstens, unserer berühmten Periode II der Bronzezeit angehören (was neben manchem anderem durch die Form der Ortbänder bewiesen wird; vgl. Abb. 186 und 139, Nr. 26)[23]).


Abb. 214. Norra Trättelanda, Tanum. Der Sonnengott und sein Begleiter mit Radkreuz.

Unter den Göttergestalten fällt besonders auf der große Sonnengott mit seinem Radkreuz oder seiner Spirale, zuweilen auch mit dem Blitzhammer ausgestattet, und neben ihm sein kleiner, meist einarmig dargestellter Begleiter, der Mondgott (Abb. 214—217, 224). Zu beiden gesellt sich ein Gott, der teils durch ein bloßes Pferd (Abb. 216) oder eine Menschengestalt mit Pferd und oft auch mit Ring (Abb. 217), teils durch eine Menschengestalt mit hochgehobenen Händen, deren Finger weit gespreizt sind (Abb. 218), teils als Speergott (Abb. 219, 224), teils als Axtgott (Abb. 220—223) wiedergegeben wird. Dieser dritte Gott ist sowohl Windgott (Pferd), als Feuergott (Handgott), in beiden Eigenschaften Gott der Morgenröte. Es ist eine dem Altertum geläufige Vorstellung, die Windeseile durch das schnelle Pferd und ebenso das in Garben und Strahlen emporflammende Feuer durch die fünf oder auch nur drei gespreizten, oft flammend geschlängelten Finger der Hand des Himmels-, Blitz- oder Feuergottes darzustellen (Abb. 223). Sonne, Mond und Morgenröte sind innigst gesellt beim Sonnenaufgang: sobald die Sonne aufgehen will, verblaßt der Mond (kleinerer Begleitgott), die rosenfingerige Morgenröte schickt ihre rote Lohe empor (Handgott), und wenn dann die Strahlen der Sonne über dem Horizont in die Höhe schießen, erhebt sich der Morgenwind (Pferdegott). Somit ist es in den Naturerscheinungen durchaus begründet, wenn das Pferd (die Morgenröte) die Goldscheibe (Sonne) nach sich zieht. Aber eben nur die Morgenröte ist der Vorspann der Sonne! Daß die Sonne den ganzen Tag über von einem Gespann über die Himmelskuppel fortgezogen wird oder gar von einem durch einen Gott in Menschengestalt geleiteten Viergespann, das ist eine Vorstellung, die der Bronzezeit fern liegt und zu der sich die Germanen niemals bekannt haben. Doch begreifen wir es nun, wie die Griechen bei allmählicher völliger Verdunkelung der ursprünglichen selbständigen Gottesnatur des der Sonne gesellten Pferdes den Gedanken des von Rossen über das Himmelszelt gezogenen, vom Sonnengott gelenkten Sonnenwagens ausbilden konnten. Die aus der älteren Bronzezeit für die Germanen bezeugten Vorstellungen über die Sonnengötterdreiheit müssen also Gemeingut aller Indogermanen, zum mindesten aller Nordindogermanen gewesen sein.

[23]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 287.

Der durch das Pferd dargestellte Windgott, der zugleich Speergott ist, stellt eine offenkundige Vorstufe des späteren Wodan dar, dessen Name noch auf die ursprüngliche Eigenschaft seines Trägers als Windgott hinweist, dessen Roßnatur in seinem achtbeinigen Roß Sleipner fortlebt und dessen verhängnisvoller Speer


Abb. 215. Aspeberg, Tegneby, Tanum (Ausschnitt): (oben links) der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter mit Radkreuz vor Schiffen, Pferden, Rindern, Hirsch, Viehhirt, Pflüger, Bogenschützen. — Unten links: Der Gott mit den großen Händen und mit einem Pferdekopf auf dem Phallus vor einer Reihe Schiffe.

aus der Siegfriedsage und sonst bekannt genug ist. Die andere Seite des alten Pferdegottes, seine Eigenschaft als Gott der Morgenröte, als Feuergott, zugleich auch Fruchtbarkeitsgott, scheint in dem späteren Freyr fortzuleben: beiden Göttern ist die Führung der Axt gemeinsam. Ja das Sinnbild der Axt ist bei Freyr so unzertrennlich von seiner Gottheit geworden, daß der heilige Olaf, der christliche Nachfolger des Freyr in Schweden, noch lange Zeit mit einer langgeschäfteten Axt abgebildet wurde. Und ebenso hat sich der Sonnen- und Blitzgott allmählich zu Thonar weiterentwickelt. Sein Hammer, das Sinnbild des Blitzes, erscheint schon auf den Felsenzeichnungen (Abb. 225) und das ihm gehörige Bocksgespann ist nichts als ein Nachklang seiner eigenen ursprünglichen Bocksgestalt, die mit seiner Eigenschaft als Blitzgott zusammenhängen muß und auf den Felsen-

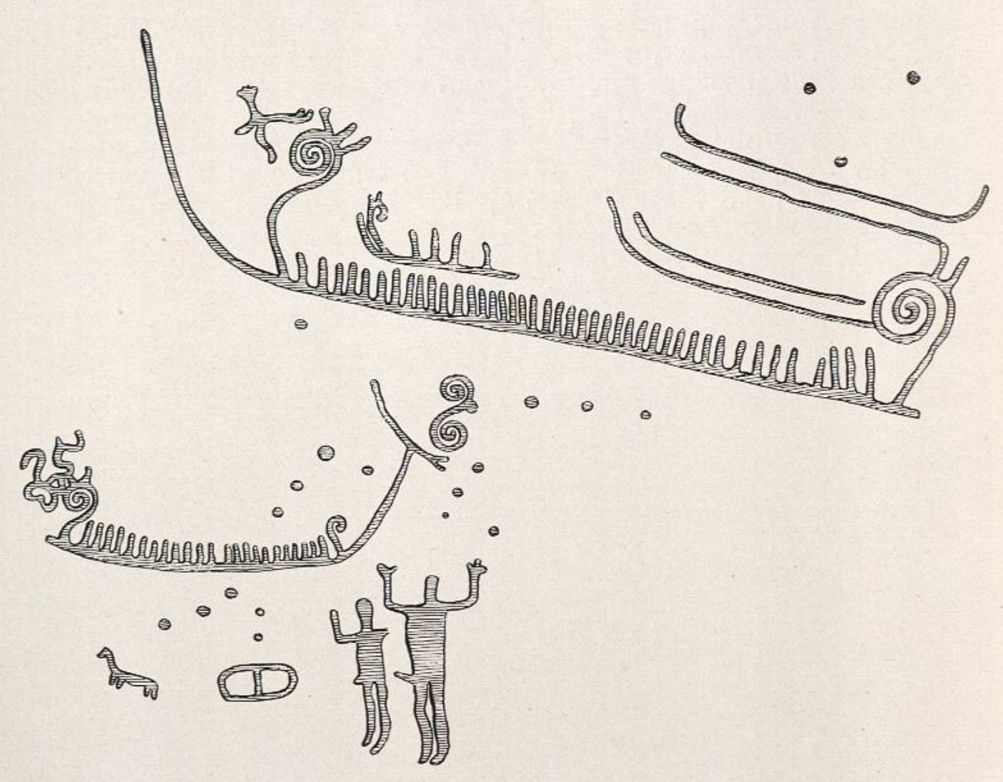


Abb. 216. Backa, Brastad: Pferd, Schuhsohle, der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter unter Doppelspirale und Schiffen.

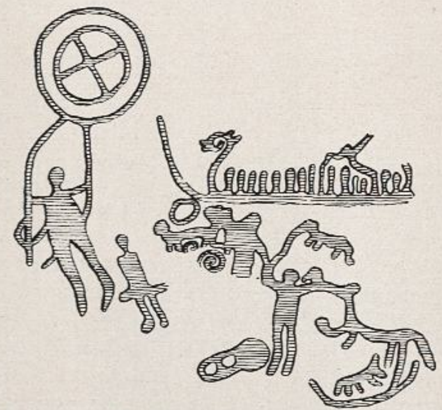


Abb. 217. Backa, Brastad (Ausschnitt: vgl. Abb. 242). Links: der Sonnengott, der auf 2 Stangen das von einem Ringe umgebene Radkreuz trägt; neben ihm sein Begleiter (Mondgott). — Rechts: der Pferdegott mit Ring und Spirale (Morgenröte); darunter eine Schuhsohle und ein Gott, dessen beide Arme in Pferde auslaufen (Alkis).



Abb. 218. Brecke, Brastad (Ausschnitt): Der Sonnengott mit seinem einarmigen Begleiter und der Gott mit den großen Händen, jeder an seinem Schiffssteven.

zeichnungen teils in voller realistischer Treue, teils wenigstens durch ein deutliches Bockshaupt des sonst schon menschlich gestalteten Gottes (Abb. 225—227) gekennzeichnet wird. Und der dritte Gott, der Mondgott, weist durch seine Einarmigkeit



Abb. 219. Litsleby, Tanum. Der „Riese" mit dem Speer; links vor seinem Knie ein Ring mit einem kleinen Pferd.



Abb. 220. Backa, Brastad. Der „Schuhmacher" (Artgott).



Abb. 221. Kinnekulle, Vestergötland. Artgott mit großer Hand neben Ring und Sonnenrad.

auf den späteren Tyr (Tius), dessen Hauptberuf das Walten als unsichtbarer Leiter des Thinges oder Dinges war, jener Volksversammlung, die die Germanen noch zu Tacitus Zeiten nur bei Vollmond oder bei Neumond abhielten. Daher wird der ihm heilige Tag (engl. Tuesday = Tag des Tius), den wir in Wortentstellung jetzt Dienstag nennen, in manchen Gegenden noch richtig „Dingstag" genannt.

Aber noch ein Götterpaar erscheint häufig auf den Felsenzeichnungen, dessen Verehrung nicht mit dem Wechsel von Tag und Nacht, sondern mit dem Wechsel von **Sommer und Winter** zusammenhängt. Es ist das Brüderpaar der reitenden Dioskuren oder besser der wandalischen **Alkis**, jener beiden Wechselgötter, die auf den Felsenzeichnungen in Gestalt von zwei Pferden öfters wiederkehren (Abb. 217).

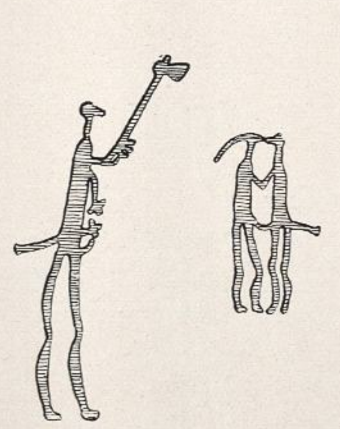




Abb. 222. Hvitlycke, Tanum (Ausschnitt). Die „Hochzeit" (dabei der einsegnende Axtgott).



Abb. 223. Kaukasus: Bronzefigürchen (G. Wilke: Kulturbeziehungen Abb. 214 b).

Abb. 224. Kalleby, Tanum. Götterdreiheit: Speergott (Morgenröte), Sonnengott mit Blitzhammer und sein Begleiter (Mondgott), von dem nur die untere Hälfte ausgeführt worden ist.



Abb. 225. Löfäsen, Tanum.

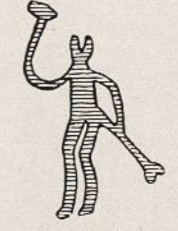


Abb. 226. Tufvene, Tanum.



Abb. 227. Tofva, Tanum.

Abb. 225—227. Der Bocksgott mit Blitzhammer (Thor), in Abb. 227 mit dem Sonnenzeichen.

Schon vor neunzehn Jahren konnte ich als eines der noch weit früher von mir errungenen Ergebnisse meiner siedlungsarchäologischen Forschung die Erkenntnis mitteilen, daß die eigentlich germanischen Stämme erst in der älteren Bronzezeit, genauer seit Beginn der Periode I und besonders während der Periode II, also seit etwa 1800 vor Chr., aus Südschweden, Dänemark und Schleswig-Holstein in das damals entvölkerte Nordwestdeutschland eingezogen sind. Es war eine merkwürdige, mir nicht unwillkommene, weitere Bestätigung meiner Erkenntnis, als im Herbst 1907 in einem Hügel bei **Anderlingen**, Kreis Bremervörde, Pro-

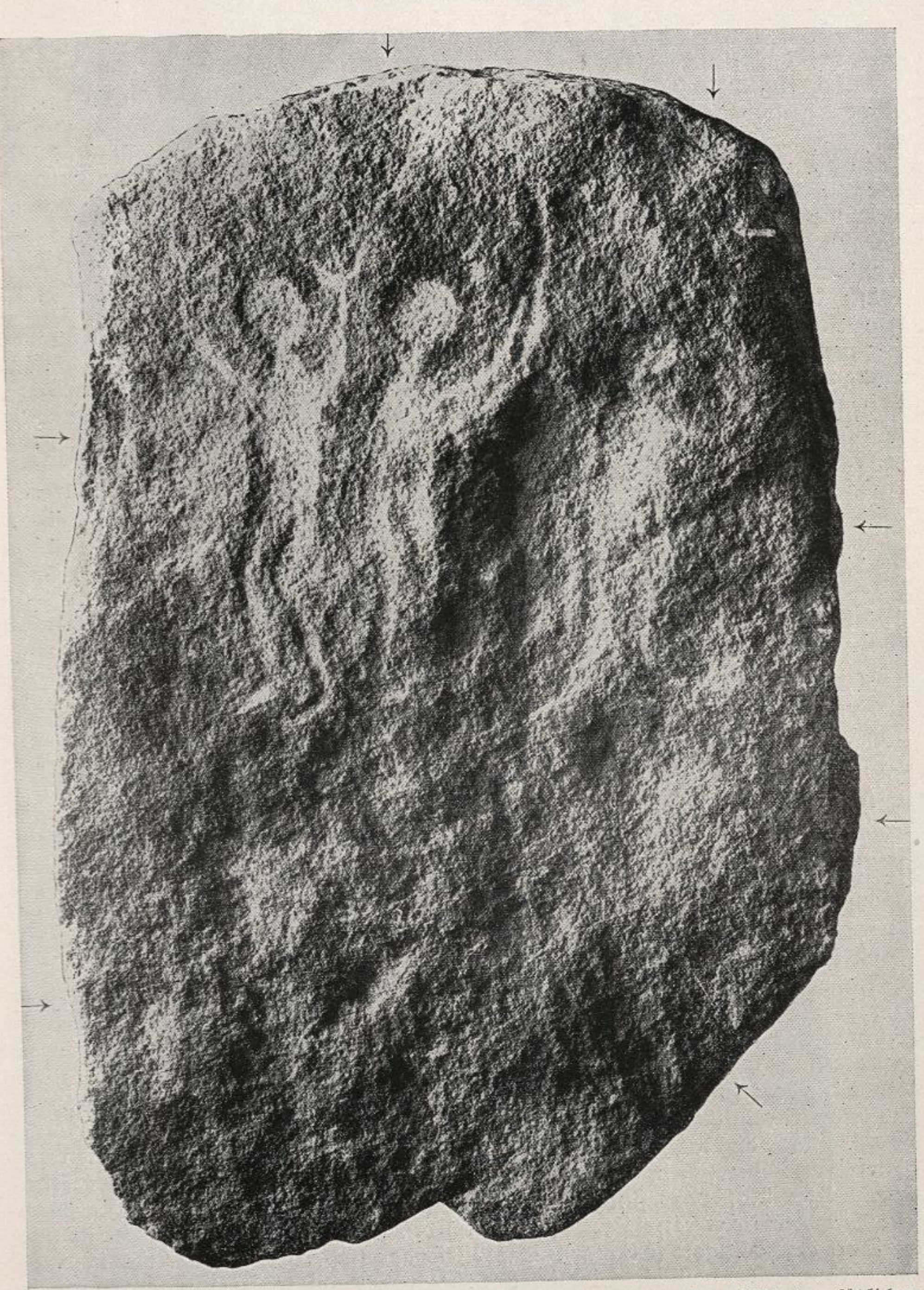


Abb. 228. Anderlingen, Kr. Bremervörde, Prov. Hannover. Das Bild des südlichen Schlußsteins einer Steingruft in Hügel, mit den eingehämmerten Gestalten dreier Götter. Periode II b der Bronzezeit = 16. Jahrh. vor Chr. Die beiden größeren Figuren, links und in der Mitte, haben eine Höhe von je 50 cm.

vinz Hannover, eine Steingruft aus der Zeit um 1600 vor Chr. (Bronzezeitperiode II b) gefunden wurde, deren südlicher, besonders sorgfältig abgespaltener und eingefügter Tragstein auf der Innenwand drei ganz in skandinavischer Technik eingemeißelte menschliche Gestalten aufwies (Abb. 228). Zu ihrer Erklärung zog ich damals sogleich die skandinavischen Felsenzeichnungen als Parallele heran. Die beiden größeren, links befindlichen Männer liegen etwa 2—3 mm tief in der Wandfläche und haben eine Höhe von 50 cm, die rechte Figur ist etwas weniger tief hineingearbeitet und kleiner. Wir erkennen in der ersten Gestalt links sofort den Feuergott und Gott der Morgenröte an seinen großen Händen mit den gespreizten Fingern (Freyr), ebenso in der Mitte einen Gott mit hoch erhobener Waffe, der schwerlich der Axtgott sein kann, da dieser ja Eins und dasselbe ist mit dem Gott mit den großen Händen; eher der Hammergott, also der Blitz- und Sonnengott (Thonar). In der rechts stehenden kleineren, leider recht undeutlichen Figur würde man zunächst den einarmigen Begleiter des Sonnengottes vermuten. Hahne meint indes, sie scheine ein langes Gewand zu tragen. Sollte diese Deutung richtig sein, so käme der Gedanke zur Erwägung, ob wir hier eine solche Figur vor

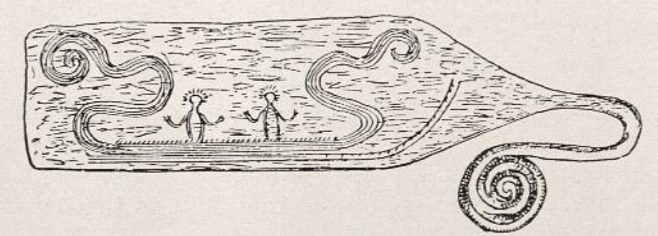


Abb. 229. 2/3. Jütland: Rasiermesser (G. Wilke: Kulturbeziehungen Abb. 112).

uns haben, wie sie auf zwei Steintafeln des berühmten Kivik-Grabes mehrfach zu sehen sind: Priester in weiblicher Tracht. Einen solchen Priester erwähnt Tacitus als Pfleger des wandalischen Kultes eines göttlichen Brüderpaares, Alkis mit Namen, das er den griechischen Dioskuren gleichsetzt, weil es wie die Dioskuren jugendliche Reiter, Lichtgötter und Schützer der Schiffahrt waren. Von den Alkis kannten wir bisher nur eine Darstellung auf einem Rasiermesser der jüngeren Bronzezeit, wo sie mit erhobenen Armen und Strahlenkranz um das Haupt in einem heiligen Schiffe sitzen (Abb. 229).

Nunmehr kennen wir durch Bing auch Darstellungen dieses göttlichen Reiterpaares, wie sie in der älteren Bronzezeit üblich waren. Einmal von den Felsenzeichnungen her und dann von den Zeichnungen der Innenwände der Steinplatten der genannten Grabkammer aus einem Hügel zu Kivik bei Cimbrishamn an der Ostküste von Schonen (Abb. 230—237). Außer zwei Steintafeln mit Sonnenrädern und Mondsicheln (Abb. 232, 234) sehen wir eine Tafel mit doppelter Darstellung eines Paares von Rossen (Abb. 233), die in der oberen Reihe in derselben Richtung hintereinanderher sich bewegen, in der unteren Reihe aber gegeneinander gekehrt sind. Dieses Rossepaar sind die göttlichen Reiter selbst in der Vertretung durch ihre Tiere, wie das eine Pferd (Sleipner) den Sturmgott (Wodan) vertritt und der Bock den Blitzgott (Thonar). Das Alkispaar sind Wechselgötter und bald ein eng verbundenes, bald ein feindliches Brüderpaar: eine Spiegelung des Wechsels der beiden großen Jahreszeiten im nordischen Naturleben, des Sommers und des Winters. In der späteren Sage fällt der eine der Brüder in ihrem Zweikampfe, der andere heiratet des Gefallenen Witwe, beider Sohn erhält wiederum des Ge-



Abb. 230. Kivik, Schonen. Photographie von Platte Nr. 7 des Steinkistengrabes (s. a. Abb. 235).

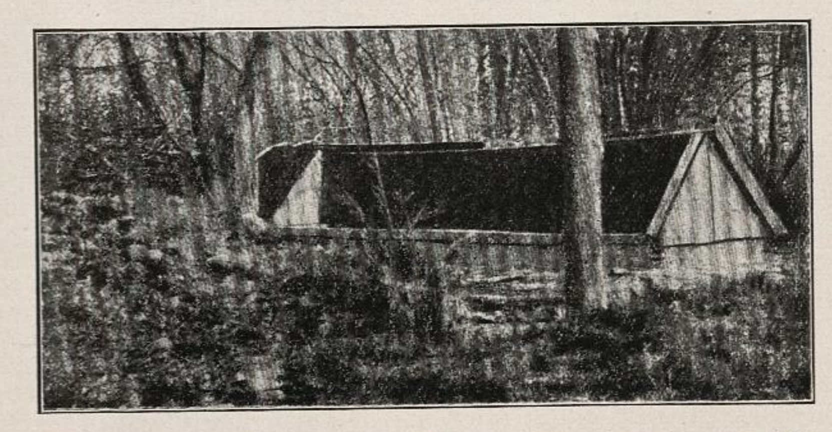
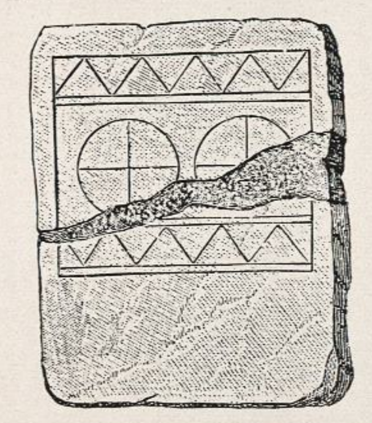


Abb. 231. Kivik, Schonen. Ansicht des Steinkistengrabes mit Bildritzungen in seinem heutigen Zustand mit Schutzdach.

fallenen Namen und verdrängt nun seinen Vater, so daß der ewige Kreislauf der Lebenserneuerung damit geschlossen ist.

Während eine Steintafel des Kivikgrabes (Abb. 235) das Rossebrüderpaar im Zwiegespann zeigt, auf dessen Wagen ein Lenker sich befindet, zeigt das Bild der



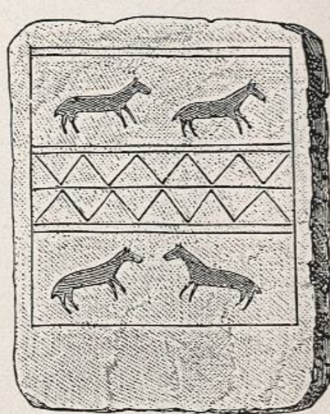


Abb. 232 (Nr. 4). Kivik, Schonen. 1,20 m hoch. Abb. 233 (Nr. 3).

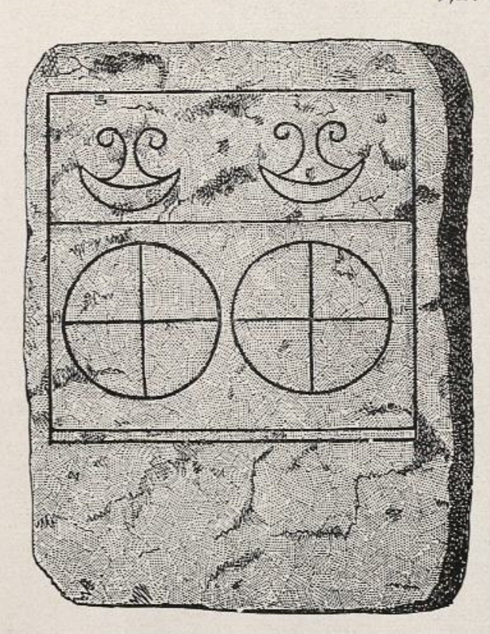




Abb. 234 (Nr. 6). Kivik, Schonen. 1,20 m hoch. Abb. 235 (Nr. 7).

Steinplatte aus dem Villfarahügel genau dasselbe Zwiegespann, aber anscheinend ohne Lenker (Abb. 238); doch hat neuere Untersuchung des Bildes auch hier den früher nicht bemerkten Wagenlenker erkannt. Die verhüllten Gestalten der Priester der unteren Reihe der Abb. 235 kehren wieder auf der Steinplatte Abb. 236. Die Platte der Abb. 237 zeigt zwei große Äxte, wie sie der Pferdegott der vorher be-





Abb. 236 (Nr. 8; zerstört; teilweise wieder aufgefunden). Abb. 237 (Nr. 1; verloren).

Kivik, Schonen. 1,20 m hoch.

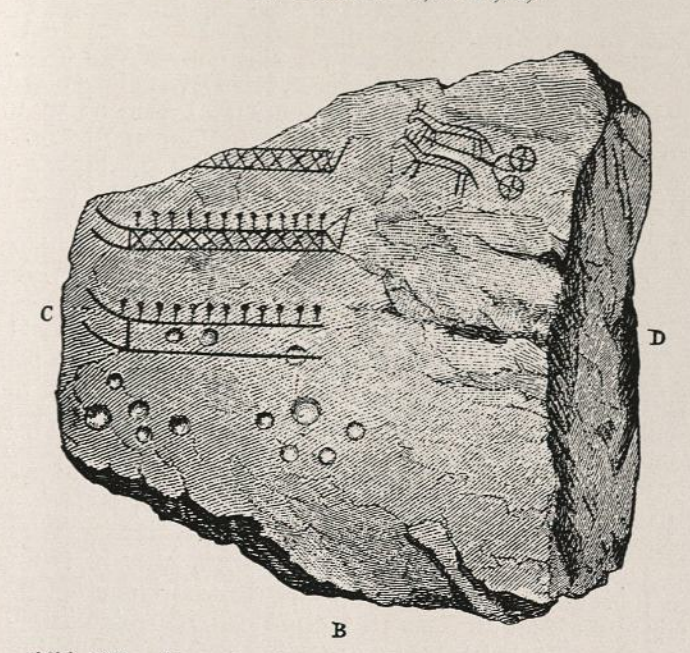


Abb. 238. Etwa 1 m breit. Villfara, Schonen. Neuere Untersuchung des Bildes hat auch hier den früher nicht bemerkten Wagenlenker erkannt.

handelten Götterdreiheit der Sonnenverehrung in seiner Gestalt als Axtgott (Freyr) zuweilen trägt. Eine Felsenzeichnung von Ryland (Abb. 239), bei der sowohl die Sonnengötterdreiheit, und zwar durch eine Doppelspirale (Sonne und Mond) und ein Pferd (Handgott), als auch die beiden Alkis-Brüder dargestellt sind, und zwar so, daß der eine nach oben, der andere nach unten gekehrt ist, und sie mit den Köpfen gegensätzlich aufeinanderstoßen, ist ein deutliches Abbild des Mythus vom Sommer- und Wintergrafen: der eine von ihnen weilt in der Unterwelt, so lange der andere die Herrschaft auf der Oberwelt ausübt.

Indes, Sonne und Jahreszeiten sind zwei Naturdinge, die im Denken des nordischen Menschen einander nicht unnahbar fern, sondern im Gegenteil recht nahe stehen und daher auch ineinander fließen und schließlich verschmelzen können. Das zeigt sich auch im Gottesdienste: die Götterdreiheit der Sonnenverehrung verbindet sich mit dem Götterpaar, das als Maigraf und Wintergraf auftritt. Die Felsenzeichnungen zeigen verschiedene Stufen der Verschmelzung dieser beiden Kulte, zuerst eine mehr äußerliche, dann eine auch innerlich geistige des Kults und der dahinter liegenden religiösen Anschauung.



Abb. 239. Ryland, Tanum, Bohuslän (nach Almgren).

Dies tritt schon in der eben beschriebenen Zeichnung von Ryland (Abb. 239), dann auch in einer Zeichnung von Björneröd zutage, wo ein Wagen (= Pferdegötterpaar) von einem Bock (Sonnengott, Thor) und einem Pferd (Pferdegott, Wodan) gezogen wird (Abb. 240). Deutlicher noch in einer Felsenzeichnung von Backa (Abb. 241), wo sich eine Anzahl von Zwiegespannen befindet, deren Pferde jedesmal als Gegenfüßler dargestellt sind, also das göttliche Pferdepaar bedeuten: zu unterst ein Gespann, neben dem zwei menschliche Gestalten in langen Röcken, also wohl Alkis-Priester, stehen, weiter Gespanne, wo dem göttlichen Pferdepaar am Wagen sich einmal ein drittes Pferd (Pferdegott, Wodan), ein andermal (oben) eine dreifingerige große Hand (Handgott, Freyr) gesellt.

Und eine richtige Verschmelzung der Götterdreiheit mit dem göttlichen Brüderpaar erkennen wir in einem anderen Bilde von Backa (Abb. 242). Dort finden wir in der Mitte mehrere Schiffe, davon eines besonders groß ist, über diesem großen Schiff ein kleines und darüber den Handgott, der eine verwickelte Seilschlingung mit den Händen stützt. Die Riesengestalt rechts davon kann nur der Sonnengott sein und der einarmige kleinere Mondgott befindet sich an einer zweiten Seilschlingung, die links von der vorhergenannten sich befindet. Wir treffen den Mondgott (Tius) hier also in seinem eigensten Berufe tätig, eine durch Seilschranken gegen die unheilige Außenwelt geschützte und eingefriedete Versammlung zu überwachen (Thingsus). Die Teilnehmer dieser Versammlung sind aber die Glieder der Götterdreiheit, sowie das göttliche Alkispaar, denn rechts vom großen Schiffe sehen wir zwei Pferde sich begegnen, aber in freundlicher Art, denn sie küssen sich. Die Versammlung ist also ein Götter-Thingfest zur Zeit, da der Maigraf seine Herrschaft antreten will, also eine hochheilige Feierlichkeit. Auf der linken Seite wird die bei dieser Feier sich vollziehende Verschmelzung der beiden Kulte der Sonnengötterdreiheit und des Alkispaares in anderer Weise dargestellt: wir haben diesen Teil der Felsenzeichnung schon oben in einem Ausschnitt (Abb. 217)

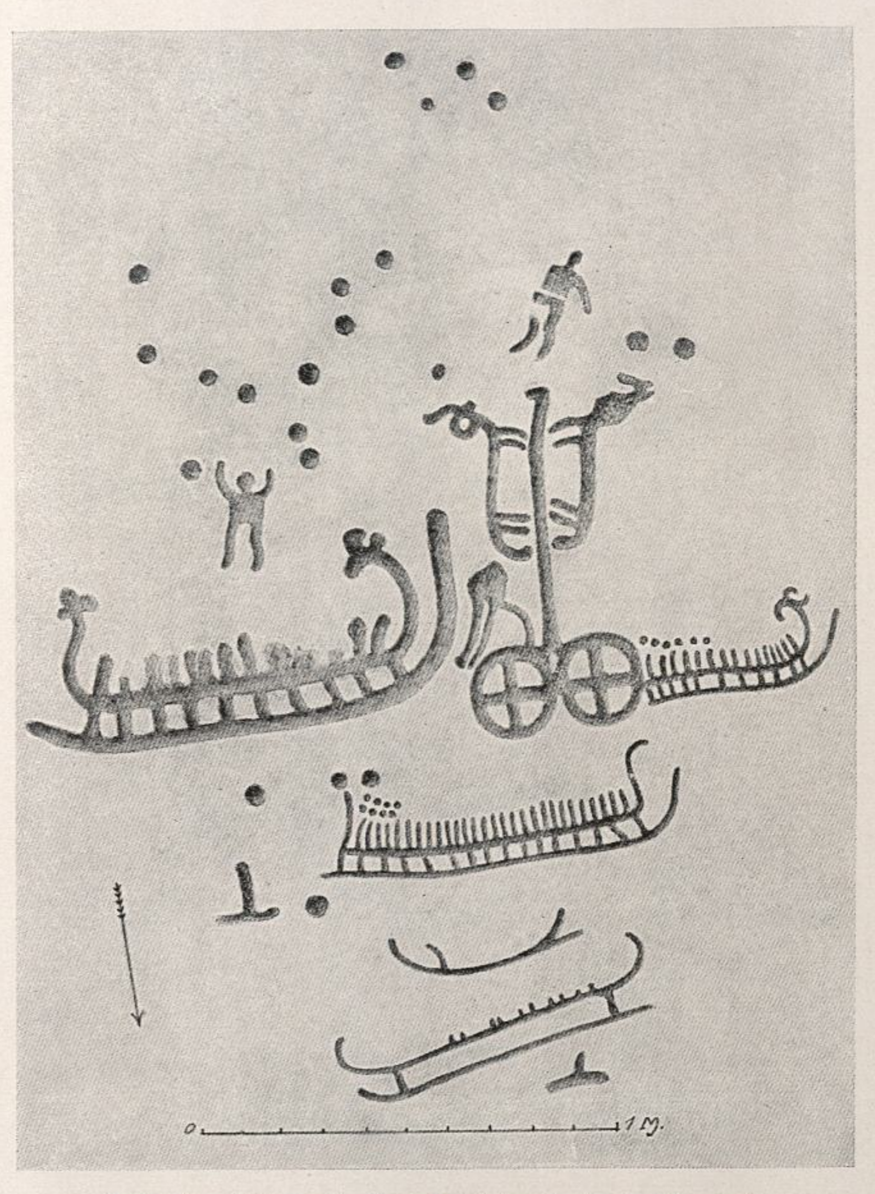


Abb. 240. Björneröd, Tanum, Bohuslän (nach Almgren).

gesondert betrachtet (S. 106ff.). Da befindet sich ganz links die Götterdreiheit: der große Sonnengott hält auf zwei Stangen einen Ring, der das Sonnenrad umschließt und neben ihm steht der kleine einarmige Mondgott. Der große Ring ist ja, wie wir wissen, der Vertreter des Pferdegottes, das Sonnenrad aber das Zeichen für den Sonnen- und den Mondgott. Die Vereinigung dieser beiden Sinnbilder ist also an sich schon das Sinnbild der gesamten Sonnengötterdreiheit. Rechts neben dem kleinen Mondgott, unter dem kleinen Schiffe, befindet sich eine

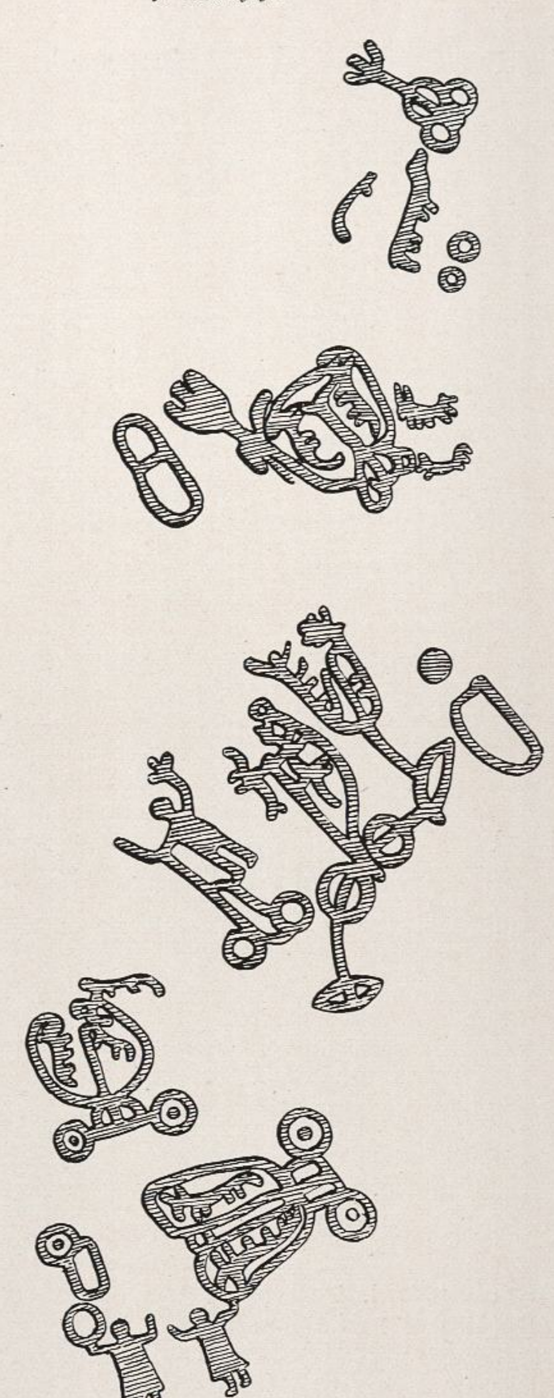


Abb. 241. Backa, Brastad, Bohuslän.

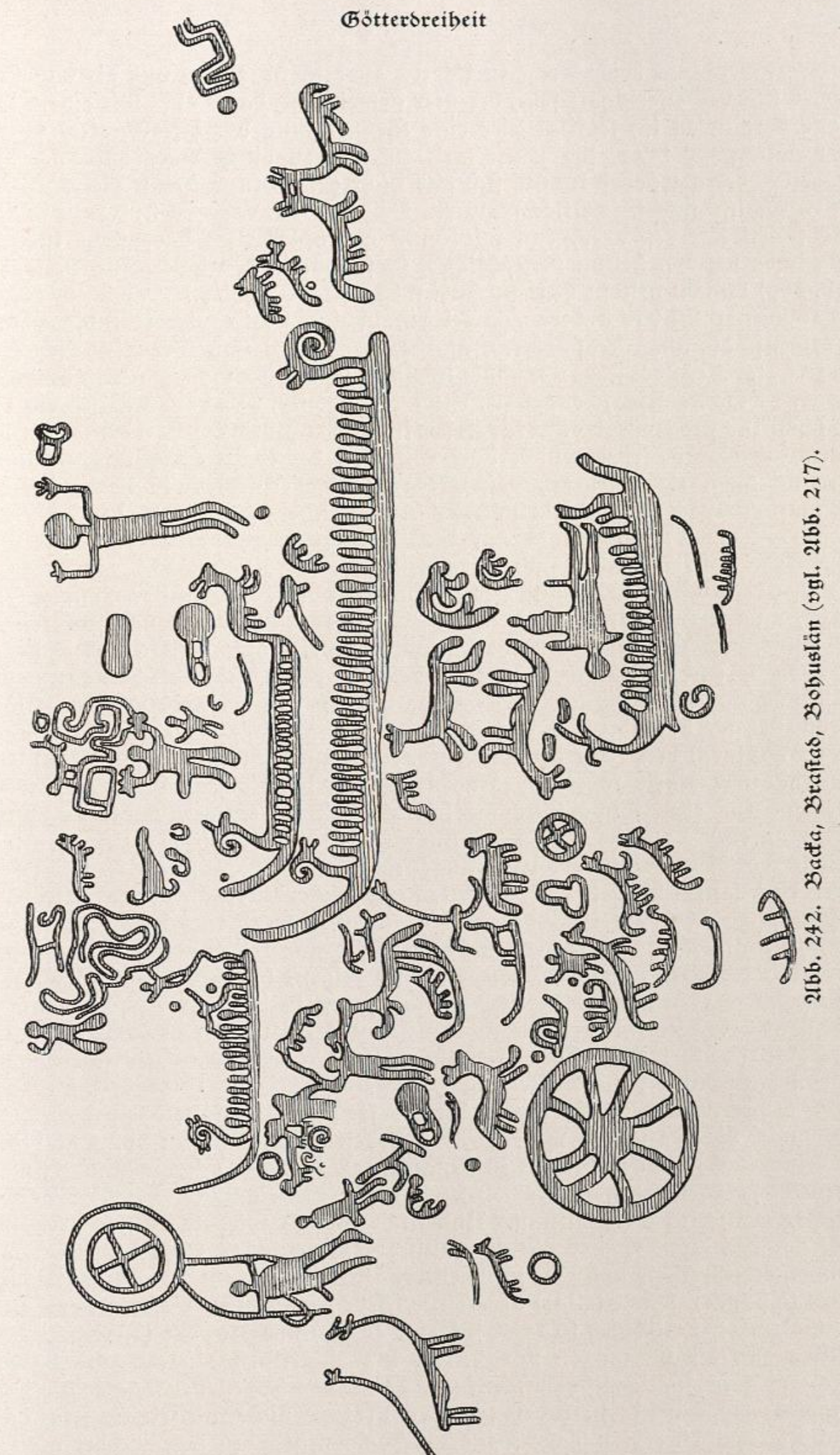


Abb. 242. Backa, Brastad, Bohuslän (vgl. Abb. 217).

Göttergestalt, deren beide Arme in Pferde auslaufen. Da es nur eine Gestalt ist, kann es nur der Pferdegott sein, der hier gemeint ist; da er aber mit einem Pferdepaare verbunden ist, so liegt hier eine Erweiterung des Pferdegottes durch das Pferdegötterpaar vor: eine Verschmelzung, die zu einer Vergrößerung geführt hat. Aber der Darsteller konnte sich gar nicht genug tun. Denn gleich unter dem großen Schiffe finden wir nochmals ein Bild des Alkispaares und nun in Gestalt eines freien Pferdepaares, das wiederum gegenfüßlerisch dargestellt ist, ähnlich wie wir es bei den beiden menschlichen Gestalten in der Zeichnung von Ryland (Abb. 239) kennen gelernt hatten. Wenn das eine der beiden Wesen auf die Oberwelt kommt, muß das andere zur Hel hinabsteigen; also wiederum die Betonung der Eigenschaft als Wechselgötter, als Verkörperung von Sommer und Winter. Und zu guter Letzt dasselbe nochmals in einem Sinnbilde: rechts neben dem Pferdepaar eine liegende Menschengestalt, ein Verstorbener, aus dessen Brust ein kleines Menschenkind sich emporringt. Es ist der junge Frühling, der von dem erschlagenen Winter sich loslöst, jenes wunderbare Sinnbild der ewigen Verjüngung und Erneuerung allen Erdenlebens, dessen ergreifendste Wiedergabe heutige Künstler (wie man es 1914 auf der Darmstädter Ausstellung sehen konnte) in der Fassung geben, daß ein Neugeborenes auf dem Schoße der sterbenden Mutter — mit einem Apfel spielt: Werden und Vergehen.

Bing, dem wir die Deutung der Zeichnung von Backa in der Hauptsache verdanken, möchte im Anschluß an meine Erkenntnis des allerdings nur teilweisen Ursprungs der Weichsel-Germanen (Ostgermanen) aus Südschweden her [um 700 vor Chr.] schon eine weit ältere Scheidung der südschwedischen Germanen in eine Ostgruppe (in Schonen und an der Ostküste) und eine Westgruppe (an der Nordwestküste, besonders in Bohuslän) annehmen und gibt den Ostschweden (Kivik, Villfara) den Kult der Dioskuren, den Westschweden (Bohuslän) den der Sonnengötterdreiheit zu eigen. Indes vermag ich bis jetzt keine archäologische Unterlage für eine solche Stammesscheidung in Schweden selbst zu erkennen, wenn man eben von diesen beiden Kulten absieht, für die ja erst bewiesen werden soll, daß jeder sein besonderes Ursprungs- und Verbreitungsgebiet in Südschweden hatte. Und dann sind diese beiden Kulte nicht solche, die einander vertreten können, sondern solche, die sich ergänzen und die meines Erachtens beide als allgemein germanisch angesprochen werden müssen. Daß sie in Bohuslän in der jüngeren Bronzezeit die Neigung zur Verschmelzung zeigen, hat nicht zur Folge, daß sie nun überall verschmelzen, und noch weniger, daß sie dauernd verschmelzen. Vielmehr steht der Alkiskult bei den wandalischen Naharvalen in Schlesien noch im ersten Jahrhundert nach Chr. in voller Reinheit da und in der Hartungensage lebt er weiter bis tief ins Mittelalter hinein.

Wir sahen, wie lebendig hinter den persönlichen Gestalten der germanischen Götter noch die Naturmächte stehen, aus denen sie erwachsen sind. Das bezeugen ihre Sinnbilder, die teils noch rein ornamental, teils als Tiere gestaltet sind. So laufen diese drei Stufen der Anschauung nebeneinander her: ornamentale, tierische, menschliche Gestaltung. Und nicht anders spiegelt es sich noch in den Berichten der Römer über die germanische Götterwelt. Cäsar spricht von der Sonnengötterdreiheit und ebenso Tacitus, allein jener faßt sie als Naturmächte: Sonne (Thonar), Mond (Tius) und Feuer (Fryr = Wodan), dieser als rein persönliche Gottheiten: Herkules (Thonar), Mars (Tius) und Merkur (Wodan).

Und wenn die Germanen von Alters her eine fünftägige Woche hatten — lange vor dem spätrömischen Einfluß, der ihnen die siebentägige Woche aufdrängte —, so kann es nach den späteren Namen nicht zweifelhaft sein, daß die alte Götterdreiheit dreien dieser Tage den Namen geliehen hat und der vierte von

der alten Fruchtbarkeitsgöttin Frija (= Venus) herrührt. Nur der fünfte Name der alten, wohl schon altbronzezeitlichen Woche fehlt uns. War dieser Name vielleicht schon vor der Zeit des römischen Einflusses außer Brauch gekommen, weil der Gott allmählich einen den andern Göttern und den Menschen zu feindlichen Charakter angenommen hatte? Verbirgt sich hinter Saturn (engl. Saturday) etwa der germanische Loki als jener fünfte Gott? Oder hatte das göttliche Brüderpaar, die Alkis, diesem Tage einst seinen Namen gegeben? Das sind Fragen, aber die Sprachforscher, die sich mit den volkstümlichen Namen der Wochentage schon so viel beschäftigt haben, betrachten sie gewiß gern einmal auch unter dem Gesichtspunkt einer uralt vorgeschichtlichen Entstehung. Bisher freilich haben die ausschließlich philologisch geschulten Erforscher der germanischen Mythologie die Denkmälerkunde in einer Weise vernachlässigt, wie sie der Mangel an archäologischer Erziehung allein noch nicht zu entschuldigen vermag.

Es ist hier der Ort, auf eine Erinnerung aus der Zeit hinzuweisen, als ich meine Universitätsstudien abschloß. Damals, es war im Jahre 1879, machten zwei norwegische Gelehrte den Versuch, mit dem Aufwande schwerster Gelehrsamkeit eine durch Neuheit und Eigenart vielerorts bestechende, trügerische Ansicht über die Entstehung der nordischen Göttersage zu begründen. Diese neue Ansicht richtete sich gegen die Edda als selbstwachsenes Eigentum der Nordgermanen, sah insonderheit in der Voluspá, jenem rein heidnischen Gedichte, das die letzte uns verbliebene, höchste Blüte der ganzen altgermanischen religiösen Weltanschauung bedeutet, nichts als eine Nachbildung der griechischen sibyllinischen Dichtungen, die durch Vermittlung der keltischen Iren in der Wikingerzeit dem skandinavischen Norden bekannt geworden sein sollen. Sie richtete sich demnach gegen die Echtheit der ganzen germanischen Mythologie und macht sie zu bloßer Entlehnung und Überarbeitung griechisch-römischer und orientalisch-semitischer Mythen und Legenden; sie legte die Axt an den Riesenbaum urzeitlich gemeingermanischer Mythe, von dem uns leider einige herrliche Blüten nur erhalten, hauptsächlich aus den im nordischen Boden wurzelnden Trieben ersprossen. Die Edda ist als Gedicht eine norwegische Schöpfung und es ist bezeichnend für germanisches Wesen, daß gerade zwei Norweger es waren, Bang und Bugge, die ihrer Heimat das angestammte Kleinod rauben wollten. Ebenso bezeichnend aber ist es, daß es ein Deutscher war, der — nicht den Norwegern zwar, noch den Skandinaviern nur, sondern der Gesamtheit der germanischen Welt den gemeingermanischen Urzeitbesitz religiöser Weltanschauung zurückerwarb und für alle Zeiten sicherte: mein unvergeßlicher Lehrer Karl Müllenhoff. Mit einer Art Scham und Ingrimm zugleich gedenke ich noch heute des offen bekannten inneren Jubels oder wenigstens Behagens, mit dem Vertreter der klassischen Geschichte in Deutschland vor diesem nur zu bald gestürzten Altar südeuropäischer und orientalischer Anbetung ihr Knie bogen. Wie sollte im Hirn der „rohen Germanen" überhaupt so etwas wie religiöse Mythen, Göttergestalten, Weltanschauung von selbst entstehen? Was wir davon bei Tacitus lesen, beruhe auf nichts anderem als auf Entlehnung aus der römischen Kulturwelt. Schon was Cäsar über germanische Religion berichte, zeige, daß die Germanen seinerzeit erst am allerersten Anfange der Bildung religiöser Vorstellungen ständen. So oder ähnlich äußerten sich damals die Herren Klassiker, vorsichtigerweise aber nur in Gesprächen; heute möchten die noch Überlebenden unter ihnen wohl nicht ganz gerne daran erinnert sein.

Freilich es gilt ja bei den heutigen Germanen, nicht bloß bei den Deutschen, sondern ganz ebenso bei den Skandinaviern, stets für ein besonderer Held der Wissenschaft und kann stets auf offene Ohren, ja auf begeisterte Zustimmung rechnen, wer mit der scheinbar schärfsten Lauge kritischer Begabung dem Wahn,

daß unser Volk alte Kulturwerte besessen und geschaffen hat, zu Leibe geht. Es hat sich dann freilich meistens, früher oder später, herausgestellt, daß die überkritischen Zweifler einen zu kleinen Horizont gehabt haben, daß sie über dem Haften am Einzelnen den weiten Blick für das große Ganze verloren oder nie besessen hatten, mit einem Worte, daß sie im Grunde nichts weniger als Genies, sondern kleine, kurzsichtige Geister waren. Aufzubauen, diese Gabe war ihnen versagt, und im Niederreißen, wozu sie Begabung zeigten, war ihnen der nie welkende Lorbeer andauernden Erfolges nicht beschieden. Aber sie empfanden den Kitzel, als Apostel der „vorurteilslosen" Wahrheit zu gelten, denen es nicht verschlägt, das eigene Volkstum zu opfern, wenn nur das Quentchen der Ergrübelungen ihres unbestechlichen wahrheitssuchenden Scharfsinnes in hellem Glanze erstrahlt und von allen denen bewundert wird, die an dem nämlichen germanischen Eitelkeitskitzel leiden.

Die „Klassiker", die sich zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts über das wieder einmal wissenschaftlich erwiesene Nichts des altgermanischen Eigens nur so kurze Zeit freuen durften; sie mögen sich trösten. Denn sie werden in deutschen Landen nicht kinderlos aussterben, sondern bald Nachfolger finden oder haben sie längst gefunden. Wie sie nicht die letzten ihres Stammes bleiben werden, so waren sie auch bei weitem nicht die ersten. In der Einleitung habe ich geschildert, wie die Hasser und Verächter unseres germanischen Altertums in den letzten Jahrhunderten ständig wiederkehren. Und die Norweger Bang und Bugge brachten grundsätzlich auch keine neue Ansicht vor; sondern nur eine von neuem versuchte, andersartige Begründung. Ein halbes Jahrhundert vor Bang und Bugge hat sich der Kampf um das Dasein einer germanischen Mythologie schon in ganz ähnlicher Weise abgespielt. Ich kann mir nicht versagen, dies mit den Worten unseres Altmeisters Jacob *Grimm* zu schildern, wie er sie im April 1844 zu Berlin niedergeschrieben hat.

„Durch eines Römers unsterbliche Schrift war ein Morgenrot in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker zu beneiden haben ..... Die unseren Vorfahren darin beigelegten Götter wurden aus aufgedrungenen römischen Vorstellungen hergeleitet. Statt den Gehalt so kostbarer Angaben mit den sonst zerstreuten Überbleibseln unseres Heidentums emsig zu vergleichen, hatte man nichts Angelegeneres, als auch den Wert dieser wenigen Trümmer zu schmälern und sie für ersonnen, erborgt und abgeschmackt zu erklären. Was von besonderen Göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer bald los zu werden, als gallische oder slawische zu betrachten, wie Landstreicher auf Schub weiter geschickt werden, mag der Nachbar zusehen, was er mit dem Gesindel anfange. Die nordische Edda, deren Anlage, Gestalt und Gehalt entlegenste Vorzeit atmet, deren Lieder ganz anders an unser Herz greifen, als die im Überschwank bewunderte ossianische Dichtung, brachte man auf christlichen und angelsächsischen Einfluß zurück, übersah blind oder geflissentlich ihren Zusammenhang mit den Spuren des innern deutschen Altertums ..... In solcher Weise wäre die gesamte deutsche Mythologie auf römische zurückzubringen und es bliebe uns nichts Eigentümliches als der kahle Boden, der die fremde Lehre in sich empfing. ..... Wozu den Frevel und die Launen dieser Kritik verschweigen? ..... Sie haben dafür Rache genommen, die Nornen ..... Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte (unseres Altertums) sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei."

So Jakob Grimm in seiner herrlichen „Deutschen Mythologie".

Etwas weiter sind wir in dem siegreichen Aufbau unserer altgermanischen Kultur heute doch gekommen. Es reden keine Inschriften und keine Papyri und

Pergamente zu uns von vorgeschichtlichem germanischen Götterglauben. Aber wenn Menschen schweigen, werden Steine reden: dies gilt auch hier. Und diese Steine sind unsere skandinavischen Felsen und ihre Rede sind die Felsenzeichnungen. Sie erzählen uns, daß, was die Edda im 9. Jahrhundert *nach* Chr. aus Norwegen und Island uns berichtet, ein Spiegel dessen ist, was die Germanen der alten Bronzezeit um 1600 *vor* Chr. dachten. *Was haben einer solchen Überlieferung Griechen und Römer gegenüberzustellen?*[24])

Alles in allem: Unerschöpflich scheint der Born der Germanenkunde in den Denkmälern ihrer älteren Bronzekultur zu fließen; und weiter lehrt uns diese Bronzezeit die Wahrheit eines Goethischen Wortes über unser Volk auch in ihrer Anwendung auf unsere germanischen Ahnen. ‚Es ist', sagt der alte Goethe 1829, ‚vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche'.

Aber er schickt voraus die so notwendige, treffende Warnung: ‚Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern'. Und auch dieser Ausspruch bleibt wahr, wenn wir ihn auf die Germanen der Bronzezeit anwenden. Denn diese waren in Vorzügen und Mängeln dieselben, wie wir heute. Wie wir heute nur zu gern das bewährte eigene Kulturgut unüberlegt fahren lassen, um ein minderwertiges fremdes, das für uns nur den Reiz der Neuheit hat, dafür einzutauschen, so gaben auch die Germanen, die in der frühen Bronzezeit, wie wir schon gehört haben (S. 51), aus Jütland und Schleswig-Holstein nach Hannover einrückten, dort manche der herrlichsten Formen der überlegenen echt nordisch-germanischen Bronzekultur auf, um weniger schöner Ware willen, die ihnen der Bernsteinvertrieb nach den keltischen Gebieten West- und Süddeutschlands als Tauschware in die Heimat brachte und die sie dann lieber nachahmten, als daß sie der angestammten Kunstübung und dem eingeborenen Geschmack weiter gefolgt wären. Als solche fremde Typen, die bezeichnenderweise fast ausschließlich in das Bereich des weiblichen Schmuckes fallen, wo ja möglichst fremde Neuheiten stets bei uns besonders begehrt waren, wie sie leider heute wieder besonders begehrt sind, erscheinen Gewandnadeln mit *Radnadelkopf*, die wir bereits in dem keltischen Frauengrabe aus Meiningen, sowie aus Mittelfranken kennen lernten (S. 67 und Abb. 141, Abb. 143, Nr. 2), und Gewandnadeln mit *geschwollenem Halse*, wie aus Süddeutschland Abb. 143, Nr. 6; Abb. 144, Nr. 1, 2; Abb. 145, Nr. 1, 6; Abb. 146 rechts; vom Armschmuck *längsgerippte Armbänder* mit breiteren *Stollenenden*, wie aus Schwaben Abb. 144, Nr. 12; ähnliche, weit breitere Armbänder mit stark verjüngten Enden; Armbänder und Armringe mit eingeschlagenem *Spitzovalmuster* (ähnlich Abb. 143, Nr. 7); konzentrisch gerippte „*Hängetutuli*" wie Abb. 243 und aus Schwaben Abb. 145, Nr. 13; tütchenförmige *Spitzhütchen* mit doppelter unterer Durchbohrung. Auch ein landschaftlich so eng begrenzter Typus wie die „*hannöversche*" *Fibel* mit ihren beiderseits herabhängenden Spiralscheiben weist durch ihre Entstehung aus den großen Brillenspiralen, wie sie Abb. 141 in vierfacher Zahl bietet, auf keltischen Einfluß hin. Diesem so mannigfachen fremden Schmuck steht unter den Waffen als ausländische Ware nur eine einzige Art gegenüber, das bayrische *Bronzeschwert mit achtkantigem Griff*, wie Abb. 139, Nr. 23, das allerdings bis in den Mittelpunkt des damaligen Germanenbereichs, nach Dänemark, stärkstens eingeführt wurde und sogar noch in Schweden zum Vorschein gekommen ist.

Dafür ging dann auch manch schöne Bronzewaffe, namentlich vom Typus der Griffzungenschwerter, und mancher germanische gerippte Bronzehalskragen

[24]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 288.

ins keltische Gebiet nach Süden, doch selten gelang es einem germanischen Schwerte, bis über die Mainlinie vorzudringen, und die Halskragen kamen nicht über Kurhessen und Thüringen hinaus.

Und ebenso gestalten sich die Dinge bei jenen Germanen, die von Schleswig-Holstein aus das ostelbische Land besiedelten. Nur daß diese Gruppe vielmehr

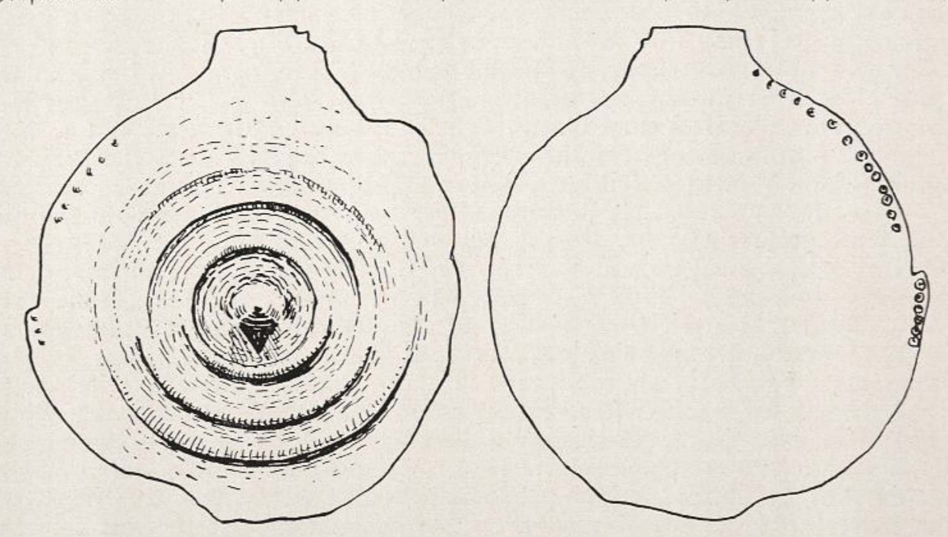


Abb. 243. 1/1. Lüneburger Gegend. Gegossene Hängescheibe (Hängetutulus), Vorder- und Rückseite (Lienau: Mannus V, S. 202).

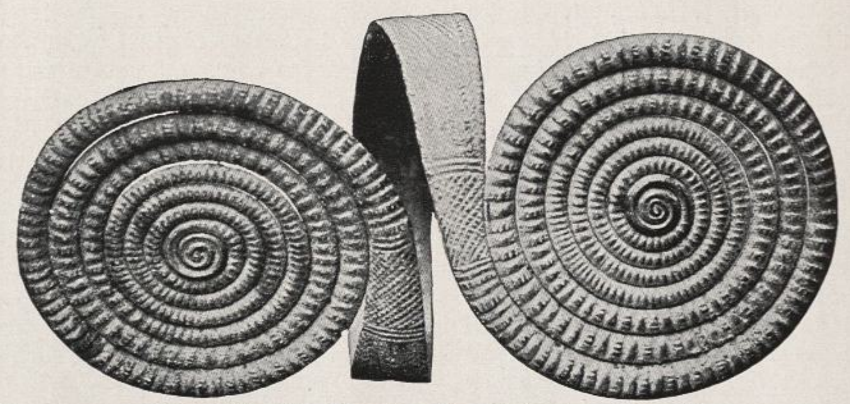


Abb. 244. 1/2. Pretzier, Kr. Salzwedel, Altmark.

dem fremdvölkischen Einfluß jener schlesisch-posensch-hinterpommerschen Bronzekultur sich willig erschloß, die entstand mit der Herausbildung der illyrischen Stämme von Westungarn her bis nach Ostdeutschland während der ältesten Bronzezeit, also gleichzeitig mit dem Einrücken der Germanen in das nordwestlichere Nachbargebiet (s. oben S. 76).

Von den illyrischen Typen erscheinen bei den Germanen in Vorpommern, westlicher Uckermark, Mecklenburg-Strelitz und im angrenzenden Ostteil von Mecklenburg-Schwerin (bei Waren, Plau, Teterow, Gnoien) häufigst die bandförmigen großen Beinspiralen mit Mittelgrat (Abb. 158 a und 160), die „Hängetutuli"

(Abb. 154, Nr. 5, 6), die Blechgürtel (Abb. 168, 169), selten die Spitzhütchen (Abb. 158 f, Abb. 153, Nr. 13 und Abb. 154, Nr. 13), herzförmige Anhänger (Abb. 154, Nr. 8) und lange Gewandnadeln, während die „Fußbergen" und die „Fingerbergen" (Abb. 155, Nr. 7) zwar besonders stark sich einbürgern, in der Hauptsache jedoch erst in der nächsten Periode der Bronzezeit, Periode III, und nicht nur, wie der andere Schmuck, in den eben genannten germanischen Grenzländern, sondern noch viel weiter westwärts und südwärts durch ganz Mecklenburg, Nordwestbrandenburg und die Altmark. Von hier strömen sie in nahverwandter Abart sogar in das thüringisch-keltische Gebiet ein (Abb. 142 unten). Sie fehlen jedoch in dem westlichen germanischen Gebiete von Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein, sowie im ganzen skandinavischen Germanengebiete. — Es ist bei alledem keine Frage, daß dieser den Germanen ursprünglich fremde Schmucktypus auf germanischem Gebiete, soweit er dort Eingang findet, seine schönste, prächtigste Gestaltung erfahren hat (Abb. 244).

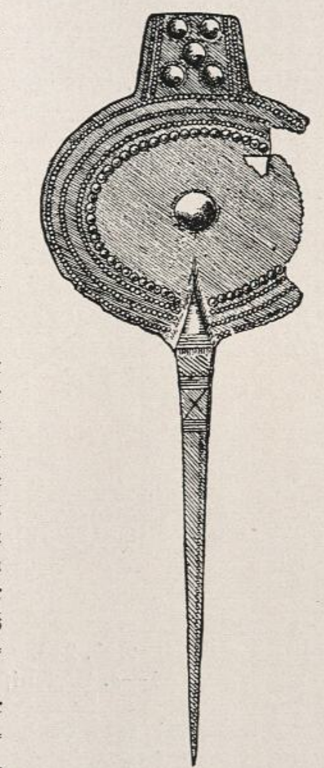


Abb. 245; etwa 1/2. Große Gewandnadel mit gebuckeltem Scheibenkopf. Angermünde, Uckermark; Mus. in Prenzlau.

Hingegen übernimmt das ostdeutsch-illyrische Gebiet von den Germanen nur die schönen Formen der Scheiben- und Spiralkopfnadeln (Abb. 245), die sich dann dort weiterentwickeln, sowie die kleidsamen und prächtigen längsgerippten Halskragen wie Abb. 139, Nr. 34; und 158 b, die ebenso wie zu den Kelten Kurhessens und Thüringens, so auch zu den Illyriern Hinterpommerns vordringen, doch nur bis an die Persante, also etwa bis zu der Linie, die in der folgenden Periode (Bronzezeit III) die dem Vorstoß ihrer Kunstschöpfungen nacheilende Germanenbevölkerung selbst zu ihrer Ostgrenze macht.

Seit der Sieg in der Frage der Bronzezeit und der nordischen Bronzekultur durch die norddeutsch-skandinavische Archäologengruppe errungen worden war, hat sich das Blatt vielfach gewendet: zwar nicht die norddeutsche, aber die skandinavische und noch viel mehr die dänische Prähistorikerschule fing nun ihrerseits an, allenthalben südliche Einflüsse an der nordischen Bronzekultur und nordische Nachahmungen als Folge südlicher Einfuhr aufzuspüren. Es handelt sich hier nicht nur um solche seltenen Waren, wie Glasperlen oder getriebene Bronzegefäße, die allgemein als teils aus Italien stammend teils von noch weiter her über Italien zu uns gekommen angesehen werden, sondern um Formen und Zierweisen, die geradezu den nordischen Stil selbst ausmachen.

Da steht in erster Linie das Ziermotiv der Spirale. Lange hat man ihren Ursprung in Ägypten gesucht, bis es klar wurde, daß die mittelosteuropäische Spiralverzierung der steinzeitlichen Donaukultur, die wir ja vorher in ausgiebiger Weise gesehen haben (S. 39ff.), nicht nur an sich weit älter ist, als die ägyptische, sondern auch auf ihrem Gange nach Süden über die Balkanhalbinsel bis nach Kreta stationenweise verfolgt werden kann. Ihren End- und Höhepunkt findet sie dort in der bronzezeitlichen mykenischen Kultur, welche die S-förmigen Verschlingungen und die brillenförmigen Doppelhängespiralen auf Gold und Stein

in reichster Weise eingräbt oder plastisch gestaltet, sowie mit dem Pinsel auf die Wand der Tongefäße setzt.

In der Abb. 246 zeigen Nr. 1—3 die Formen der echten mykenischen Spirale, die wie die nordische stets aus mehreren, miteinander verbundenen Spiralscheiben besteht, deren jede für sich wieder aus zwei Linien sich zusammensetzt; in Mykenä sind diese beiden Linien an den Enden, die im Mittelpunkte der Spiralscheibe liegen, stets verbunden, im Norden aber bleiben sie meist unverbunden (Abb. 247). Erst viel später wurde die griechische Spirale teils in den Mäander, teils in die Welle, den sog. laufenden Hund, umgewandelt (Abb. 246, Nr. 4—6). Ebenso erscheint die Abart der „falschen" Spirale — das sind Scheiben aus konzentrischen Kreisen, die durch Tangentenbänder vereinigt sind — auf griechischem Boden erst in der Eisenzeit, so in der älteren Schicht von Olympia (Abb. 249, 1).

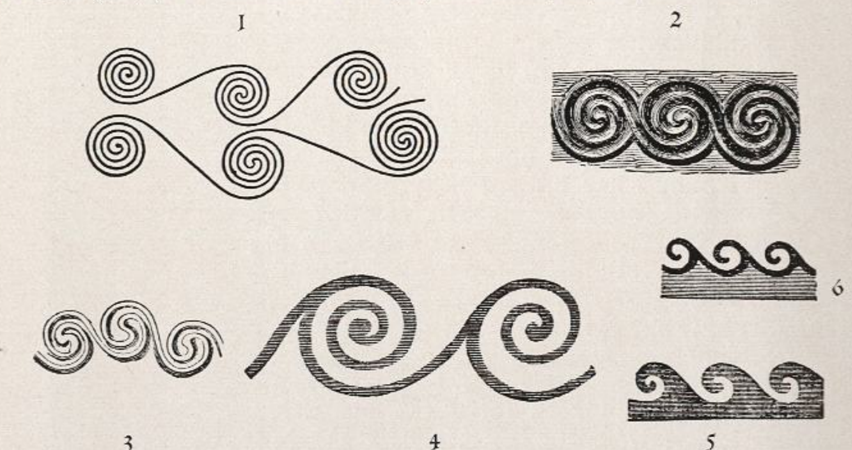


Abb. 246. Spiralmuster in Griechenland (nach Montelius).
1—3. Mykenische Bronzezeit; 4—5. Spätere Zeit; 6. Etrurien.

Die nordischen Spiralmuster, die zuerst in kleineren und feineren Formen auftreten, bald jedoch in der großzügigen üppigen Weise der mykenischen Art, zeigen gleich der letzteren eine große Mannigfaltigkeit und eine selbständige Entwickelung (Abb. 247). Die Spiralscheiben sind entweder durch eine doppelte oder eine einfache Linie verbunden. Die einfache Linie ist zuweilen mit Punktreihen umsäumt, ebenso wie die Spiralscheibe selbst (Reihe III, 2). Ein Zeichen beginnender Auflösung der alten Spiralverzierung ist es, wenn in Norddeutschland in etwas jüngerer Zeit (Periode III) die Verbindungslinie nur noch punktiert wird (Reihe I, 3). Muster III, 1 gibt die Aufsicht des Knaufes des öländischen Dolches Abb. 189 wieder. Sehr häufig ist die Vierergruppe (Reihe III, 3), seltener sind überschlagende Verbindungslinien (Reihe II, 3; IV, 1). Gleichzeitig mit den echten erscheinen „falsche" Spiralen (Reihe IV, 3; Reihe V und VI), zuerst mit, dann auch ohne Verbindung. Das Muster VI, 1 ist die Griffverzierung an dem Dolche aus Vestergötland Abb. 188. Muster VI, 3 gehört der Periode III, Muster VI, 2 sogar erst der Periode IV der Bronzezeit an.

Früher leitete man diese germanischen Spiralen kurzweg aus Einwirkungen der mykenischen Kultur her. Als man aber sah, daß die nordischen Spiralen mindestens ebenso früh einsetzen wie die frühmykenische Kultur, sagte man statt mykenisch „prämykenisch"; man meinte die der mykenischen vorausliegende sogenannte Inselkultur der Cykladen, deren jüngerer Abschnitt die Spirale allerdings schon enthält.

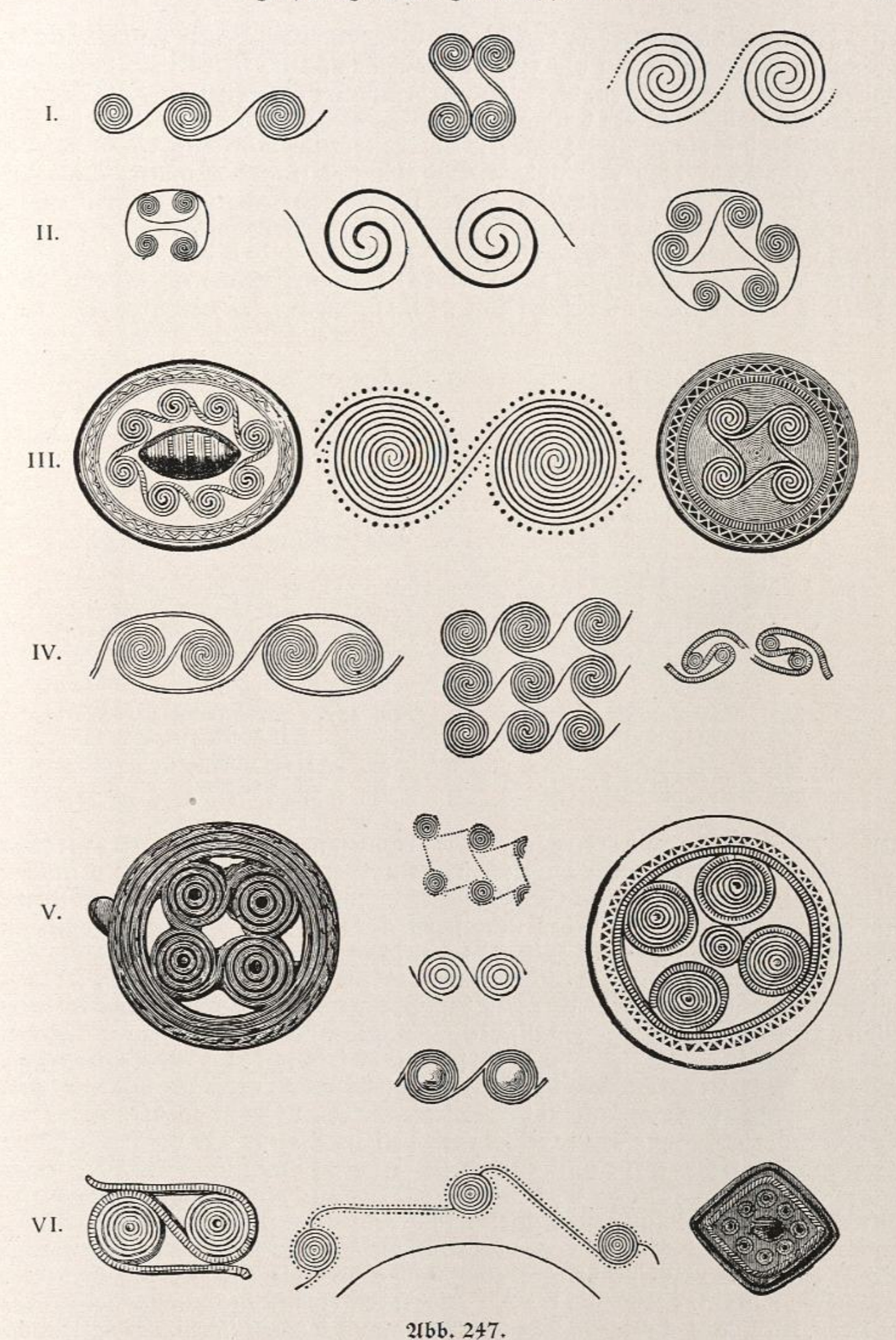


Abb. 247.

Spiralmuster der germanischen Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (nach Montelius).

Befremden muß hierbei jedoch, daß die an der Donau belegenen Haltepunkte der angeblichen Rückwanderung der Spirale vom ägäischen Meere nach der Ostsee, nämlich Ungarn und Bayern, dieses Motiv erst später aufweisen, als der Norden, nämlich hauptsächlich in der dritten Periode der Bronzezeit, der Norden dagegen bereits zu Beginn der zweiten Periode. Zudem erscheinen diese in der Gestaltung höchstens ähnlichen oder verwandten Spiralmuster Ungarns häufiger nur als plastische Bildungen zur Ausschmückung der Wände von Tongefäßen innerhalb der bekannten Buckelkeramik der mittleren bis jüngeren Bronzezeit, wogegen sie auf Bronzen nur zuweilen, fast nur an den Schwertgriffen eines bekannten, im ganzen Donaugebiet verbreiteten Typus der Periode III, äußerst selten einmal an solchen der Periode IIc eingepunzt wurden (Abb. 248, 1). In Bayern tritt aber selbst diese

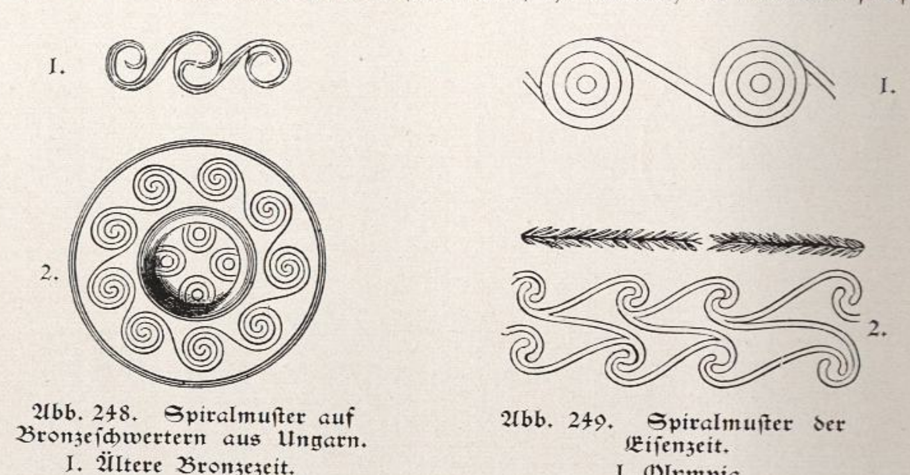


Abb. 248. Spiralmuster auf Bronzeschwertern aus Ungarn.
1. Ältere Bronzezeit.
2. Jüngere Bronzezeit.

Abb. 249. Spiralmuster der Eisenzeit.
1. Olympia.
2. Italien.

spärliche Auswahl der Spiralverzierung auf Bronzen nur ganz vereinzelt auf; zwar tragen die S. 121 erwähnten bayrischen Schwerter mit achtkantigem Griff der Periode IIc zuweilen an diesem Griff ein Spiralmuster, doch ist es stets von sehr einfacher Gestaltung, ungleich den nordischen Formen. Diese Erscheinungen an der Donau lassen sich also nicht entfernt vergleichen mit dem Reichtum der Spiralverzierung in der germanischen Bronzekultur. Selbst Sophus Müller, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr geradezu den Sport treibt, alles Nordische als verballhorntes Südliches oder Orientalisches „auszugeben" — so muß man es nennen, denn von Beweisen oder nur von Wahrscheinlichkeiten ist dabei nicht entfernt die Rede — selbst S. Müller, sage ich, muß hier dieser Sucht entsagen und verzichtet darauf, Mykenä als Lehrmeisterin der Spirale für den Norden anzusehen.

Denn es gibt auf dem ganzen Gebiet germanischer Kultur aus der ersten Hälfte unserer Periode II nicht ein einziges und sei es noch so winziges Stückchen eines Gerätes oder Schmuckes oder was es auch sei, das aus dem östlichen Mittelmeer-Kulturkreise stammt. Aus ganz Mittel- und Nordeuropa sind überhaupt nur zwei gänzlich schmucklose Bronzeschwerter bekannt, die dem jüngeren mykenischen Kulturkreise entstammen, vielleicht aber aus Italien über die Alpen gekommen sind. Sie gehören ganz an das Ende der 2. Periode: das eine ist in Hammer bei Nürnberg (Abb. 250), das andere in Dänemark gefunden worden (Mém. des antiqu. du Nord 1908—09, S. 127, Fig. 116). Außerdem ist noch ein Bronzedolch spätmykenischer Zeit, entsprechend unserer Periode III, aus dem Komitat Neutra, Nord-

westungarn, bekannt (Hampel, Bronzkor II, 151, 25). Wie sollte aber ein Ornament wandern können ohne Gegenstände, die es tragen? Um dieser Enge sich zu entwinden, richtet S. Müller seine Blicke in gewohnter Weise nach Italien und ruft einige Grabsteine aus dem Gebiete der Adria zu Hilfe, die als Unika tatsächlich Spiralen, also Spiralen auf Stein, nicht auf Bronze, aufweisen (Abb. 249, Nr. 2). Aber einmal weichen sie nicht unerheblich von den nordischen ab und sind besonders weit einfacher gestaltet, dann aber fallen sie in weit spätere Zeit, in die Eisenzeit, und nicht einmal in die früheste, sondern höchstens um die Zeit des 8. Jahrhunderts vor Chr. Diese sollen ihm also vorläufig helfen, können es aber doch nicht: Italien kennt eben keine Spiralen in der Bronzezeit, wie wir aus der Abb. 170 gesehen haben.

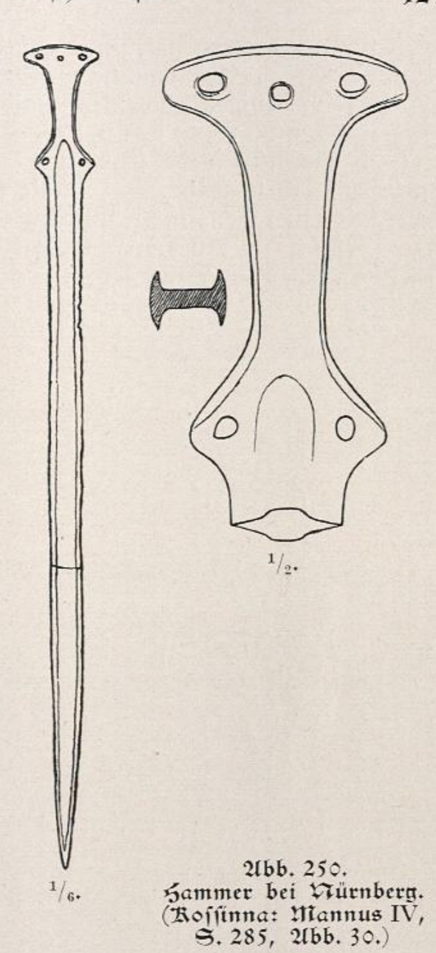


Abb. 250. Hammer bei Nürnberg. (Kossinna: Mannus IV, S. 285, Abb. 30.)

Nun, allerneuestens später — als S. Müllers letzte Äußerung über diesen Gegenstand — ist ein winziges Bronzezierblech mit echtem Spiralmuster der Bronzezeit als erstes Zeugnis dieser Art in einem Schatzfund Oberitaliens zum Vorschein gekommen (Abb. 251). Mit der Mitteilung dieses neuen Fundes hoffe ich S. Müller eine besondere Freude zu machen. In unserer Frage ändert sich indes die Sachlage nunmehr in nichts. Denn dieser Schatzfund stammt doch nur aus einer Zeit, die der germanischen Periode III, nicht der gewünschten Periode II oder besser IIa parallel läuft. Zudem liegt der Fundort dieses Bronzeschatzes in der Provinz Udine, also allernächstens der österreichischen Grenze. Wie so vieles in der Bronzezeit dieser Gegend westungarischer Herkunft ist, z. B. ein eigener Typus der Griffzungenschwerter mit besonders reich eingepunzter Verzierung des Oberteiles, von dem neuerdings wieder ein Exemplar ganz in der Nähe jenes eben erwähnten Schatzfundes zum Vorschein gekommen ist (Abb. 252 und 253), so stammt sicher auch dieses Bronzeblättchen aus dem südwestungarischen Gebiete der illyrischen Kultur, wo, wie wir soeben sahen, zuweilen eine derartige Zierweise um diese späte Zeit auftritt.



Abb. 251. 1/1. Castions di Strada, Udine (nach Pellegrini).

Die Spirale der europäischen Bronzezeit war ebenso wie das Muster der konzentrischen Kreise ein Abkömmling der Scheibe oder des Rades, ein Symbol der Sonne, und als solch heiliges Zeichen im Volke beständig fortlebend, solange der Sonnenkult bestand, auch wenn es nicht gerade Mode war, im Kunsthandwerk sie zu verwenden. So müssen wir sie auch dem germanischen Gebiete als Erbe und Eigen zusprechen, um so mehr, da hier die fortlaufenden Spiralen stets Hand in Hand gehen mit den sogenannten falschen Spiralen, die keineswegs, wie man gemeint hat, erst spät aus den echten Spiralen entwickelt sind, sondern gleichwertig und gleichzeitig jenen zur Seite stehen. Denn wie die Spirale der europäischen Steinzeit

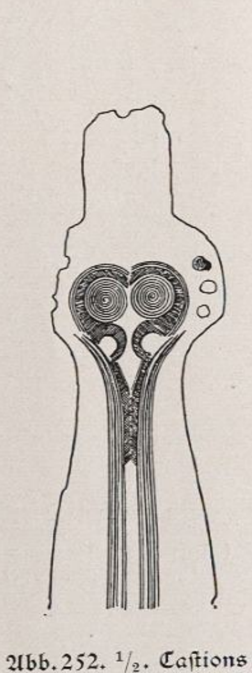
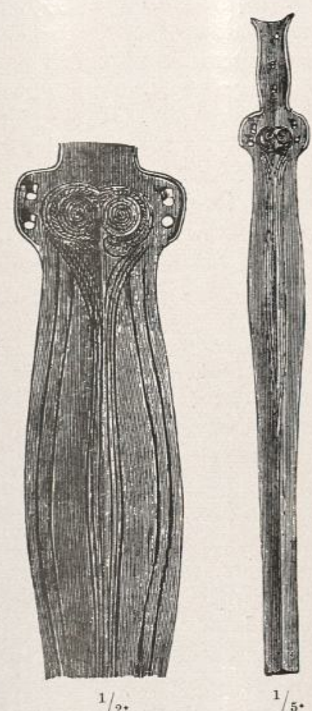


Abb. 252. $^1/_2$. Castions di Strada, Udine (nach Pellegrini).



$^1/_2$. $^1/_5$.

Abb. 253. Ungarn. (Kossinna: Mannus IV, S. 281, Abb. 23).

bekanntlich, nach Georg Wilkes klaren Erweisen, aus dem Muster der konzentrischen Kreise hervorgegangen ist, so sind die „falschen" Spiralen nichts anderes als das Urmotiv der konzentrischen Kreise, bereichert durch Tangentenverbindungen nach Art der „echten" Spiralen. Beide Motive treten im Norden gleichzeitig auf, Mykenä kennt aber nur die „echten" Spiralen: auch das ein Beweis der vollen Unabhängigkeit des Nordens[25]).

Und das ist nur ein Beispiel für die Art der Beweisführung, mit der Müller italische Einfuhr und italischen Einfluß im Norden zeigen will. Auf dieselbe bequeme Art erklärt er die Beile und mit Vorliebe gerade die köstlichsten, echt nordischen Stücke wie z. B. Abb. 173 und 174[21]), ebenso die Lanzenspitzen, vor allem die herrlichen Schwerter des Nordens, sowohl die Vollgriffschwerter als die Griffzungen-

[25]) und [21]) Siehe hierzu den Anhang „Anmerkungen" S. 288 u. 286.

schwerter, deren früheste Formen ausschließlich in Mitteleuropa und zwar äußerst zahlreich auf germanischem Gebiete, in auffallend viel geringerem Maße auf dem illyrischen Gebiete Ostdeutschlands und Österreich-Ungarns, sehr selten auf dem keltischen Gebiete in West- und Süddeutschland nebst der Schweiz vorkommen, dann auch die Sicherheitsnadeln teils als südliche Einfuhrstücke, teils als Abkömmlinge solcher südlichen Einfuhrstücke, die in Italien und in ganz Südeuropa zwar überhaupt nicht nachzuweisen sind, einstens aber dort nach Müllers Überzeugung noch gefunden werden sollen.

Ich gehe aber hiervon genauer nur noch auf die germanische Sicherheitsnadel oder Fibel ein, weil die älteste Geschichte dieses wichtigsten aller Schmuckstücke auch von andern nordischen Forschern mißverstanden worden ist, während die deutsche Forschung hier stets auf dem richtigen Wege war und in den letzten Jahren durch meine Ergebnisse zu einem befriedigenden Abschluß gelangt ist.

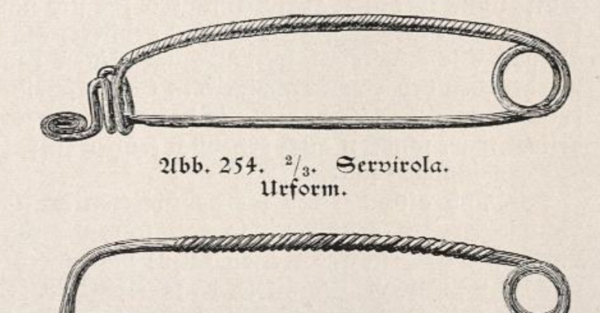


Abb. 254. $^2/_3$. Servirola. Urform.

Abb. 255. $^1/_1$. Peschiera am Gardasee. Nebenform.

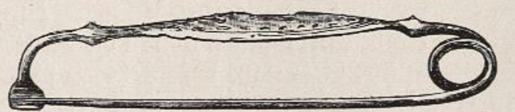


Abb. 256. $^2/_3$. Peschiera. Zweite Stufe.

Abb. 254—256. Früheste italische Sicherheitsnadeln.

Die germanische Sicherheitsnadel ist lange Zeit für eine bloße Verballhornung der italischen gehalten worden.

Von der italischen Sicherheitsnadel sagte man bisher, sie sei in folgender Weise entstanden: man habe eine aus einfachem Draht hergestellte Nadel genau in der Mitte des Schaftes derart umgebogen, daß hier eine Spirale von einmaliger Windung entsteht und daß das spitze Nadelende an dem Nadelkopf angelegt wird, um dort seinen Halt und seine „Rast" zu finden. Um diese Rast bilden zu können, wurde hier der Draht des Nadelkopfes entweder in seiner ursprünglichen Rundung belassen, zu einer Schleife hin- und hergebogen und am Abschluß zu einer kleinen Spiralscheibe zusammengerollt (Abb. 254) oder er mußte hier breit ausgeklopft und zu einer Rinne aufgebogen werden (Abb. 255).

Zweierlei konnte von mir gegen diese Auffassung eingewendet werden. Einmal die Tatsache, daß der ganze obere Teil der so entstandenen Sicherheitsnadel, den wir den Bügel nennen, bei den ältesten Formen stets schnurartig gedreht ist. Die Urnadel, aus der die Sicherheitsnadel entstanden sein soll, müßte also in der oberen Hälfte des Schaftes aus gedrehtem Bronzedraht bestanden haben. Solche Nadeln sind aber aus Italien nicht bekannt. Aus dem mittleren Mitteleuropa, also aus ungermanischem Gebiete, sind sie in Periode II allerdings bekannt, doch mehr erst gegen das Ende dieser Periode hin, und zudem gehören sie einem Typus mit großer, flacher, horizontaler Kopfscheibe und Halsöse an, der nichts mit der Gestalt jener Nadeln zu tun hat, die als italische Urfibeln angenommen werden. Die zweite Schwierigkeit ist die Frage, welche Gestalt dann der Kopf der Urnadel gehabt haben soll. Bei der Abart der Sicherheitsnadel mit Rinne als Nadelrast wäre es überhaupt nicht mehr möglich, über das ursprüngliche Aussehen des Nadelkopfes irgend

etwas auszusagen, da er durch die Bearbeitung stets verschwunden sein müßte. Bei der anderen Abart mit Schleifenrast und Abschluß in Gestalt einer kleinen Spiralscheibe, die sich als allerälteste, also als Urtypus der italischen Sicherheitsnadel herausgestellt hat, haben die Verteidiger der oben geschilderten Entstehungsweise der italischen Sicherheitsnadel neuestens ihre Zuflucht zu folgender Aufstellung genommen: die Urnadel sei eine Nadel, deren Kopf eine aus Draht gerollte Spiralscheibe gewesen wäre. Solche Nadeln kommen nun freilich im östlichen Oberitalien wo die italische Sicherheitsnadel zuerst auftritt, vereinzelt vor, jedoch nur in dem Pfahlbau Peschiera am Gardasee, der ganz überwiegend mitteleuropäische Kultur aufweist, dabei in so spärlicher Anzahl, daß schon deswegen jene Aufstellung wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auch ist diese so seltene Spiralscheibe als Nadelkopf weit größer gebildet, als das kleine Abschlußscheibchen der ältesten Sicherheitsnadel. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Sitte, die Drahtenden des Bronzeschmucks in Spiralscheibchen zu rollen in Italien sonst unbekannt geblieben ist, dagegen in Mittel- und Nordeuropa nicht nur außerordentlich beliebt war, sondern auch erheblich früher einsetzte, als der Ursprung der italischen Sicherheitsnadel fällt.

Wir sind also bei der bisher üblichen Erklärung dieses Ursprungs auf zwei Schwierigkeiten gestoßen, die von solcher Tragweite sind, daß seine Erklärung unmöglich das richtige treffen kann: die gedrehte Form des ältesten Bügeldrahts und die Spiralrolle des ältesten Nadelhalters.

Noch mehr Schwierigkeiten werden wir antreffen, wenn wir der bisher üblichen Auffassung von der Entstehung der germanischen Sicherheitsnadel näher zu Leibe gehen.

Die germanische Sicherheitsnadel ist nämlich nicht nur keineswegs so einfach gestaltet, wie die italische, sondern auch lange nicht so praktisch wie jene. Trotzdem soll sie nun aus der italischen entstanden sein. Schon dies muß uns stutzig machen. Denn in technischen Dingen waren die Leute der Vorzeit durchweg — also auch die Germanen und diese ganz besonders — so geschickt und von so praktischem Sinne, daß eine solche „Verballhornung", wie man das in gewissen Archäologenkreisen mit wohlgefällig überlegenem Lächeln zu nennen beliebt, — daß eine solche Verballhornung der so einfachen italischen Sicherheitsnadel zur komplizierteren germanischen völlig undenkbar ist.

Die germanische Sicherheitsnadel besteht nämlich aus zwei Teilen, aus der geraden Nadel mit knopfförmigem Kopfe und durchlochtem Halse und aus dem Bügel, der an beiden Enden hakenförmige Aufbiegungen besitzt. Der Bügel hat entweder die Gestalt einer Schnur (Abb. 258) oder die eines Bandes, sei es mit parallel laufenden Rändern (Abb. 259), sei es in spitzovalem Umriß (Abb. 260). Beide Teile, Nadel und Bügel, sind in der Weise verbunden, daß die Nadel in ihrer Durchlochung an einem der beiden Endhaken des Bügels hängt. So ist die Nadel zwar beweglich, weil sie an der Spitze frei bleibt, hängt aber, durch den Kopfhaken des Bügels festgehalten, untrennbar mit dem Bügel zusammen. Der aufmerksame Beobachter erkennt bald, daß dieser Bügel nichts ist als eine in Bronze gegossene Nachahmung einer ursprünglichen Schnur oder eines Bandes aus vergänglichem Stoff, womit die durchlochte Gewandnadel umwickelt wurde. Bestätigt wird eine solche, an sich schon einleuchtende Auffassung dadurch, daß man in Süddeutschland, aber auch in Südeuropa, an einfachen Gewandnadeln mit durchlochtem Halse, denen der germanische Bronzebügel natürlich fehlt, noch Reste eines Fadens in der Durchlochung angetroffen hat. Der Faden wurde an der Kopfseite der Nadel durch eine geknüpfte Verdickung unterhalb der Durchlochung festgehalten, das andere lose Ende des Fadens aber an der Nadelspitze bei jedem neuen

Gebrauch von neuem fest herumgewickelt und verknotet. Hierdurch wurde ein Herausgleiten der Nadel aus der Einstichstelle unmöglich gemacht und die Gewandränder waren unbeweglich übereinander befestigt. Da nun solche einfachen durchlochten Gewandnadeln ohne Bronzebügel auch im Norden vorkommen (Abb. 257),

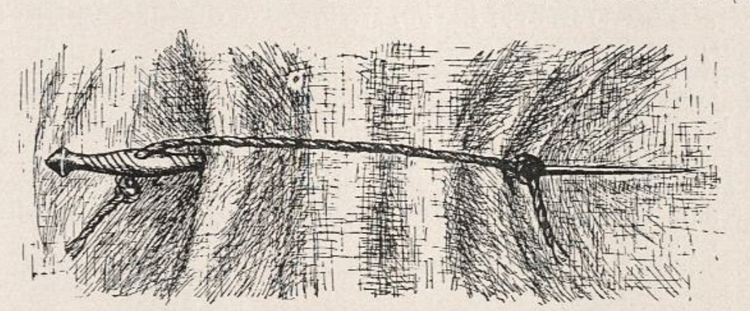


Abb. 257. Etwa $^3/_4$. Nadel aus weiblichem Grabe, Kreis Rendsburg, Schleswig-Holstein; mittels Schnur als Gewandfibel verwandt. Nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Walther Schulz.

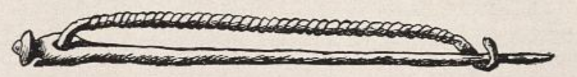


Abb. 258. $^1/_1$. Bollersleben, Kr. Apenrade, Schleswig-Holstein (nach Boye).

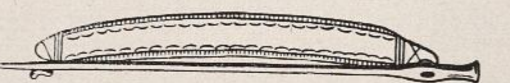


Abb. 259. $^1/_2$. Kantikow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg. Urfibel.



Abb. 260. Etwa $^2/_3$. Sylt, Schleswig-Holstein (nach J. Mestorf).

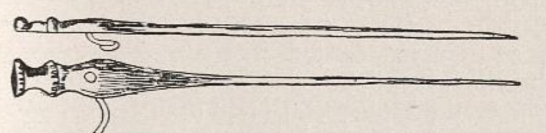


Abb. 261. $^2/_3$. Servirola, Oberitalien (nach Undset).



Abb. 262. $^1/_2$. Südtirol. Museum Trient. Rest einer germanischen Urfibel. Der Bügelrest unten besonders abgebildet.

so leidet es keinen Zweifel, daß die germanische Sicherheitsnadel tatsächlich in der soeben angegebenen Weise entstanden ist. Ebenso ist aber hierdurch der Gedanke, die so entstandene komplizierte germanische Fibel sei eine Nachahmung der ursprünglich ganz einfach gebogenen italischen Sicherheitsnadel, völlig ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist dieser Gedanke auch durch die Tatsache, daß bei den germanischen Sicherheitsnadeln ältester Stufe die Hakenenden des Bügels glatt abgeschnitten

wurden. Diese Urform erscheint bald nach Beginn der Periode II der Bronzezeit, nämlich in ihrem zweiten Abschnitt (II b), d. h. im 17. Jahrhundert vor Chr. Kopf und Hals der Nadel zeigen hier, entsprechend der Entstehung aus der einfachen Gewandnadel, auf der Ober- und auf der Unterseite stets noch einen vollkommen runden Körper; der Nadelkopf ist ein-, zwei- oder dreiknöpfig gestaltet (Abb. 258, 263 und 264).

Im letzten Abschnitt der zweiten Periode — ich nenne ihn II c — d. h. im 15. Jahrhundert erfährt nun die germanische Sicherheitsnadel eine zwiefache Abänderung: die Nadel wird in ihrem oberhalb der Halsdurchlochung gelegenen Teile jetzt nicht mehr rundstabig gebildet, sondern, um besser auf der flachen Gewandunterlage aufzuliegen, auf der Unterseite gleichfalls flach gestaltet, gewissermaßen der Länge nach halbiert, so daß die untere Hälfte fortfällt. Und weiter wachsen

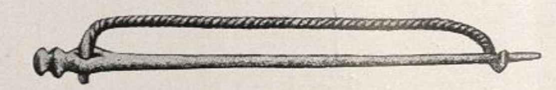


Abb. 263. 1/1. Guldhöi, Jütland.

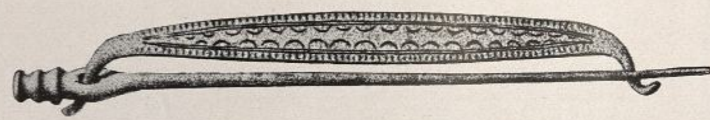


Abb. 264. 1/1. Borum Eshöi, Jütland.

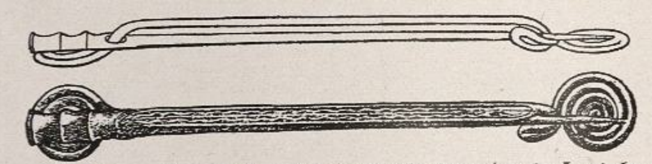


Abb. 265. Etwa 1/2. Sylt, Schleswig-Holstein (nach Handelmann).

nun an den beiden Endhaken des Bügels kleine, aus dem verlängerten Drahtende gewickelte Spiralscheibchen heraus (Abb. 265).

Das angebliche Vorbild der germanischen Urfibel, die italische, trägt aber sogleich von Beginn an ein Spiralscheibchen an der Nadelrast. Da nun die Verfechter der italischen Sicherheitsnadel auch dieses eine italische Spiralscheibchen als Vorbild der beiden germanischen Spiralscheibchen erklärten, so müßten demnach die Germanen ihr italisches Vorbild zuerst ohne Spiralscheibchen, dann nach einiger Zeit noch einmal und nun mit Spiralscheibchen entlehnt haben. Da ein solcher Entwicklungsgang wenig innere Wahrscheinlichkeit besitzt, so sagt man auf der Gegenseite in der Verlegenheit jetzt: die Germanen waren bei Übernahme der italischen Sicherheitsnadel noch nicht gewohnt, den Enddraht der Schmuckstücke in einer Spirale endigen zu lassen; erst später hätten sie es gelernt. Von wem denn? frage ich da. Von Italien doch sicher nicht, denn von dort hätten sie es ja sofort lernen können. Also auch meine Gegner müßten folgerichtig eine von Italien unabhängige Entwicklung oder Einwirkung bei den Germanen annehmen. Da nun aber diese Spiralscheibenverzierung, abgesehen von den Fibeln, in Italien ganz und gar nicht beliebt war, denn sie kommt sonst dort nicht vor, so war Italien gewiß nicht das Kulturgebiet, das in diesem an sich unwichtigen Merkmal auf die Germanen eingewirkt hat. — Wir sahen bereits, daß das gesamte mitteleuropäische

Donaugebiet und das anschließende Mitteldeutschland, das keltische wie das illyrische, zur Zeit der Periode II der Bronzezeit geradezu das Urgebiet der Spiralscheibenenden waren, und daß von hier aus dieses Motiv auch ins Germanische stark eingedrungen ist. Es war das vielfach bereits der Fall, als die germanische Urfibel entstand. Von einer Abneigung der Germanen gegen die Endspirale kann also sogar für den Abschnitt II b nicht die Rede sein. Eine germanische Verschmähung der italischen Spiralscheibe, wenn sie wirklich an dem angeblichen italischen Vorbild zur Urform der germanischen Sicherheitsnadel vorhanden gewesen wäre, würde also unerklärlich bleiben.

Wirklich stark trat die Endspirale bei den Germanen aber erst in dem Abschnitt II c auf: an allerhand Finger-, Arm-, Bein- und Halsringen. Und von diesem Überschwang der Endspirale in II c überträgt sie sich auch auf die germanischen Sicherheitsnadeln dieses Zeitabschnittes, d. h. auf die zweite Stufe in ihrer Entwicklung. Und zwar nimmt die Sicherheitsnadel diesen immer mehr um sich greifenden Zierat in regelrechter Symmetrie an beiden Enden ihres Bügels an: in dieser Gestalt kam sie nach Italien und darum zeigen bereits die ältesten dortigen Nachahmungen der germanischen Sicherheitsnadel diese in Italien sonst ganz unbekannte Verzierung. Bei der indes nur äußerlich ähnlichen Nachahmung, innerlich aber abweichenden, verbesserten Konstruktion der italischen Sicherheitsnadel gegenüber ihrem germanischen Vorbilde konnten die germanischen Spiralscheibchen bei ihr nur an einer Seite, bei der Nadelrast, angebracht werden.

Wir haben bisher stets nur innere Gründe kennengelernt, die uns hinderten, anzunehmen, daß die italische Sicherheitsnadel in ganz freier Erfindung aus einer einfach umgebogenen Nadel entstanden wäre, und ebenso, daß die germanische Sicherheitsnadel einer über alle Maßen unbeholfenen Nachbildung der italischen ihren Ursprung verdanken könnte. Jeder dieser zahlreichen Gründe für sich wäre schon genügend, um die bisherige nur durch das Trugbild des Südens hervorgerufene Ansicht zu widerlegen[26].

Vielleicht noch schlagender wird die Hinfälligkeit dieser Ansicht erwiesen durch eine Reihe äußerer Gründe. Sie stützen sich auf das örtliche und das zeitliche Auftreten der germanischen wie der italischen Urformen.

Betrachten wir zuerst die Frage der örtlichen Verbreitung und alles, was hiermit im Zusammenhang steht.

Da läßt sich zunächst feststellen: Niemals ist nördlich der Alpen eine italische Sicherheitsnadel der frühesten Zeit und Form im deutschen Reiche oder in Österreich gefunden worden; auf norddeutsch-skandinavischem Gebiete aber, das hier schließlich allein in Betracht kommt, überhaupt keine innerhalb der gesamten Bronzezeit. Daß dies kein Zufall sein kann, wird jeder Fachmann ohne weiteres zugestehen. Bei der Fülle der Spenden aus der Bronzezeit, mit der gerade der germanische Boden uns überschüttet hat, wäre es undenkbar, daß die Spuren solcher italischen Stücke nicht längst ans Tageslicht gekommen sein sollten — falls sie nur jemals nach dem Norden gelangt wären. Hat er doch sogar die kleinen getriebenen Bronzeblechtäßchen italischer Herkunft trotz ihres so gebrechlichen Körpers in größerer Anzahl, zum Teil vortrefflich, erhalten und damit Kulturerzeugnisse aufbewahrt, für die wir im Süden nun so lange schon vergeblich auf Zeugnisse warten, so daß die Frage der Herkunft dieser Stücke noch nicht endgültig entschieden ist.

Ehe nicht auf germanischem Boden eine italische Sicherheitsnadel gefunden wird, — und zwar eine solche, die offenkundig aus älterer Zeit stammt, als die germanische Urform, also aus dem Abschnitt II a, oder mindestens aus der Zeit

[26]) Siehe Anhang „Anmerkungen“ S. 288.

des ersten Aufkommens der germanischen Urfibel, d. h. ganz aus dem Beginn von IIb — mögen die Gegner ihre Zeit abwarten. Einen solchen Fund werden wir schwerlich je erleben.

Tatsache dagegen ist und bleibt, daß ich Funde von Sicherheitsnadeln der frühesten germanischen Stufen aus den Abschnitten IIb und IIc auf dem Wege von der östlichsten Germanengrenze in Norddeutschland durch das große Illyriergebiet von Ostdeutschland und Österreich bis nach dem nordöstlichen Oberitalien, dem engsten Heimatgebiet der Urform der italischen Sicherheitsnadel, der sog. Peschierafibel (Gardasee), feststellen konnte. Es sind vorläufig nur ihrer drei. Aber die Zahl genügt, zumal eine derselben, die in der Terramare von Servirola in der Provinz Reggio, also schon südlich des Po, zum Vorschein gekommen ist (Abb. 261), einer Sicherheitsnadel von der italischen Urform gesellt ist, die wir vorher als typischen Vertreter dieser Urform abbilden konnten (Abb. 254).

Dieses germanische, leider zerbrochene Stück aus Servirola (Abb .261) ist aber nicht eines der allerältesten Stufe der germanischen Sicherheitsnadeln, sondern ein solches der zweiten Stufe, bei der bereits die Spiralscheibchen an den Bügelenden entwickelt worden sind. Klarer kann kaum durch einen Fund dargetan werden, daß eben erst diese zweite Stufe germanischer Sicherheitsnadeln mit bereits entwickelten Spiralscheibchen es gewesen ist, deren Einfuhr nach Italien die oberitalische Bevölkerung zur Nachahmung und Umbildung reizte und somit naturgemäß bewog, auch ihrer frühesten Sicherheitsnadel sowohl die Endspirale mitzugeben, als auch den Bügel in Schnurform zu bilden. Beides dieses ist aber unvereinbar mit dem Gedanken, die italische Sicherheitsnadel sei vollkommen frei erfunden worden allein durch Umbiegung einer einfachen glatten Nadel. Vielmehr haben die Italiker, die es in der Technik des Bronzegusses nicht zu der glänzenden Meisterschaft der Germanen gebracht hatten, im ganzen nur danach gestrebt, die äußere Gesamterscheinung der germanischen Sicherheitsnadel wiederzugeben, dies aber mehr durch Hämmern des Bronzedrahtes, als durch Guß bewerkstelligt. Und aus dieser veränderten Technik ergab sich ihnen auch die veränderte Konstruktion der Sicherheitsnadel, ohne daß das Gesamtbild des Gerätes zunächst stärker verändert wurde. Bei den Germanen dagegen beschränkte sich nach dem Guß der beiden Teile des Gerätes, der Nadel und des Bügels, das Hämmern darauf, bei der Nadel die Spitze anzuschärfen und beim Bügel die beiden Enden zuzurichten, d. h. das linke Ende, das durch den Nadelhals gesteckt worden war, zu einer Spiralscheibe aufzurollen und das rechte Ende zu der Schleife der Nadelrast umzubiegen und dahinter ebenfalls zu einer Spiralscheibe aufzurollen.

Der zweite Fund einer gemanischen Sicherheitsnadel südlich der Alpen wurde in Südtirol gemacht und stellt sogar ein Stück vom Urtypus der Periode IIb dar (Abb. 262), also aus einer Zeit, die noch etwas vor der Entstehung der italischen Sicherheitsnadel liegt.

Nördlich der Alpen haben wir aus dem großen Illyriergebiet, und zwar aus dem nordostdeutschen Anteil dieses Gebietes gleichfalls einen Fund zu verzeichnen, die Sicherheitsnadel von Wellersdorf (Abb. 266), an der niederlausitz-schlesischen Grenze, die dem Übergange von Periode IIc zu Periode III angehört.

Überblicken wir die Entwicklung, welche die Sicherheitsnadel in der Periode IIc durchläuft, so sehen wir, daß die ursprünglichste Gestalt des Nadelkopfes, diejenige mit einem einzigen Knopfe (Abb. 258—260) verschwunden ist und in IIc nur noch der zwei- und dreiknöpfige Kopf weiterlebt. Als wirklich lebensfähig erweist sich weiterhin aber nur der zweiknöpfige Kopf, wie die von mir aufgestellte Entwicklungsreihe es zeigt (Abb. 268—272), die bei der Entstehung des Doppelkreuzes zu Beginn der Periode III abbricht. Die germanische Nadel von Servirola

(Abb. 261) bildet eine Übergangsstufe zwischen den Stücken in Abb. 268 und 269, die Nadel von Wellersdorf ebenso zwischen den Stücken in Abb. 270 und 271.

Der dreiknöpfige Nadelkopf aus IIb (Abb. 264) erscheint zwar auch noch in dem Abschnitt IIc (Abb. 265), macht dann aber eine Entwicklung durch (Abb. 273), die in dieselbe Sanduhrform ausmündet, die dem zweiknöpfigen Nadelkopfe eigentümlich ist (Abb. 270). Wenn wir auf norddeutschem Germanengebiete in Periode III Nadelköpfe mit dreifachem Kreuze finden, so ist diese Form nicht aus

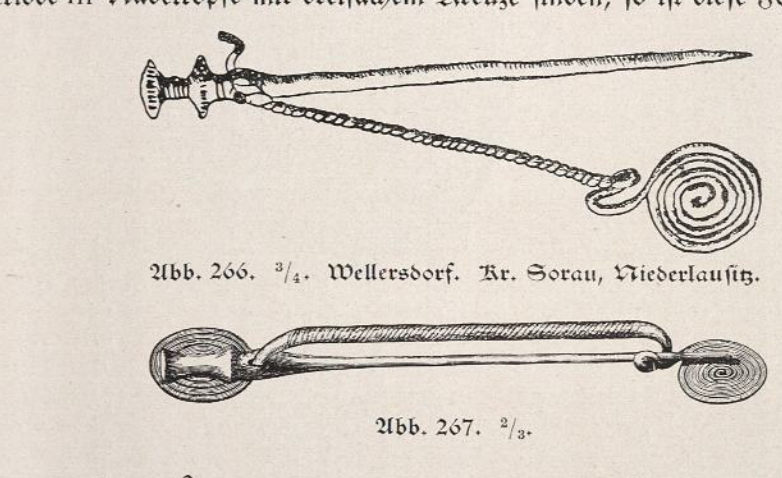


Abb. 266. 3/4. Wellersdorf. Kr. Sorau, Niederlausitz.

Abb. 267. 2/3.



Abb. 268. 1/1. (Zu Abb. 267 gehörig.)



Abb. 269. 1/1.



Abb. 270. 1/1.



Abb. 271. 1/1. Hofby, Schonen.

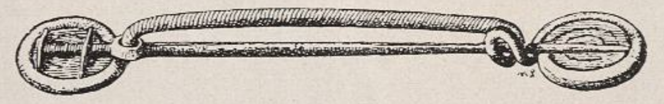


Abb. 272. 1/1.

Abb. 268—272. Entwicklung des Nadelkopfes der germanischen Sicherheitsnadel während der Periode IIc.

dem dreiknöpfigen Nadelkopfe der Periode II entstanden, sondern erst aus dem Doppelkreuzkopf (Abb. 272) der Periode IIIa. Ein herrliches, außergewöhnlich großes Stück dieser Art, mit prachtvoller Malachitpatina bedeckt, ist das altmärkische von Abb. 274, das zu der Reihe der Sicherheitsnadeln gehört, deren bandförmiger Bügel parallel laufende Ränder aufweist und deren Urtypus die Abb. 259 wiedergibt.

Erörtern wir nun das zeitliche Auftreten der Urformen der germanischen und der italischen Sicherheitsnadel.

Wir wissen aus dem vorhergehenden, daß die germanische Nadel in Periode IIb erfunden und in ihrer zweiten Stufe aus Periode IIc, nunmehr mit Spiral-

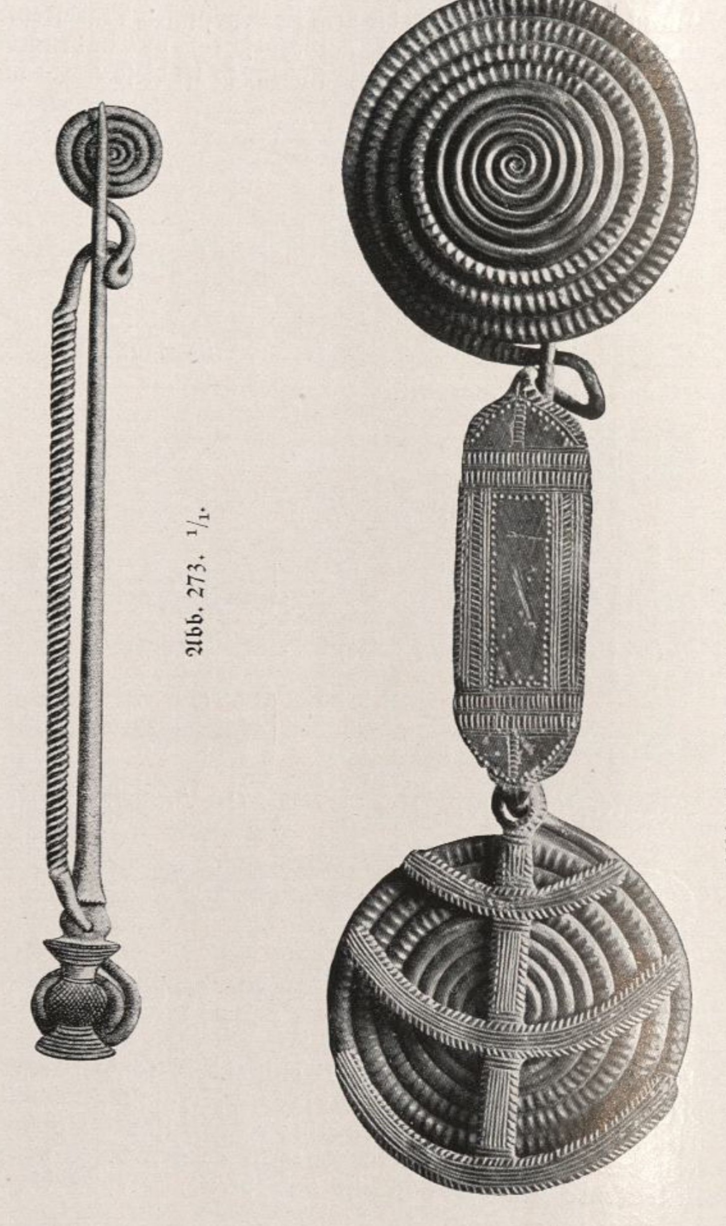


Abb. 273. 1/1.

Abb. 274. Etwa 1/2. Stappenbeck, Kr. Salzwedel.

scheibchen an den Bügelenden ausgestattet, im östlichen Oberitalien nachgebildet wird und die Entstehung der italischen Sicherheitsnadel veranlaßt.

Montelius, der die italische Bronzezeit in fünf Perioden eingeteilt hat, bezeichnet diejenige Periode, wo die italische Sicherheitsnadel zuerst erscheint, als dritte. Und zwar entsteht die italische Sicherheitsnadel in der Mitte seiner italischen Periode III und Stücke der zweiten italischen Stufe, solche mit zwei Knöpfen am Bügel, wie Abb. 256 sie zeigt, gehören bereits an das Ende der italischen Periode III. Den vielen schwerwiegenden Gründen, die ich gegen die bisherige falsche Auffassung des Verhältnisses zwischen italischer und germanischer Sicherheitsnadel ins Feld führen konnte, weiß Montelius nicht anders zu begegnen, als daß er auf seine alte Meinung hinweist: die italische Periode III ist in ihrer absoluten Zeitstellung nach bestimmten Jahrhundertzahlen gleichzusetzen mit der germanischen Periode II. Dieser Satz hat freilich der absoluten Zeitbestimmung, wie sie Montelius bisher gegeben hat, zugrunde gelegen, aber ganz mit Unrecht. Montelius setzt die beiden genannten Perioden gleichmäßig in die Zeit von 1500 bis 1300. Daß eine Reihe von Irrtümern ihn zu dieser Meinung gebracht haben, zeigte schon der eine oben berührte Punkt, daß er der germanischen Periode II eine Form des Griffzungenschwerts zuteilt (Abb. 139, Nr. 22), die auch in Italien und Griechenland auftritt und der italischen Periode III angehört. Und zwar tut Montelius dies noch im Jahre 1908, obwohl die deutsche Forschung bereits 1900 gezeigt hatte, daß die Griffzungenschwerter der germanischen Periode II anders aussehen, als die der italischen Periode III, und daß letztere innerhalb der germanischen Bronzekultur nicht der germanischen Periode II, sondern ebenfalls der Periode III angehören. Für denjenigen Forscher aber, der nicht nur die skandinavische und italische Bronzezeit beherrscht, sondern gleichzeitig auch diejenige des mittleren und südlichen Mitteleuropa, vor allem Süddeutschlands und Österreich-Ungarns, ist es nicht schwer zu zeigen, daß die italische Periode III in der inhaltlichen Zusammenfassung, wie sie Montelius ihr gibt, durchaus nicht der nordischen Periode II (II a—c) entspricht, sondern in ihrem älteren Teile (III a) mit nord- und mitteleuropäisch II c zusammenfällt, in ihrem jüngeren Teile (III b) aber mit nord- und mitteleuropäisch III a.

Hier ist natürlich nicht der Ort, diese meine Überzeugung ausführlich darzutun. Aber ich will wenigstens auf ein paar Funde hinweisen, die leicht beschrieben werden können.

Die Sicherheitsnadel aus dem Grabe von Hofby in Schonen (Abb. 271) hat mit einem Griffzungendolche italischer Form zusammengelegen, wie er häufig auch im südlichen Mitteleuropa erscheint (Abb. 280, S. 142). Diese Sicherheitsnadel gehört ganz in den Beginn der germanischen Periode III oder in den Übergang von germanisch II c zu III a; der Dolch aber ist von einem Typus, der in die italische Periode III gehört, sehr selten in italisch III a, meist in III b. Ergebnis: italische Periode III b = germanische Periode III a. Diese Griffzungendolche erweisen durch die Übernahme der Zungenform des Griffs von den Griffzungenschwertern her einen mindestens mittelbaren germanischen oder mitteleuropäischen Einfluß. Solche Dolche kommen, wie eben bemerkt, zahlreich auch in Österreich und in Süddeutschland vor, darunter einige Male in reichhaltigen und daher zeitlich gut bestimmten Gräbern, und zwar in Böhmen (Repeč), in Oberösterreich (Nöfing), und in Oberbayern (Peiting, St. Andrä, Untersöchering). Durchweg erscheinen die Dolche hier in einer Begleitung, die ausgesprochen der mitteleuropäischen Periode III angehört. Weitere schlagende Beweise, daß die mittel- und nordeuropäische Periode III zum größeren Teile mit der italischen Periode III von Montelius zeitlich zusammenfällt, werden wir sogleich kennen-

lernen, wenn wir uns zum letzten Punkte unseres Kapitels wenden, zu den Griffzungenschwertern.

Es ist eine für die Forschung günstige Erscheinung, daß in den älteren Perioden der italischen Bronzezeit Oberitalien einen so starken Einfluß vom südlichen Mitteleuropa her erfährt. Dadurch können wir erkennen, daß auch der von Montelius zu seiner italischen Periode II zusammengefaßte Kultur- und Zeitabschnitt im wesentlichen der mittel- und nordeuropäischen Periode II entspricht, d. h. *italisch II entspricht mittel- und nordeuropäisch IIa + IIb.* Keines von den in Abb. 170 wiedergegebenen Stücken der italischen Periode II und keiner von den sonstigen zahlreichen Typen dieser Periode ist so geartet, daß sie, wenn auf mittel- oder nordeuropäischem Boden gefunden, etwa noch in Periode I zu setzen wären, sondern sie gehören meist in Periode IIa und IIb, manche, wie die Kugelkopfnadel mit geschwollenem durchbohrtem Halse von Povegliano (Abb. 143), sogar in den mittel- und nordeuropäischen Abschnitt IIc, der im allgemeinen freilich dem italischen Abschnitt IIIa entspricht. Auch ein Griffzungenschwert von Povegliano, das in die Abb. 170 nicht mit aufgenommen worden ist, ferner ein Schwert aus Treviso nördlich von Venedig, welche beide Montelius seiner Periode II zuweist, können für Mitteleuropa nur noch ganz an den Schluß der Periode II, also nur in IIc gesetzt werden. Und dasselbe ist der Fall bei dem oben abgebildeten neugefundenen Schwerte aus der Provinz Udine (Abb. 252), das dem Schwerte von Treviso nahe verwandt ist.

Kurz und gut, um in dieser volkstümlichen Darstellung für diesen einen, allerdings außerordentlich wichtigen, weil typischen Punkt nicht zu ausführlich zu werden: die Gleichstellung von Periode II in Mittel- und Nordeuropa mit Periode III in Italien — selbst oder auch gerade, wenn wir ihre inhaltliche Ausfüllung, wie sie Montelius vorgenommen hat, in allem gutheißen — ist unrichtig. Wir sahen vielmehr auch ohne Rücksicht auf die Ergebnisse der Untersuchung der Sicherheitsnadel, daß die italische Periode IIIa, an deren Ende nach Montelius die italische Sicherheitsnadel entsteht, der nordischen Periode IIc entspricht. Ebenso, daß die nordische Periode IIb der italischen Periode II entspricht und unter keinen Umständen der italischen Periode III gleichgesetzt werden kann. Also kann die germanische Urform der Sicherheitsnadel aus der Periode IIb schon aus rein zeitlichen Gründen unmöglich eine Nachahmung der erst später entstandenen italischen Urform der Sicherheitsnadel sein. Vielmehr haben wir in der Terramare von Servirola in Oberitalien, wenn auch die Fundumstände der dort zutage gekommenen Bronzen, also die Schichtenfolge und die Einschlüsse der Schichten, z. Z. leider nicht wissenschaftlich festgestellt worden sind, ein richtiges Abbild des tatsächlichen Verhältnisses der beiden Arten von Nadeln zueinander: mit der zweiten Stufe der germanischen Nadel aus IIc (Abb. 261) geht zeitlich zusammen die italische Urform (Abb. 254). Und so haben wir von seiten der reinen Zeitbestimmung eine Bestätigung dessen, was ich vorher durch typologische Erwägungen erwiesen habe, daß nämlich die italische Urform aus der zweiten Stufe der germanischen Nadel hervorgegangen ist.

Indes, Montelius versucht noch weitere Hilfstruppen heranzuziehen, um die verlorene Festung seiner Ansicht über die italische und germanische Sicherheitsnadel gegen den schon siegreichen Ansturm zu halten. Leider sind diese letzten seiner Mannschaften keine Kerntruppen, sondern unausgebildete Rekruten, die jedem ernsten Widerstande sofort das Feld räumen.

Eine Stütze für die Annahme, die germanische Sicherheitsnadel stamme von der italischen her, will Montelius in der Beobachtung sehen, daß auch weiterhin in den jüngeren Stufen ihrer Entwicklung die italische Sicherheitsnadel fortgesetzt ihren mütterlichen Einfluß auf die zu ewiger Unselbständigkeit verdammte germanische Tochter ausübe. Allein, selbst zugegeben, daß die *Weiterentwicklung der italischen und der germanischen Sicherheitsnadel in manchen Stücken ähnlich* verlaufen sei, so wäre damit doch über den Ausgangspunkt der Einzelheiten dieser Weiterentwicklung oder gar über den Ursprung der Sicherheitsnadel selbst nicht das mindeste ermittelt.

Nun sind aber diese vermeintlichen gemeinsamen Züge solche, wie sie sich notwendig einstellen mußten, weil sie in der Natur der Sache liegen, auch ohne jede gegenseitige Beeinflussung der beiden Nadelarten. So klug war der Germane doch auch, ohne daß er den Italiker erst befragen mußte, um zu erkennen, daß eine dickere Kleiderfalte einen geräumigeren Bügel erforderte, daß es also vorteilhaft war, wenn der bisher niedrig verlaufende Bügel nun mehr oder weniger in die Höhe gewölbt wurde, zumal wenn er, wie es zuweilen der Fall ist, kürzer wurde.

Und weiter soll es keine zufällige Übereinstimmung in der Entwicklung sein, wenn die Spiraldrahtscheiben der Sicherheitsnadel in Italien wie in Nord- und Mitteleuropa schließlich in gegossene Platten sich wandeln.

Aber das ist doch ein Zug, der sich des öfteren, zu verschiedensten Zeiten und an verschiedensten Orten, gerade auch bei Sicherheitsnadeln wiederholt: ich erinnere nur an die aus der Hallstätter Doppelspiralfibel entstandenen späteren Formen Mitteleuropas, wie des Nordens. Da ist von italischer Einwirkung keine Rede.

Zum dritten, wenn wir sehen, daß der Bügel der kurzen, dicken germanischen Sicherheitsnadeln vom Ende der Periode III statt der leichten Riefelung starke Querfurchung und Querrippung der Oberseite erhält, so ist das ein Zug, der gerade zu dieser Zeit in Mitteleuropa, auch im germanischen Norddeutschland beim Schmuck allgemein auftritt, so bei den quergerippten Nadeln, quergerippten Messergriffen, namentlich aber bei den quergerippten Armbändern. Wozu also in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Das Nahe ist hier tatsächlich das allein Gute, denn eine Rippung nur auf der Oberfläche, wie bei den Bügeln der Sicherheitsnadeln und den Armbändern Norddeutschlands kommt in Italien gar nicht vor. In Italien findet sich nur eine Knotung oder ein Querscheibenbesatz des Bügels. Es *fehlt* hier also geradezu die angeblich so deutliche Gleichheit oder auch nur Ähnlichkeit der Fortbildung bei den beiden Arten der Sicherheitsnadeln.

Man kann, ja man muß hier wieder einmal den Spieß umdrehen und eine längere Beeinflussung der italischen Sicherheitsnadel durch die germanische feststellen. Oder wie will Montelius es erklären, daß die Bügel der italischen Nadel zwar noch nicht in der Urform, aber schon in der zweiten Stufe statt des schnurförmigen oder glatten Drahtes oft ein bandförmiges Mittelstück aufweist und zwar genau, wie schon bei der germanischen Urform (Abb. 260 und 264), ein spitzovales Band (Abb. 256)? Wäre der Bügel aus der oberen Hälfte einer einfachen Nadel entstanden, so müßte man in dieser spitzovalen Gestalt eine ganz unorganische Umformung oder Entartung sehen. Sehr natürlich erscheint diese Bildung aber, wenn man sie, wie es uns notwendig dünkt und wie es allein in die übrigen hier vorliegenden Erscheinungen sich ungezwungen und gut einpassen würde, als Entlehnung aus der organisch erwachsenen Gestalt des Bügels der germanischen Nadel auffaßt.

Die Entscheidung über das Verhältnis zwischen germanischer und italischer Sicherheitsnadel ist nun nicht bloß von ausschlaggebender Bedeutung für die Gleichsetzung der Perioden der Bronzezeit in ganz Europa, also für die sog. relative Zeitbestimmung, sondern, was von noch größerer Wichtigkeit ist, für die *absolute Zeitbestimmung*, für die Einsetzung fester Jahrhundertzahlen in das Fachwerk

der Periodenteilung. Um die Tragweite der Entscheidung hier zu erkennen, müssen wir uns wieder einmal mit dem Orient beschäftigen. Wir holen dorther das ‚Licht', diesmal ausnahmsweise mit gutem Grunde und mit gutem Erfolge für Europa, zugleich mit Befriedigung, da wir bei dieser Gelegenheit einen über allen Zweifel erhabenen Einfluß Europas auf die Welt der ägäischen Kultur festzustellen vermögen.

Einige, freilich ganz wenige Stücke der Urform von italischen Sicherheitsnadeln sind nämlich auch nach dem *griechischen Festlande*, zumeist nach der Ostküste, nach Mykenä, gekommen, eine auch nach dem mittleren Kreta. Die Sicherheits-

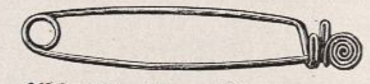


Abb. 275. Etwa $^{1}/_{4}$. Mykenä.

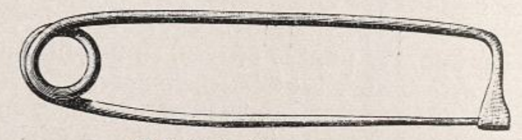


Abb. 276. $^{2}/_{3}$. Mykenä.

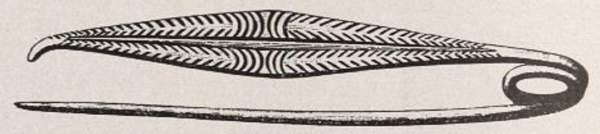


Abb. 277. $^{1}/_{2}$. Mykenä.

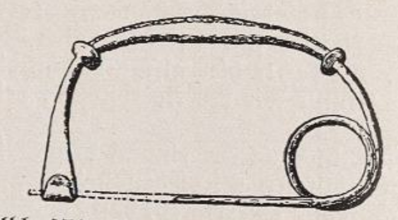


Abb. 278. Hissarlik, Karien, Kleinasien.

Abb. 275—278. Italisch-griechische Sicherheitsnadeln.

nadel ist eine germanische Erfindung und sie hat sich von den Germanen frühzeitig zu der Mehrzahl der Nordindogermanen verbreitet, Illyriern, Italikern, Griechen, nicht aber darüber hinaus; selbst die doch auch nordindogermanischen Kelten nahmen sie erst in der späteren Bronzezeit an, und auch dann nur recht spärlich.

Für den Unbefangenen bedarf es keiner langen Erörterung, daß die Sicherheitsnadel nach Griechenland nur von Oberitalien her, wohl eher zu Wasser als über das Festland hin gelangt sein kann. Von der italischen Urform mit Spirale ist in Griechenland nur ein einziges Exemplar zum Vorschein gekommen, aus einem Kammergrabe der Unterstadt von Mykenä (Abb. 275), worin zugleich ein Exemplar der Nebenform mit rinnenförmigem Nadelhalter sich befand (Abb. 276). Und ein dem letzteren gleichendes Stück wurde in der Zeushöhle (Psychrò) des Berges Dikte auf Kreta entdeckt. Von der Nebenform mit spitzovalem Bügel,

doch noch ohne die beiden Bügelknöpfe, wurden zwei Exemplare im Häuserschutt auf der Akropolis von Mykenä gefunden, ein drittes in einem Felsengrabe zu Delphi.

Diese sechs Exemplare bilden den ganzen Bestand von Sicherheitsnadeln auf griechischem Boden aus einer Zeit, die der italischen Periode III (um 1400 herum) entspricht. Man halte dagegen die Fülle dieser ältesten Nadeln in Italien, wo sie namentlich in Oberitalien stark vertreten sind, dutzendweise. Besonders bezeichnend ist das nur einmalige Erscheinen einer Sicherheitsnadel mit Spiralscheibchen am Nadelhalter in Gesamt-Griechenland, und überhaupt im ganzen Osten, gegenüber ihrem bedeutenden Hervortreten in Oberitalien. Trotz alledem finden sich heute noch in Südeuropa Prähistoriker und natürlich auch klassische Archäologen, diese letzteren gewiß noch viel mehr bei uns, die ohne nähere Kenntnis des Stoffes, aus bloßem Vorurteil, den Griechen die Erfindung der „Fibel" zuschreiben. Es lohnt nicht, solche Leute bekehren zu wollen; da muß man, wie oft in der Wissenschaft, sobald grundstürzende neue Wahrheiten erkannt werden, auf das Heranwachsen eines neuen, von den alten Vorurteilen noch nicht in dem Maße beherrschten Geschlechtes warten: dann sinken diese Vorurteile einer „voraussetzungslosen" Wissenschaft kampflos ins Schattenreich hinab.



Abb. 279. Gurob, Ägypten (nach Flinders-Petrie).

Zahlreicher werden die griechischen Sicherheitsnadeln erst, nachdem die dorische Wanderung das Festland und Kreta mit neuen Scharen noch weniger durch nicht indogermanische Beimischung verunreinigter Nordindogermanen erfüllt hat, d. h. als zu Beginn des 12. Jahrhunderts die Zeit des geometrischen Stils eintrat. Hierhin gehören die schönen an den Bügelenden mit je einem Knoten versehenen Bogennadeln, die auf dem Nadelhalter Tierzeichnungen im Dipylonstil aufweisen. Aber noch in spätmykenischer Zeit gehen Sicherheitsnadeln älterer Stufen dieser Art nach Kleinasien hinüber, wie die in Abb. 278 dargestellte, die in einem Grabe lag, das außerdem noch eine der spätmykenischen Bügelkannen beherbergte.

Diese *Bügelkannen* (Abb. 279), die in drei sich ablösenden Gestalten das ganze weitgedehnte Gebiet der spätmykenischen Welt beherrschen, zuerst in langgestreckter, dann in kugelförmiger, zuletzt in niedriger, gedrückter Form, sind nun durch ägyptische Fundorte, wo sie in ihren älteren Formen als Einfuhrstücke neben ägyptischen, zeitlich scharf bestimmten Gegenständen auftreten, wie zu Tell el Amarna und zu Gurob bei Kahun, selbst zeitlich genau festgelegt. Und zwar sind sie dorthin zur Zeit der Könige Amenhotep III. und seines Sohnes Amenhotep IV. gekommen, also rund um 1400 vor Chr.

Auch die den oben erwähnten Kammergräbern der mykenischen Unterstadt benachbarten und mit ihnen gleichzeitigen anderen Gräber dieser Bauart enthielten die besprochene Art der Bügelkannen.

Schon dieser Umstand zeigt, daß die oberitalischen *Sicherheitsnadeln vom Peschieratypus* um 1400 nach Griechenland gekommen sind, also im *15. Jahrhundert in Oberitalien entstanden sein müssen.*

Die zweite Stufe der italischen Nadeln, die Knotennadeln, die ans Ende der italischen Periode III gehören, übrigens auch noch die folgende Periode erfüllen,

müssen also im 14. Jahrhundert aufgekommen sein. Sie sind gleichzeitig, wie wir oben gesehen haben, mit einer bestimmten Art von Griffzungendolchen (Abb. 280), die auch im Donaugebiet häufig ist und einmal sogar in Schweden erscheint. Sie sind ferner gleichzeitig mit einer Anzahl weiterer italischer Dolche, namentlich solcher, die ich Dolche vom „Peschieratypus" (Abb. 281) nennen möchte, die sich von dem vorher besprochenen nur durch die eingeschweifte und mit Längsfurchen versehene Klinge unterscheiden. Die Gleichzeitigkeit dieser Dolchart mit den Knotenfibeln zeigte sich in der Terramare von Tarent. Weiter fanden sich solche „Peschiera"-Dolche in der erwähnten Zeushöhle auf Kreta und, was für die Zeitbestimmung noch wichtiger ist, auch in dem Kammergrab 96 auf dem Hügel Zafer Papoura bei Knossos auf Kreta. Wenn dieses Grab leider auch fast ganz ausgeplündert vorgefunden wurde, so zeigt doch der Inhalt des gesamten großen Gräberfeldes, dem es angehört, daß wir hier wiederum die Zeit der italischen Periode III vor uns haben, denn es erscheinen auch hier die bewußten spätmykenischen Bügelkannen alter Form.

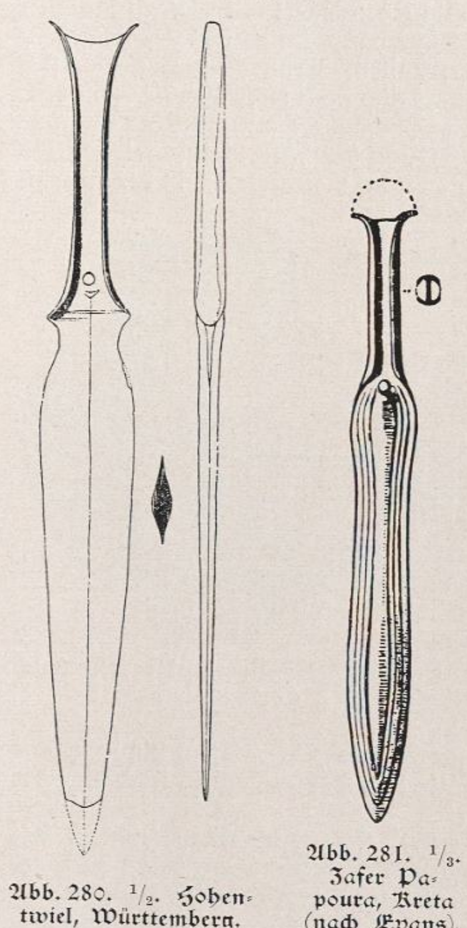


Abb. 280. 1/2. Hohentwiel, Württemberg.

Abb. 281. 1/3. Zafer Papoura, Kreta (nach Evans).

Ein weiterer zeitbestimmender Gegenstand, den wir nun zum Schluß ausführlicher behandeln wollen, sind die Griffzungenschwerter, die unsere besondere Teilnahme darum erwecken, weil sie ebenso wie die Sicherheitsnadeln und die Griffzungendolche als europäische Einfuhr in Griechenland auftreten, ja noch mehr, weil sie ebenso wie die Sicherheitsnadeln und mittelbar auch die Griffzungendolche auf nordisch-germanische Formen zurückgehen. Ja, diese Griffzungenschwerter sind als Beweise für den germanischen Einfluß auf Italien und durch dessen Vermittelung auch auf Griechenland, ja selbst auf Ägypten, insofern vielleicht noch wichtiger, als sie im Gegensatze zu den Sicherheitsnadeln ihre mannigfachen germanischen Formen im Süden unverändert beibehalten.

Wir lernten schon aus der Abb. 139, der Gesamtübersicht über die hauptsächlichsten Bronzetypen der germanischen Kultur der Periode II der Bronzezeit, das allgemeine Aussehen dieser Griffzungenschwerter kennen. Leider gehört, wie vorher schon bemerkt wurde (S. 137), das dort von Montelius gewählte Stück nicht zu den alten Typen der Periode II, sondern ist ein solches aus der Periode III (Abb. 288). Die germanischen Griffzungenschwerter erscheinen zum ersten Male in der germanischen Periode IIb und zeigen, daß damals der heute regelmäßig längst vergangene Belag der flachen Griffzunge, der aus Holz, Horn, Knochen oder einem andern vergänglichen Stoff gearbeitet war (Abb. 286), am halbkreis-

förmig erweiterten Heftansatz beiderseits nur mit je zwei Nieten befestigt wurde, während die Griffzunge selbst von Nieten frei blieb (Abb. 282, 283).

In der germanischen Periode IIc erhält der Heftansatz bereits je drei Nieten an jeder Seite (Abb. 284). Zuweilen kommt jetzt auch nur je ein Niet vor oder noch nach der früheren Weise je zwei Nieten; dafür erhält dann aber auch die Griffzunge ein oder zwei Nieten.

Erst die Periode III bringt solche Griffzungen, bei denen die untere Hefterweiterung mit je drei, seltener nur zwei Nieten zu beiden Seiten und zugleich die Griffzunge selbst mit drei oder vier Nieten durchlocht ist, wie es das in Abb. 139 Nr. 22 dargestellte Stück zeigt, das einem jütländischen Mannesgrab entstammt.

Auf die zahlreichen feineren Unterschiede, an denen der Kenner weitere Merkmale zur sicheren Scheidung der Typen und zugehörigen Perioden dieser Schwerter findet, wie Art der Schweifung der Ränder der Griffzunge und der Hefterweiterung, Höhe der Ränder, Kittbelag der Griffzunge, Übergang der Hefterweiterung zur Klinge, Umriß der Klinge, Gestalt der Mittelrippe der Klinge, gehe ich hier nicht ein.

Gegenüber der schon zurückgewiesenen Meinung S. Müllers, daß auch diese Schwerter italischen Ursprunges seien, will ich aus meinen Untersuchungen nur mitteilen, daß von dem Urtypus der Periode IIb aus germanischem Gebiete etwa 45 Exemplare bekannt sind, aus keltischem Gebiete nur 5, und zwar alle aus dem an das germanische Gebiet anstoßenden nördlichen Teile des keltischen Gebietes, und aus dem großen illyrischen Gebiete von Stettin bis nach Serajewo auch nur 7, darunter die beiden in Abb. 282 und 283 wiedergegebenen, endlich aus Italien — nicht ein einziges.

Von den sehr vielgestaltigen Erscheinungen dieser Schwerttypen aus dem folgenden Zeitabschnitt, der Periode IIc, erscheinen auf dem norddeutschen Anteil des Germanengebietes (ohne Schleswig-Holstein), das gegenüber dem dänisch-schleswig-holsteinischen Anteile an Schwertern verhältnismäßig arm ist, allein 17 Stück, im gesamten illyrischen Gebiete, wenn wir alle Lokaltypen mitrechnen, wie z. B. den neuerdings auch in Italien einmal vertretenen reichverzierten Typus von Abb. 252, im ganzen gleichfalls 17, in Italien — ganze 2, im übrigen Südeuropa noch keines. Eines weiteren Beweises dafür, daß der Typus der Griffzungenschwerter ursprünglich ein rein germanischer war, bedarf es nach dieser Statistik nicht mehr[27].

Erst in der germanisch-italischen Periode III werden diese Schwerter auch in Italien ein wenig häufiger, natürlich nur in der nunmehr in Nord- und Mitteleuropa erreichten Fortentwicklung der Formen. Und wie die vom germanischen Norden empfangenen Sicherheitsnadeln gibt Italien nunmehr sofort auch die germanischen Griffzungenschwerter der Periode III nach Griechenland weiter, wie das altbekannte von Schliemann aus den Trümmern eines auf der Burg von Mykenä gelegenen Hauses hervorgezogene (Abb. 285) beweist, das ebensogut in Vorpommern oder Holstein könnte gefunden worden sein. Oder jenes andere gleiche, das später auch zu Mykenä aus einem im Erdboden geborgenen Schatzfunde mit anderen Bronzen mykenischer Zeit zutage trat. Endlich ist von diesem Typus ein Stück auch im östlichen Kreta entdeckt worden, in einem Grabe zu Muliana, das noch ein anderes Griffzungenschwert von einem besonderen Typus enthielt, auf den wir gleich noch zu sprechen kommen.

Vorerst sei nur noch erwähnt, daß von den Griffzungenschwertern nunmehr zwei Exemplare sogar in Ägypten zum Vorschein gekommen sind, beide leider

[27]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 289.

gerade an der Griffzunge verstümmelt und daher zeitlich nicht genau festzulegen; beide jetzt im Berliner Museum befindlich. Da Ägypten keine Bronzeschwerter kennt, so müssen beide Exemplare eingeführt worden sein, möglicherweise von den während des 13. Jahrhunderts von den Inseln des ägäischen Meeres und der

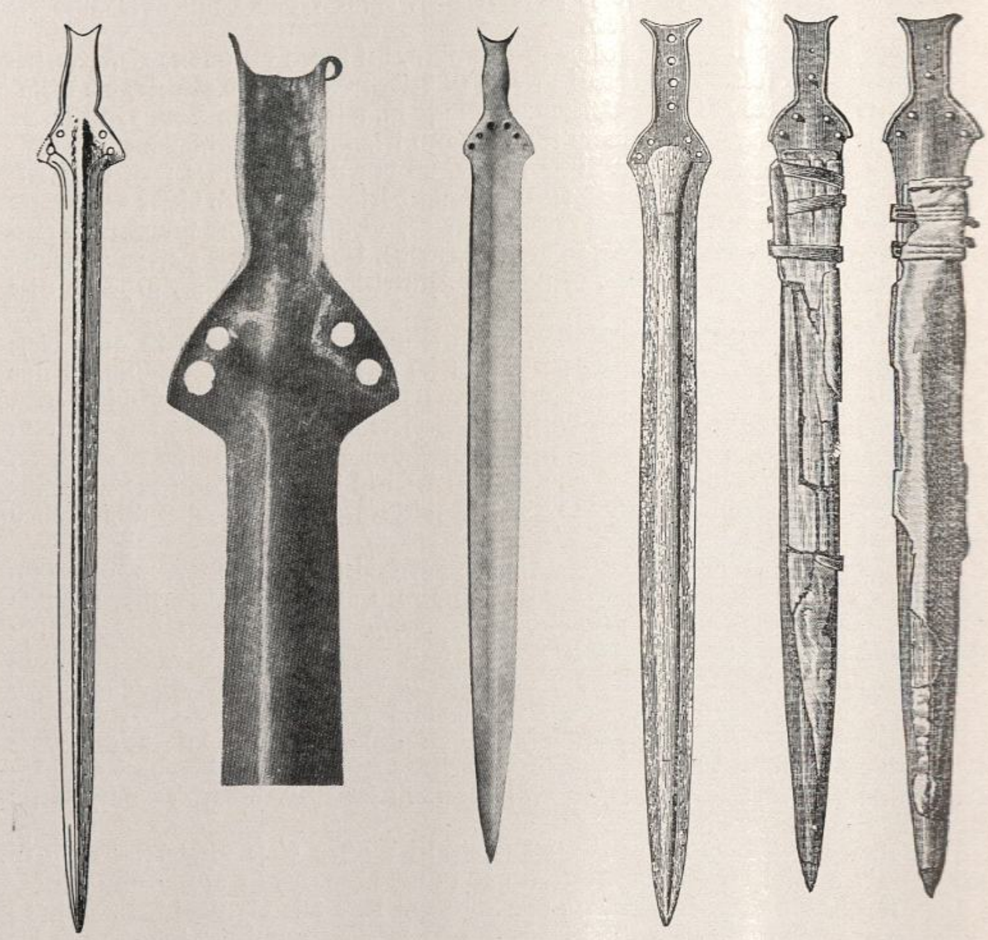


Abb. 282. 1/6. Dahmsdorf, Kr. Breslau, Schlesien. — Abb. 283. 1/2. Kom. Békés, Ungarn. — Periode II b.
Abb. 284. Templin, Mark Brandenburg. — Periode II c
Abb. 285. Mykenä. — Periode III a
Abb. 286. Griffzungenschwerter mit Scheide.

Westküste Kleinasiens und Syriens her über Ägypten wiederholt hereinbrechenden kriegerischen Scharen des „Nordens".

Das erwähnte zweite Schwert aus dem Grabe von Muliana auf Kreta (Abb. 295) war nun ein solches, das zum Typus der Griffzungenschwerter mit oberem Zungenfortsatz gehört, innerhalb dessen es eine Stufe bereits weit vorgeschrittener Entwicklung darstellt, die wir nach mitteleuropäischer Zeitbestimmung schon in die zweite Hälfte der dritten Periode setzen müssen (III b). Denn der

Fund eines noch weiter entwickelten derartigen Schwertes in dem „Fürstengrabe" von Wollmesheim in der Rheinpfalz zeigt neben anderen gleichartigen Einzelfunden solcher Schwerter, daß unser Schwerttypus sogar noch bis in den Anfang der mitteleuropäischen Periode IV hineinreicht. Auch für diese Abart der Griffzungenschwerter hat S. Müller italische Herkunft behauptet, weil — in Dänemark nur ein einziges Stück dieses Typus gefunden worden sei (Abb. 297). Demgegenüber konnte ich ebenso, wie für die Hauptklasse der Griffzungenschwerter den allgemein und rein germanischen, so für diese Nebenklasse wenigstens den norddeutsch-germanischen Ursprung aufdecken. Vertreter der früheren Stufen dieses Typus gibt es nur in Norddeutschland und einmal auch in Schweden (Abb. 289—291), während die späteren Stufen (Abb. 292—297) sowohl hier, wie besonders im südlichen Mitteleuropa und in Italien erscheinen, ein paarmal sogar in Griechenland und auf Kreta (Abb. 295, 296).

Kommen wir zum Schlusse noch einmal auf die chronologische Frage zurück, so haben die Funde aus dem ägäischen Kulturkreise meine Ansicht über das Verhältnis der Perioden II und III in Mittel- und Nordeuropa einerseits, in Italien anderseits durchaus bestätigt. Der Fund aus der Terramare von Tarent (S. 142) im Vergleich mit zahlreichen anderen Funden verweist die zweite Stufe der italischen Sicherheitsnadel (Knotennadel) nebst dem Typus des Peschieradolches und damit die italische Periode III b und ebenso die germanische Periode III a ins 14. Jahrhundert vor Chr. Andere Funde ermöglichen uns, die Entstehung der italischen Sicherheitsnadel dem 15. Jahrhundert vor Chr. zuzuweisen (italisch III a), eben dahin also auch den Zeitabschnitt, worin die zweite Stufe der germanischen Sicherheitsnadel sich entwickelt (germanisch II c). Demnach kann die noch voraufliegende Urstufe der germanischen Sicherheitsnadel und die ihr gleichzeitige germanische Periode II b nur ins 17. Jahrhundert gehören.

Um die Unterschiede ganz klar hervortreten zu lassen, die zwischen Montelius und mir obwalten in der Beurteilung sowohl der relativen wie der absoluten Zeitbestimmung innerhalb der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit und der italischen Bronzezeit, lasse ich hier eine Übersicht über die Periodenteilung und die Jahrhundertbestimmung der Bronzezeit folgen, wie sie von Montelius und wie sie von mir vorgenommen worden sind.

Mit einigem Stolze kann die Wissenschaft der europäischen Vorgeschichte die Höhe und Güte ihrer Ergebnisse auf dem Gebiete der Zeitbestimmung betrachten und wir, die Angehörigen der germanischen Völkergruppe, insonderheit, denn es sind und waren ausschließlich germanische Forscher, die den jetzigen hohen Standpunkt des Wissens erreicht haben. Die Palme gebührt hier ohne Widerrede dem Schweden Oscar Montelius. Die vorstehenden Erörterungen haben zwar gezeigt, daß wir noch nicht ganz an dem Ziele einer für alle Länder Europas gültigen, einer endgültigen Zeitbestimmung der letzten beiden Jahrtausende vor Chr. angelangt sind. Allein was noch dazu fehlt, was noch nicht ganz übereinstimmend beurteilt wird in dem hier zum Urteile berufenen, leider noch verschwindend kleinen Kollegium, das ist gering gegenüber dem, was die letzten Jahrzehnte errungen haben.

Wie war es denn vor nun bald neunzig Jahren, als das Dreiperiodensystem der wissenschaftlichen Welt als wissenschaftliche Erkenntnis zuerst dargereicht wurde? Da wagte man noch nicht, die germanische Bronzezeit über die Epoche der geschichtlichen Überlieferung hinaus in eine zunächst nebelhafte Vorzeit zu verlegen, sondern setzte sie mit dem ersten halben Jahrtausend nach Chr. gleich (oben S. 51). Dieser erste Mißgriff, mit dem die ernste Forschung in Schwerin wie in Kopenhagen einsetzte, wurde alsbald zu einer schweren Schädigung des fortschreitenden

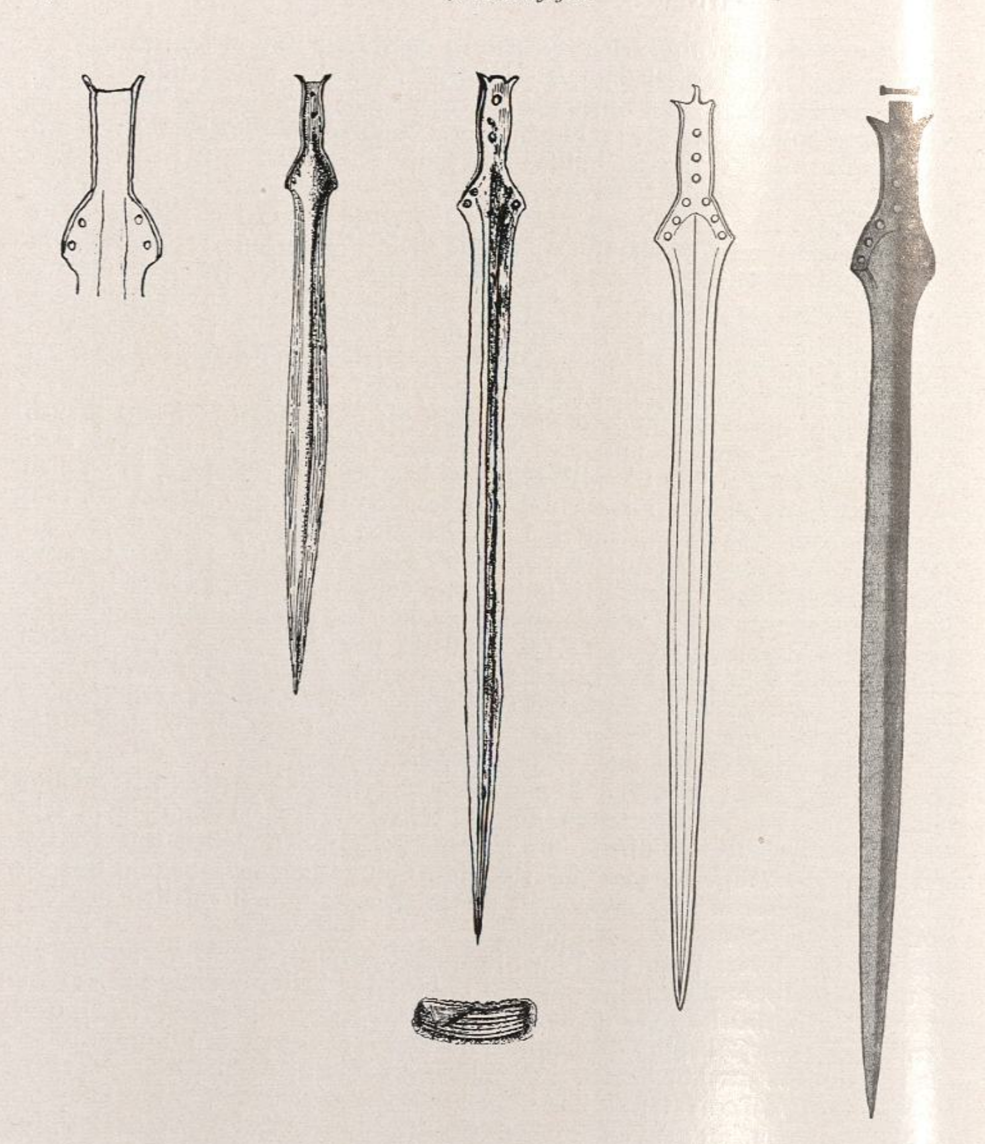


Abb. 287. Lohme, Rügen. Periode II. Hauptklasse der Griffzungenschwerter

Abb. 288. Jütland. Periode III a.

Abb. 289. 1/6. Siems bei Lübeck.

Abb. 290. 1/6. Spandau.

Abb. 291. 1/5. Nerike, Schweden.

Entwicklung des Griffzungenschwertes mit oberem Zungenfortsatz. I.

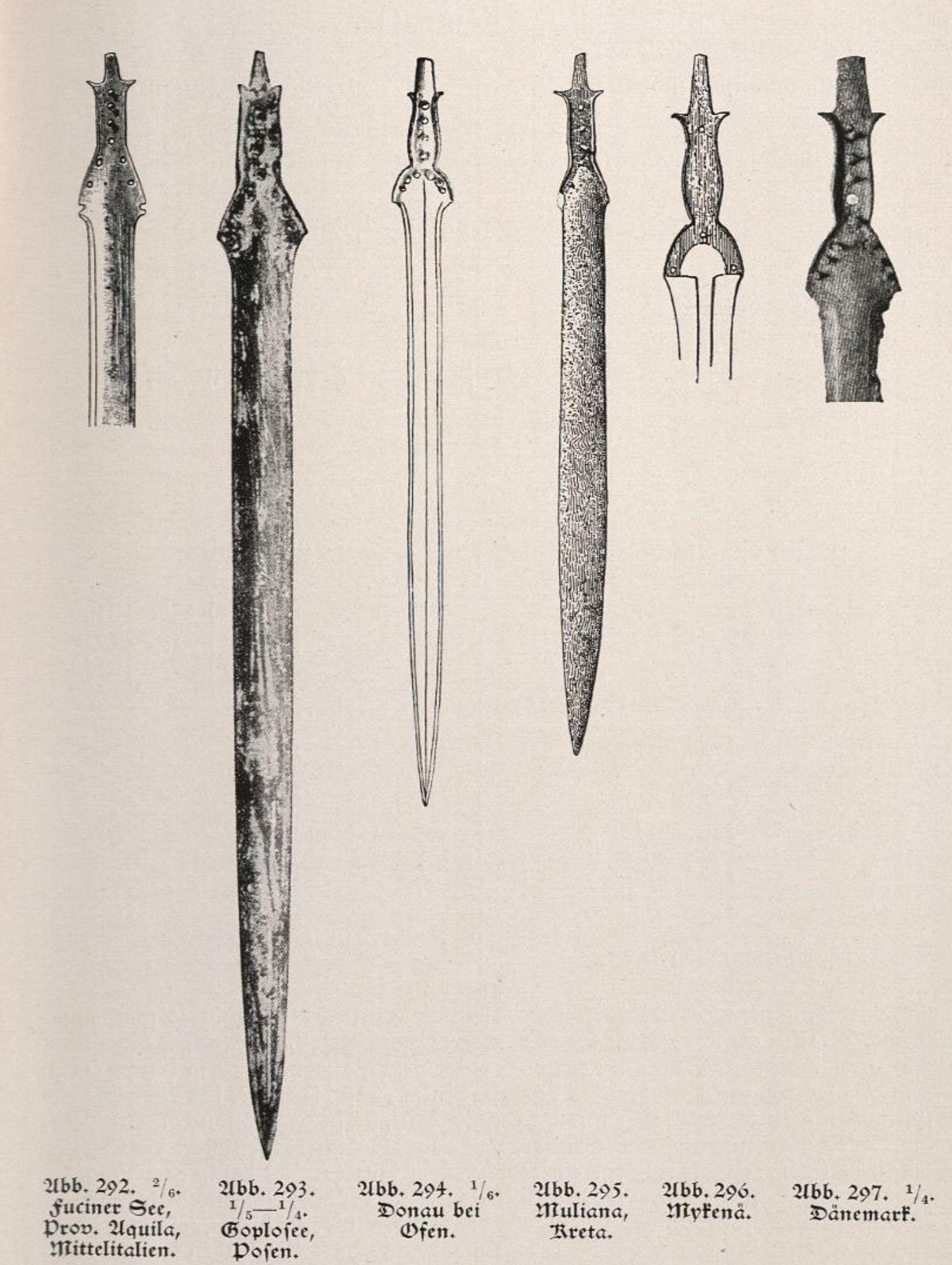


Abb. 292. 2/6. Fuciner See, Prov. Aquila, Mittelitalien.

Abb. 293. 1/5—1/4. Goplosee, Posen.

Abb. 294. 1/6. Donau bei Ofen.

Abb. 295. Muliana, Kreta.

Abb. 296. Mykenä.

Abb. 297. 1/4. Dänemark.

Entwicklung des Griffzungenschwertes mit oberem Zungenfortsatz. II.

I. Nach Montelius.

Germanische Bronzezeit	Italische Bronzezeit
Periode I. 1800—1500	I. 1850—1625
	II. 1625—1500
„ II. 1500—1300	III. 1500—1325
„ III. 1300—1100	IV. 1325—1225
	V. 1225—1125
„ IV. 1100—1000	Früheste Eisenzeit
„ V. 1000—750	
„ VI. 750—600	

II. Nach Kossinna.

Mittel- und Nordeuropa	Oberitalien
Periode I. 2300—1750	I. 2300—1750 a) 2300—2100 b) 2100—1950 c) 1950—1750
„ II a und II b. 1750—1550	II. 1750—1550
„ II c. 1550—1400	III a. 1550—1400
„ III a. 1400—1300	III b. 1400—1300
„ III b. 1300—1150	IV. 1300—1100
„ IV. 1150—1000	V. 1100—1000
„ V. 1000—750	Früheste Eisenzeit: seit 1000
Früheste Eisenzeit: seit 750	

Erkennens, namentlich in Deutschland, denn der deutschen Geschichtsforschung war es doch bekannt genug, daß die Germanen der augusteischen, ja schon der cäsarischen Zeit nicht mehr auf der Stufe einer Bronzekultur standen. Und so wurde die zu späte Ansetzung des Bronzealters der erste Anlaß, daß die Lehre des Dreiperiodensystems in Deutschland jahrzehntelang aufs heftigste bekämpft wurde. In Dänemark hielt man nur aus dem Grunde, daß dort die Hinterlassenschaft des Bronzezeitalters in ihrer Gesamtmasse ein erdrückendes Übergewicht besaß gegenüber der Hinterlassenschaft aus der frühen Eisenzeit, an der verkehrten Ansetzung der Bronzezeit noch jahrzehntelang fest, als die deutsche Vorgeschichtsforschung längst zu verbesserten Ansichten durchgedrungen war. Dehnte doch Worsaae, der Vorgänger S. Müllers als Direktor des dänischen Nationalmuseums, im Jahre 1843 die Dauer der dänischen Bronzezeit gar bis ins 9. Jahrhundert nach Chr. aus! Und noch im Jahre 1865 war er mit dem Ende der Bronzezeit erst bis ins 3. Jahrhundert nach Chr. zurückgegangen. Ja, der Erforscher der berühmten großen Moorfunde der frühen Völkerwanderungszeit in Schleswig und Fünen, der Däne Engelhardt, hegte noch 1878 dieselbe Meinung über das absolute Alter der Bronzezeit und hielt hieran bis zu seinem Tode fest (1881).

Wie anders demgegenüber unser trefflicher Lisch in Schwerin. Mit einer Art seherischer Schauenskraft sprach er schon 1863 auf einer Versammlung von Altertumsforschern seine Meinung dahin aus, daß ein mecklenburgisches Hügelgrab der mittleren Bronzezeit — es war das von Peckatel bei Penzlin — wegen der meerblauen Glasperlen, die es enthielt, in die Zeit um 1000 vor Chr. zu verlegen sei. Es handelte sich um ein Grab der Periode III und somit hat Lisch hier, vor mehr als einem halben Jahrhundert schon, nur um 300 Jahrhunderte zu niedrig gegriffen, genau so wie es Montelius in seinem epochemachenden Werke über die „Zeitbestimmung innerhalb des Bronzealters" 1885 auch noch tat.

Epochemachend war dieses Werk von Montelius für alle Zeiten durch die Mitteilung der einzigen und zugleich unfehlbaren Methode, wie man für die vorgeschichtlichen Zeiten zu einer relativen und weiter zu einer absoluten Zeitbestimmung kommen kann. Außerdem aber durch den Beweis, den es dafür gab, daß sowohl der Beginn der Bronzezeit, wie die einzelnen Perioden, wenigstens der älteren und der mittleren Bronzezeit, in Gesamteuropa ziemlich gleichzeitig eingetreten und verlaufen sein müssen. Den schlagendsten Punkt dieses Beweises bilden die, wenn auch seltenen, doch immerhin für unsere Erkenntnis in genügender Zahl auftretenden Einfuhrstücke aus fremden Kulturgebieten, etwa italische in Skandinavien, norddeutsch-germanische in Frankreich oder in der Schweiz, ungarische in Norddeutschland usw. Stets erscheinen solche Fremdkörper im Auslande in genau derselben Periode, in der ihre brüderlichen Verwandten, die daheim geblieben waren, festgestellt werden konnten.

Nunmehr war der Forschung Weg und Ziel gewiesen, und es bedurfte nur noch des eindringendsten Fleißes im Studium der Kulturen aller Länder nach dem Vorbilde, das Montelius für Skandinavien gegeben hatte, um zu immer umfassenderen, immer genaueren und immer mehr übereinstimmenden Ergebnissen zu kommen, wie wir dies vorher kennengelernt haben[28]).

Mit Bedacht sagte ich soeben, daß die Perioden der älteren und mittleren Bronzezeit in annähernder Übereinstimmung für ganz Europa, immer abgesehen von Griechenland, verlaufen wären. Anders steht es dagegen, wie auch aus der Übersicht der bronzealterlichen Zeitbestimmung (S. 148) zu ersehen ist, mit dem Ausgang der Bronzezeit. Dieser Ausgang der Bronzezeit ist gleichbedeutend mit dem Einsetzen der frühesten Eisenzeit. So werden wir mit der Erörterung dieser Frage passend das nächste Kapitel beginnen.

[28]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 289.

> Ich glaub, der Deutsch' erfreut sich einer größern
> Anlage; der Italier doch hat seine mindre
> In diesem Augenblicke mehr entwickelt.
>
> Hermann, in H. v. Kleists „Hermannsschlacht" (1808).

4. Eisenzeit[29]).

Die Zeit des Aufkommens der Eisentechnik in Europa; früher für Südeuropa weit überschätzt, nunmehr dort als nicht viel älter festgestellt, denn in Mitteleuropa und bei den Germanen. — Die Sicherheitsnadeln oder „Fibeln" der Germanen der römischen Kaiserzeit sind durchaus einheimisch germanische Schöpfungen; West- und Ostgermanen; Klimasturz in der frühen Eisenzeit und Auswanderung der Nordgermanen; Wandalen, Burgunden, Goten; die Gruppen der Fibeln; die sich ablösenden Stilrichtungen. — Germanischer Schmuck zur römischen Kaiserzeit; germanische Tierköpfe der Völkerwanderungszeit; Eroberung Englands. — Germanische Keramik vom Ende der vorrömischen Zeit (Latène-Zeit); Entwicklung des Mäanders. — Germanische Keramik zur römischen Kaiserzeit; Fortbildung des Mäanders bei West- und Ostgermanen. — Germanische Waffen der vorrömischen Zeit und der römischen Kaiserzeit. Vollendete Schmiedekunst der Ostgermanen, besonders der Burgunden (Provinz Posen); verzierte Waffen; Reitkunst; Trinkhorn. — Die Germanen im Urteil anderer Völker. — Germanen auf Bildwerken des Altertums; das Denkmal bei Adamklissi. — Darstellungen anderer Völker auf Bildwerken des Altertums; Adamklissi, klassische Archäologen und Vorgeschichtsforschung.

Jahrzehntelang hatte man in Nordostdeutschland, wo allein man während des größten Teils des 19. Jahrhunderts allen vor- und frühgeschichtlichen Epochen des Landes mit gleicher Liebe und gleichem Ernste ein eindringendes Studium widmete, die großen Urnengräberfelder der Eisenzeit als Hinterlassenschaft der frühmittelalterlichen Wenden aufgefaßt. Es war das ja auch natürlich, solange man die Bronzezeit, die man schon damals richtig, freilich nur zufällig richtig, als germanisch auffaßte, in das erste Halbjahrtausend nach Chr. versetzte. Wiederum war es Lisch, der hier dem eingewurzelten und von ihm selbst nur zu lange gehegten Vorurteile entgegentrat. Im Jahre 1865 erkannte er, daß die vermeintlichen Wendengräber mit der bekannten „Wendenfibel" (Abb. 313, 314) tatsächlich germanische Friedhöfe aus der frührömischen Zeit des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Chr. seien.

Damit mußte die Bronzezeit in ihrer Gesamtheit, also auch mit ihrem Ende, in die Zeit vor Chr. verlegt werden. Diesem Vorgange von Lisch schlossen sich im Jahre 1870 Montelius und auch Worsaae an. Der Norweger Undset hat dann 1880 in seinem weit mehr noch Norddeutschland als Skandinavien gewidmeten Werke über „das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa" den weiteren Schritt getan, die von Hans Hildebrand zuerst erkannte und mit dem Namen des Fundortes La Tène bezeichnete vorrömische Eisenkultur in die letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. zu stellen. Und unser unvergeßlicher Otto Tischler (Abb. 130), der durch seine Reisestudien in ganz Europa die gesamteuropäische Vorgeschichte beherrschte, worin er in Deutschland einzig dastand, erkannte 1881, daß diese Latènekultur nicht nur die beiden letzten, sondern die vier letzten Jahrhunderte vor Chr. umfaßte, daß demgemäß die Schlußperiode der germanischen

[29]) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 289.

Bronzezeit mit der österreichisch-süddeutschen Hallstattperiode zusammenfallen müsse. Diesem Ergebnis Tischlers schloß sich Montelius in seinem epochemachenden Werke von 1885 (S. 132) alsbald an. Seine letzte Periode der germanischen Bronzezeit, die sechste, ließ er nun um 400 vor Chr. endigen. Demgegenüber stellte Kossinna 1902 fest, daß diese Schlußperiode VI germanischer Bronzezeit vielmehr schon eine offenkundige Eisenzeit sei, zum mindesten in Norddeutschland, und rückte gleichzeitig den Beginn dieser Eisenzeit, im Einklang mit den neueren Ergebnissen der Zeitbestimmung im übrigen Mitteleuropa und in Gesamteuropa, bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts vor Chr. hinauf. In seinen letzten Lebensjahren hatte sich auch Montelius, wenigstens was die relative Zeiteinteilung angeht, dieser Ansicht angeschlossen.

Allein trotz alledem wäre nach der bis vor kurzem herrschenden Anschauung für die Germanen und für ganz Mitteleuropa in ihrem Verhältnis zu Südeuropa ein großer Kulturunterschied festzustellen gewesen zwischen dem Beginn der Bronzezeit und dem Beginn der Eisenzeit. Die Bronzezeit zwar setzte, wie man sah, in Mitteleuropa und Südeuropa annähernd zu gleicher Zeit ein; der Beginn einer Eisentechnik und einer darauf gegründeten Kultur sollte es dagegen in Südeuropa, zumal im Küstengebiete des östlichen Mittelmeeres, um viele Jahrhunderte früher einsetzen als in Mitteleuropa. Ja für Ägypten sollte der Unterschied gar Jahrtausende betragen, da man nicht glauben wollte, daß die Pyramiden, deren Entstehung um 2800 vor Chr. beginnt, mit Arbeitsgeräten aus bloßem Stein und weichem Kupfer zustande gebracht wären, zumal auch ein paar verdächtig alte Funde von Eisenstücken, jedoch nicht von eisernen Arbeitsgeräten, in den Pyramiden und anderwärts gemacht worden sein sollten.

Auch diese wissenschaftliche Frage hat sich seitdem bedeutend zugunsten Europas und also auch zugunsten der Germanen verschoben.

Gegenwärtig ist der Stand unserer Kenntnisse folgender:

Wir wissen heute, daß bearbeitetes Eisen auch in Ägypten nicht vor 1200 vor Chr. nachweisbar ist. Erfunden aber ist die Eisentechnik schon im 15. Jahrhundert auf Kreta, wie Überlieferung und Funde erweisen. Eine eigentliche Eisenzeit begann aber auch für Griechenland und Süditalien erst ganz am Schluß der mykenischen Zeit, d. h. um 1200 herum oder am Ende des 13. Jahrhunderts. In Mittelitalien ist dies erst im 11. und in Norditalien erst im 10. Jahrhundert der Fall; in Norditalien bürgert sich aber das Eisen so langsam ein, daß dort auch noch im 9. Jahrhundert Waffen ebensooft aus der altgewohnten Bronze, wie aus dem neumodischen Eisen hergestellt wurden.

Nördlich der Alpen tritt das Eisen, ähnlich wie in Oberitalien, häufiger erst im 10. Jahrhundert auf, doch zunächst nur als Schmuck, dagegen als Stoff für die Waffen erst im 9. Jahrhundert.

Bei den Germanen Norddeutschlands finden wir das Eisen gleichfalls schon im 10. Jahrhundert, also seit Beginn der Bronzezeitperiode V, vielfach als Schmuck und für die Herstellung von Toilettengeräten verwendet, also für Nadeln und Messer, bei Waffen jedoch erst später. Wann das letztere geschah, ist schwer mit Sicherheit festzustellen, da der germanische Begräbnisgebrauch in diesen Jahrhunderten die Beigabe von Waffen durchaus meidet. Leider enthalten auch die Depotfunde der frühesten Eisenzeit niemals Waffen, sondern nur Schmuck und Geräte anderer Art. Wir kennen daher aus dem 8. Jahrhundert so gut wie gar keine germanischen Waffen; ein paar Eisenschwerter dieser Zeit gleichen genau den großen süddeutschen und österreichischen Eisenschwertern vom jüngsten Hallstattcharakter, werden also wohl aus Süddeutschland und Österreich eingeführt worden sein. Damit würde es stimmen, daß unser Wort „Eisen", urgermanisch

*isarna — oder *isarno — gelautet haben muß, ebenso bei den Kelten vorkommt, wo es urzeitlich *isarnon gelautet haben muß. Die Sprachforschung war bis vor kurzem der Meinung, daß das germanische Wort aus dem Keltischen entlehnt sei. Da das erste Eisen bei den Germanen zur Zeit der Bronzeperiode IV—V mehr

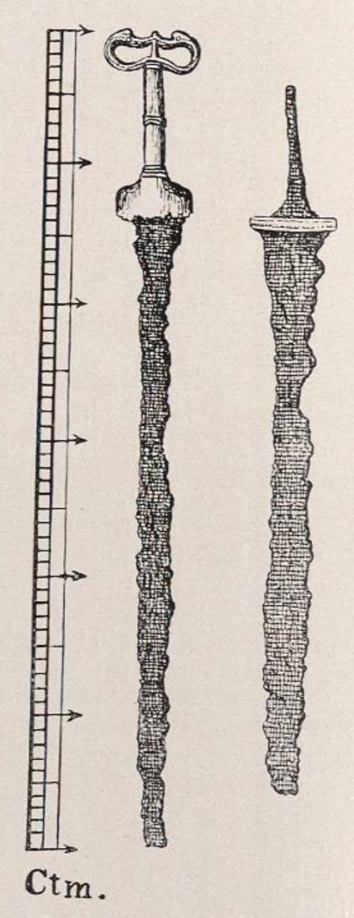


Abb. 298. Billerbeck, Kr. Pyritz, Hinterpommern.
2 Eisenschwerter: das linke mit Bronzegriff, Knauf mit Vogelköpfen, unterer Heftabschluß in ostgermanischer Glockenform; das rechte mit Bronze-Scheidenmündung, wie bei den germanischen Schwertern jüngster Bronzezeit; leider durch Rost sehr zerstört. Gefunden in einem „riesenhaften Steinhügelgrabe" neben einem Skelett (Stubenrauch: Balt. Stud. N. F. VIII, S. 121).

östlich, als westlich der Elbe erscheint, und die Germanen damals überhaupt weit mehr Kulturzusammenhänge mit den Illyriern Ostdeutschlands, als mit den Kelten Westdeutschlands besaßen, so möchte man daraus schließen, daß die Germanen die Kenntnis der Eisengewinnung und des Eisenschmiedens eher von den Illyriern übernommen hätten, als von den Kelten. Leider wissen wir von der Sprache der Illyrier so außerordentlich wenig. Um so eher ist es uns aber gestattet, aus den erwähnten Verhältnissen den Schluß zu ziehen, daß das Wort

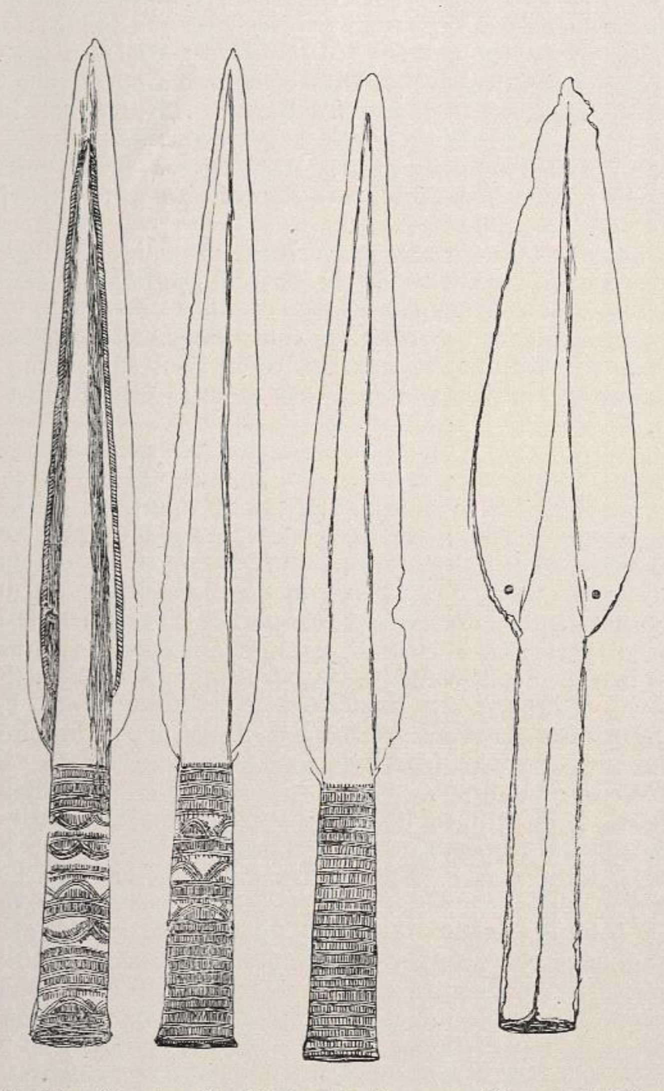


Abb. 299. Breesen, Kr. Köthen-Dessau. a—c Bronze; d Eisen.
Weihefund: Periode V der Bronzezeit. Mus. Dessau.

„Eisen" ursprünglich ein allgemein mitteleuropäisches, den Illyriern, Kelten und Germanen gemeinsames gewesen sei. — Im 7. Jahrhundert treten dann vereinzelt einheimische germanische Eisenwaffen auf (Abb. 298, 299).

Somit haben wir bei den Germanen selbst im Vergleich mit Kreta nur einen Unterschied von fünf Jahrhunderten für den Eintritt einer umfassenden Eisentechnik, mit Oberitalien aber gemessen beträgt dieser Unterschied bei den Germanen nur ein Jahrhundert.

Wenden wir uns nun zur Darstellung des Kulturinhalts der germanischen Eisenzeit, so ist dieser von einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, daß wir hier noch weit weniger als bei der Bronzezeit auf eine auch nur annähernd ausreichende Schilderung auch nur einer einzigen der zahlreichen Perioden der vorrömischen und der sog. römischen Eisenzeit, der Völkerwanderungsepoche und der folgenden frühgeschichtlichen Perioden uns einlassen können. Dazu kommt hier die große Mannigfaltigkeit der gleichzeitigen Schattierungen germanischer Kultur infolge der nun einsetzenden Gewinnung von ganz Mitteleuropa, später von ganz Europa und noch darüber hinaus von Nordafrika für die germanische Herrschaft, für die germanischen Siedlungen und Kulturen.

So müssen wir uns hier auf eine kleine Auswahl einiger Kulturerscheinungen beschränken, die vornehmlich dem letzten vorrömischen Jahrhundert, d. h. dem Ausklang der sog. Latènezeit, und dem sog. römischen Zeitraum, d. h. den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, entnommen werden sollen.

Beginnen wir mit der Sicherheitsnadel, deren hohe Bedeutung für die Darstellung germanischer Kulturverhältnisse wir schon in dem Kapitel „Bronzezeit" kennenlernten.

Nicht völlig gleich, aber ganz ähnlich wie mit den germanischen Sicherheitsnadeln der Bronzezeit, steht es mit den germanischen Sicherheitsnadeln oder Fibeln der römischen Kaiserzeit. Allgemein galten sie einst, wie schon in der Einleitung ausgesprochen wurde, mit allem Hab und Gut der damaligen Germanen für römische, d. h. italisch-römische, nicht etwa provinzialrömische Arbeit. Diese Ansicht vertrat noch vor 50 Jahren der hervorragendste aller deutschen Prähistoriker des vorigen Jahrhunderts, der vorher schon genannte ausgezeichnete Gelehrte Otto Tischler in Königsberg. Später, als man sah, daß die germanischen Fibelarten in Italien vollständig fehlen, meinte man wenigstens, sie stammten von den Römern am Rhein und Donau, die ja eine besondere vom Italischen abweichende Kultur entwickelt haben. Diese provinzialrömischen Kulturen sind also durchaus keine italischen, sondern vielmehr unter römischem Einfluß erfolgte Weiterbildungen der vorrömischen, einheimischen Kulturen der keltischen, rätischen, pannonischen (illyrischen) Völkerschaften. Während nun die Fibeln und Waffen dieser vorrömischen Kulturen vielfach auch in Germanien vorkommen, also dorthin verhandelt worden sind, hört die Übereinstimmung der beiderseitigen Fibeln gänzlich auf, sobald die Rhein- und Donaugebiete unter die Herrschaft der Römer kommen. Die Begründung der römischen Herrschaft in diesen Gegenden, durch die römisches Wesen den Germanen so nahe auf den Leib rückte, bedeutet also für die Germanen keine kulturelle Annäherung an Südeuropa oder an Rom, keine Steigerung des Einfuhrhandels von Süden nach Norden, sondern sie hat vielmehr eine Grenzscheide errichtet, an der die vorher regen Verkehrs- und Handelsverbindungen nunmehr für lange Zeit ziemlich abgeschnitten wurden. Wenigstens gilt das für das Rheingebiet seit Cäsars Auftreten, nicht sogleich für das Donaugebiet Österreichs, wo Einfluß und Macht der Römer erst mehr als ein Jahrhundert später im Grenzgebiet zu wirklicher Herrschaft gelangten. Infolgedessen sehen wir hier noch bis um Chr. Geburt weiter einen gewissen Kulturaustausch der alteinsässigen Bevölkerung mit der germanischen, namentlich mit den Markomannen in Böhmen, obwalten.

Die römische Grenzsperre aber war für die Entwicklung germanischer Art ein Segen. Nunmehr zeigen sich bei allen germanischen Stämmen völlig selbständige Sonderentwicklungen, die zu den schönsten Formen führen. Das Verdienst, nach vieljähriger Forschung, die er ausschließlich diesem Gegenstande zugewandt hatte, den einheimisch-germanischen Ursprung aller Fibelgruppen Germaniens für die

Kaiserzeit endgültig bewiesen zu haben, erwarb sich dann der Schwede Almgren. Keine Spur italisch-römischer Einwirkung weisen diese sauberen, zierlichen, ebenso geschmackvollen als praktischen Zierstücke auf: so lautete das Ergebnis seiner eindringenden Bemühungen.

Eine besonders scharfe Stammesgrenze der Germanen, die Scheide zwischen West- und Ostgermanen, die ungefähr dem Bette der unteren und mittleren Oder und dann der Lausitzer Neiße aufwärts folgt, prägt sich auch in den sehr scharfen allgemeinen Unterschieden aus, die in Bau und Verzierung der Fibeln dieser beiden Hauptstämme herrschen. Kossinna hatte mittlerweile in einer grundlegenden Arbeit nicht nur diese Tatsache, sondern die andauernde kulturelle Sonderstellung der seit dem 8. Jahrhundert vor Chr. nach Ostdeutschland vorgedrungenen ostgermanischen Stämme nachgewiesen, denen gegenüber die seit Beginn der Bronzezeitperiode westlich der Oder eingesessenen Altgermanen nunmehr zu Westgermanen wurden. Die Herkunft der Ostgermanen aus Westoderland und Ostskandinavien und die zu verschiedenen Zeiten erfolgte Einwanderung ihrer einzelnen Stämme in Hinterpommern und ins untere linksseitige Weichselgebiet und ihre weitere südliche Ausbreitung hatte Kossinna schon ein Jahrzehnt früher aufgedeckt. Diese wissenschaftliche Errungenschaft war so folgenreich, daß zum besseren Verständnis dieses Kapitels kurz hierauf eingegangen werden muß. Und wie für Kossinnas Erkenntnis der Einwanderung der Altgermanen der alten Bronzezeit aus Südwestskandinavien und Dänemark nach Nordwestdeutschland das Anderlinger Grab als merkwürdige Bestätigung der bisherigen Beweise sich einstellte, hat sich Ähnliches auch für Kossinnas Ansicht über die früheisenzeitliche Einwanderung der Ostgermanen aus Südostskandinavien nach Nordostdeutschland neuerdings zugetragen.

Am Schluß der Periode V der Bronzezeit, also um 750 vor Chr., hatten die Altgermanen an ihrem Ostflügel in Hinterpommern gegenüber den ostdeutschen Illyriern so viel Gebiet gewonnen, daß ihre nunmehrige ostelbische Südgrenze folgendermaßen verlief: vom Einfluß der Mulde in die Elbe nahe bei Dessau in einer nordostwärts ausgebogenen Linie nach Berlin, weiter über Bernau, Oderberg, von hier am rechten Oderufer ein wenig aufwärts bis Güstebiese, dann ostwärts nach Soldin und Arnswalde, bis sie die Netze nahe bei Scharnikau in der Provinz Posen trifft, nun nordwärts nach Schneidemühl und weiter ostwärts, bis sie bei Graudenz die Weichsel überschreitet und nun nordwärts längs Nogat und Frischem Haff bis zum Samland läuft.

Nachdem so die Weichselmündung in die Hände der Altgermanen gekommen war, machten sie sie zum Stapelplatz für den samländischen Bernstein, der nach Ablauf der Frühperiode der Bronzezeit dem Welthandel entfremdet worden war. Denn seit dem Ende der Periode II der Bronzezeit wurde an der unteren Weichsel, wie im westlichen Samlande (Kr. Fischhausen) und im Küstengebiete des Kurischen Haffes durchaus der illyrische Einfluß herrschend, der zu Lande keinen weiten Weg hierher hatte, während der auf den Seeweg von Vorpommern her angewiesene germanische Einfluß weit schwächer blieb. Bei den Illyriern ist um diese Zeit der Bernsteinschmuck noch nicht (oder nicht mehr) geschätzt worden. In Periode V der Bronzezeit wird der nun von Danzig her sehr nahe gerückte altgermanische Kultur- und Bevölkerungseinstrom im westlichen Samland schon recht merkbar: der illyrische Einfluß ist von nun an hier ausgeschaltet.

Ungemein stark wird der germanische Einfluß im Küstengebiet des Frischen Haffes und des westlichen Samlandes aber erst, nachdem die in der früheren Eisenzeit neu eingewanderten Nordgermanen Westpreußens und Hinterpommerns mit der älteren (west-)germanischen Bevölkerung dieses Gebiets zu dem einheitlich

ostgermanischen Volke der **Wandilier** verschmolzen waren und eine in vielen Stücken für sich stehende Abart germanischer Kultur geschaffen hatten[30].

Die Altgermanen hatten seit dem Ausgange der Bronzezeit die von ihnen gewonnene Weichselmündung nämlich auch zum Mittelpunkt für den Verkehr nach dem östlichen Skandinavien gemacht, der bis dahin für ganz Skandinavien von der Odermündung ausging. So war der Blick der Ostskandinavier auf das Weichselgebiet gelenkt worden.

Im 8. Jahrhundert vor Chr. brachen nordgermanische Scharen in zuerst geringer, später sich verstärkender Zahl bei Danzig in das äußerste östliche Grenzgebiet der Alt- oder Westgermanen ein. Sie besetzten nicht nur den westgermanischen Osten in Westpreußen und im östlichen Hinterpommern bis zur Rega und weiter südlich bis Deutsch-Krone und Filehne an der Netze, wo sie sich als Herrenschicht über die westgermanische Grundbevölkerung lagerten, sondern machten das gleiche mit der illyrischen Bevölkerung des südlichen Westpreußens, östlich der Weichsel, später auch in Südposen, sowie in einem schmäleren Strich des angrenzenden Mittel- und Niederschlesiens, an beiden Ufern der Oder von Kr. Grünberg aufwärts bis Kr. Ohlau links und Kr. Namslau rechts des Stroms, ja noch in den oberschlesischen Kr. Oppeln hinein. Ihre Westgrenze verläuft hier von Filehne an der Netze über Birnbaum an der Warthe, Bentschen, Wollstein, Grünberg, Sprottau, Glogau, Steinau, Liegnitz, Breslau, Ohlau, dann ostwärts über Namslau nach Kempen in Posen. Eine noch spätere Ausdehnung erstreckt sich über fast das ganze Kongreßpolen und reicht hier östlich der Weichsel bis nahe an den ganzen Verlauf des Bugs heran, dem sie aufwärts bis an seine Quelle nach Ostgalizien hinein folgt. Die östliche Ausbreitung setzt sich auch in Ostpreußen fort, wo die Wandilier bis zu einer Linie vordringen, die durch die Kreise Neidenburg, Osterode, Allenstein, Rössel, Friedland, Pr. Eylau nach der Pregelmündung verläuft. Die von ihnen neugeschaffene ostgermanische Kultur dringt nun, wie vorher bemerkt, in starkem Maße nach den genannten Gebieten Ostpreußens hinüber. Wenigstens ist das der Fall, was die Bronzeindustrie anlangt; in den Kreisen Pr. Holland und Braunsberg, sowie an der West- und Nordküste des Samlands läßt sich aber auch die sehr eigenartige ostgermanische Keramik der frühesten Eisenzeit nachweisen.

Die Charakterform dieser Keramik ist die **Gesichtsurne** (Abb. 300—302), die sich durch eine Reihe von Jahrhunderten als solche hält. Ich habe schon im Jahre 1900 gezeigt, daß wie im Harzgebiet Haus- und Gesichtsurnen eng verbundene Erscheinungen der frühesten Eisenzeit sind, so auch die sog. pomerellischen Gesichtsurnen in engem Zusammenhange mit den ihnen nächstgelegenen Hausurnen zu betrachten sind. Diese kennen wir aber aus Bornholm, Schonen, Östergötland und Gotland; weiter weg sind nordische Hausurnen noch aus Jütland bekannt. Es war für mich eine Bestätigung meiner Anschauung, als neuerdings innerhalb der wandilischen Kultur mit ihren Steinplattenkisten und Gesichtsurnen im östlichen hinterpommerschen Kreise, Lauenburg, auch einige Hausurnen zutage kamen (Abb. 303, 304), allerdings mit Firstdach und nicht mit Runddach, Rauchloch und Falzdeckelverschluß, wie diejenigen nordischen Hausurnen, denen die Gesichtsurnen mit ihren Falzdeckeln so nahestehen (Abb. 300 bis 309). Am nächsten kommen die Gesichtsurnen in ihrem gewöhnlichen Typus (Abb. 300) den jütländischen Hausurnen (Abb. 307—309), nicht bloß durch die Falzdeckel, sondern auch im Körperbau. Falz- oder Stöpseldeckel und übergreifende Mützendeckel kommen nun auch bei gewöhnlichen Urnen häufig auf

30) Siehe Anhang „Anmerkungen" S. 290.



Abb. 300. 1/6. Witoslaw, Kr. Wirsitz, Nordposen.



Abb. 301. 1/6. Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirsitz, Nordposen.
(Aus Mannus-Bibl. 2.)



Abb. 302. Gesichtsurnen aus Steinkistengräbern, Kr. Lauenburg, Pommern.
(Landesmuseum Stettin. Phot. Dr. H. Bauer-Degenhart.)

Bornholm, Möen und in Jütland vor. Es gibt aber auch Hausurnen von annähernder Kugelgestalt, ähnelnd dem zweiten seltenen Typus der Gesichtsurnen (Abb. 301).

Nun kann ja eine solche Zuwanderung, wie sie zu der Bildung der wandilischen Ostgermanen notwendig war, kaum von einem einzigen Gebiete ausgegangen sein, sondern muß wohl von mehreren mehr oder minder benachbarten und verwandten Stämmen vollzogen worden sein. Ich nannte schon das südliche und östliche Schweden, Gotland, Bornholm und Jütland. Darum werden wir auch



Abb. 303. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Pommern. Pfahlhausurne A. (Landesmuseum Stettin. Phot. Dr. H. Bauer-Degenhart.) Nachahmung eines Speicherbaues.

nur schwer dazu kommen, aus den Gerätformen und dem Grabritus des von der See aus neubesiedelten großen Gebietes der Ostgermanen genauere Aufschlüsse über die Herkunft der einzelnen Teile der neuen Bevölkerung zu gewinnen, zumal es Jahrhunderte gedauert hat, bis diese Einwanderung sich vollzog und eine andauernde, enge Verschmelzung mit der Kultur der Grundbevölkerung stattfand. Leuchten doch die Spuren westgermanischer Kultur und im Süden des Gebietes sogar illyrischer Kultur noch lange durch die neugeschaffene ostgermanische Decke hindurch.

Auffällig ist aber doch, daß der führende Stamm, also auch die herrschende Königsfamilie — und bei großen Eroberungsauswanderungen entsteht bei Germanen regelmäßig ein Heerkönigtum — den Namen Wandilier trägt, was an die Bewohner von Wendsyssel in Nordjütland, die in angelsächsischem Munde später Wendle genannt wurden, doch auffallend erinnert. Schon vor zwanzig Jahren habe ich diesen Einklang der Namen mit der ersten Entstehung der Ostgermanen in Verbindung gebracht, später aber diese an sich völlig gesicherte Beziehung für diese frühe Zeit fallen lassen. Diese Frage ist noch ungeklärt.

Fragten wir bisher aber, was wir denn als besondere Ursache für diese auffallende Auswanderung der Nordgermanen aus Skandinavien und ihre Ausbreitung nach Ostdeutschland erkennen können, so konnten wir darauf keine Antwort geben, sondern mußten uns mit dem Hinweis auf das in längeren oder kürzeren Pausen sich ständig wiederholende Ausschwärmen des stets in Überfülle nachwachsenden jungen Lenzes der Skandinavier Genüge sein lassen.

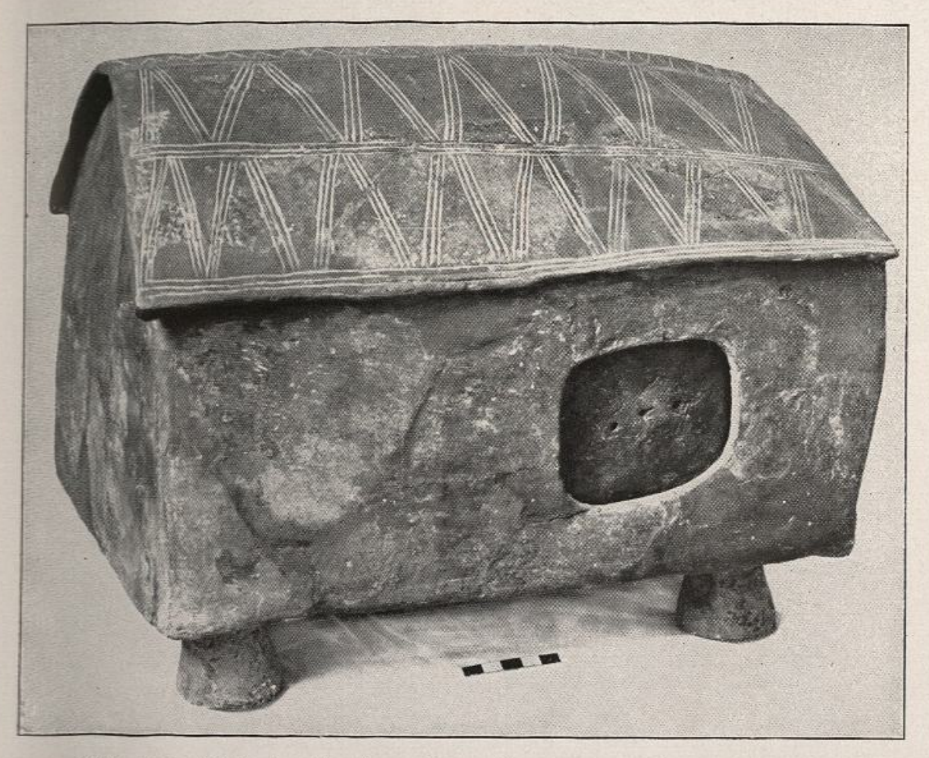


Abb. 304. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Pommern. Pfahlhausurne B. (Phot. Landesmuseum Stettin.)

Neuerdings hat hier aber die Geologie und die vorgeschichtliche Botanik im Verein mit der Siedlungsarchäologie die Sache geklärt und zugleich die erwünschte vollkommen unabhängig von mir gewonnene Bestätigung meiner Ansicht gebracht.

Des schwedischen Geologen Sernander Erforschung der skandinavischen und teilweise auch der norddeutschen Torfmoore hat zu dem Ergebnis geführt (Abb. 310), daß während des Rückgangs der nacheiszeitlichen Gletscher in Schweden ein südgrönländisches Klima geherrscht habe, während des nun folgenden älteren Teiles der frühneolithischen Zeit, d. h. während der sog. Ancylusperiode der Ostsee aber ein trocken und warmes (boreales) Klima. Mit dem jüngeren Teile der frühneolithischen Zeit, der sog. Litorinaperiode der Ostsee, etwa um 6000 vor Chr., habe eine Wärmeperiode eingesetzt, die an Stärke der Wärme stets zugenommen habe, bis zum Ausgang der Bronzezeit um 750 vor Chr. Durch zufällige Funde von Altertümern in den schwedischen Torfmooren ist eine

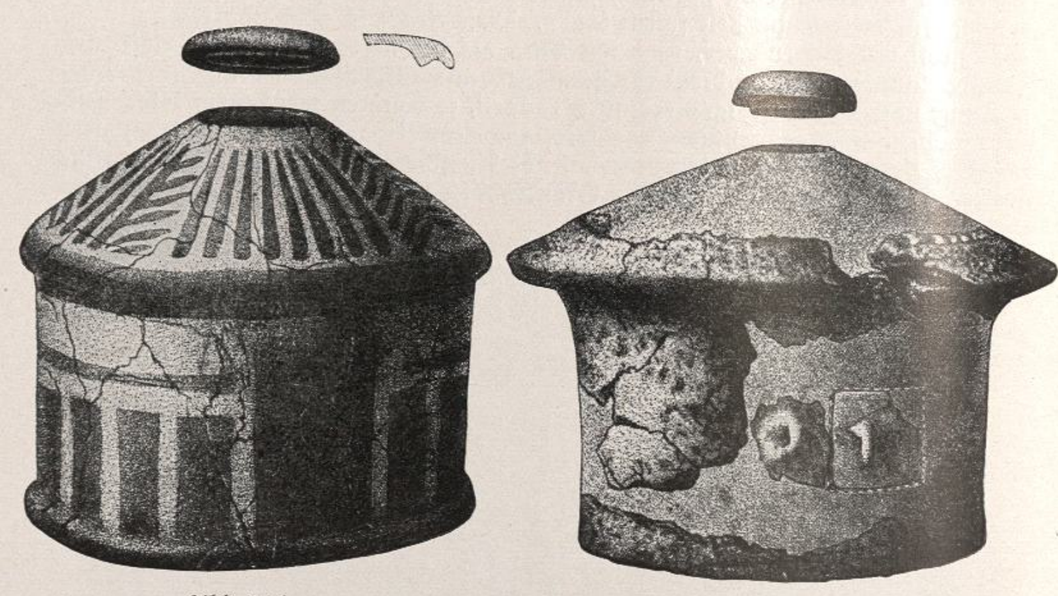


Abb. 305. Abb. 306.
Schwedische Hausurnen aus Schonen und Kalmar.

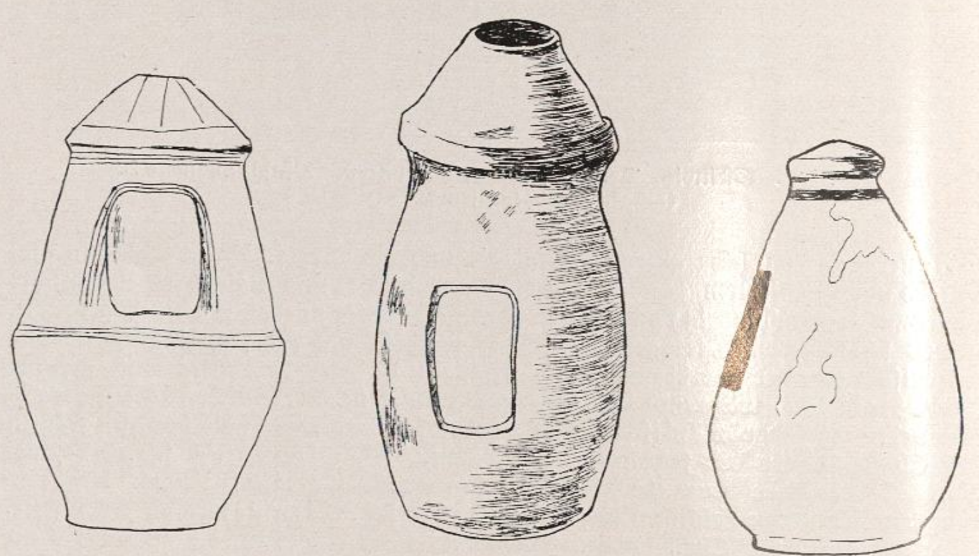


Abb. 307—309. Jütländische Hausurnen.
(Abb. 307—309 nach Schulz-Minden, Das germanische Haus. Mannus-Bibl. 11.)

Gleichsetzung von archäologischen Perioden mit Torfmoorschichten ermöglicht worden. Dadurch ergab sich, daß ein mildes (subatlantisches) See-Klima bis zum Ende der Dolmenzeit (vgl. oben S. 16, Tabelle I) gedauert hat und daß von da ab durch die zweite Hälfte der spätneolithischen Zeit und durch die ganze Bronzezeit eine trockene (subboreale) Wärmezeit anhielt, die etwa dem Klima des mittelrussischen Ackergebietes entsprach, nur daß sie wohl noch wärmer war, mit etwa 2° C höherer Jahrestemperatur als heute in Schweden. Während der frühen Eisenzeit, also seit dem 7. Jahrhundert vor Chr., vollzog sich nun allmählich ein völliger Klimawechsel, der zu einem feuchten und kalten Wetter führte, einem wahren „Fimbulwinter". Die Nordgrenze der Kiefer, der Hasel- und der Wassernuß rückte nun um drei Breitengrade weiter nach Süden zurück. Der bisher übliche Bau des Weizens erhielt in Schweden, wie in Finnland jetzt seinen Todesstoß; Hirse, früher weit nach Norden hin angebaut, gedieh nun nur noch an der Südspitze Schwedens, in Schonen.

Bei der Gelegenheit sei eingefügt, daß im Küstengebiet von Kolberg bis Elbing im 2. Jahrhundert vor Chr. der Stamm der Rugier auftaucht, die nicht zu trennen sind von den Rugiern Norwegens. Ihr Name bezeichnet sie spöttisch als die „Roggenesser"; die norddeutschen Germanen müssen diese Getreideart damals also neben ihrem Weizen und ihrer Gerste noch nicht sonderlich geachtet haben. In Norwegen war man aber durch den Klimasturz gezwungen worden, zum Roggenbau überzugehen.

Solch eine Verschlechterung der Lebensbedingungen eines Ackerbauvolks, wie es die Germanen auch in Schweden von jeher waren, mußte notwendig zu Verschiebungen der Bevölkerung in südlicher Richtung führen, also nach Mitteleuropa, wo der natürlich ebenso eingetretene Klimasturz sich nicht mehr in so empfindlicher Weise bemerkbar machte, wie in der nordischen Randzone des Klimawechsels. Daher die Geneigtheit zu Auswanderungen gleich über die Breite der Ostsee hinweg nach Norddeutschland.

Wie Nordostdeutschland in der frühen Eisenzeit offenkundig überseeische, nordische Einwanderung aufweist, so zeigt umgekehrt Schweden, und in seinen bescheidenen Verhältnissen auch Finnland, stärkste Entleerung des Landes. Und

ANCYLUS-ZEIT
LITORINA-ZEIT
BOREAL
ATLANTISCH
SUBBOREAL
SUBATLANTISCH
MAXIMUM DES LITORINAMEERES
KJÖKKENMÖDDINGEN
DOLMENZEIT
GANGGRÄBER
BRONZEZEIT
EISEN-ZEIT
HISTORISCHE ZEIT
DIE POSTGLAZIALE KLIMAVERSCHLECHTERUNG
TEMPERATUR DER JETZIGEN VEGETATIONS-PERIODEN
NACH R. SERNANDER
NACH GUNNAR ANDERSSON

Abb. 310. Klimawechsel in Nordeuropa seit dem Ende der Eiszeit. (Kossinna: Mannus IV, S. 418.)

zwar nimmt nach der Anzahl der Funde der verschiedenen Perioden und Jahrhunderte die Entvölkerung mit jeder folgenden Periode zu, so daß die schon so dünn gewordene Bevölkerung bald kaum noch nennenswerte Mengen an Nordostdeutschland abzugeben vermag. So ging es, bis im 3. Jahrhundert vor Chr. wieder ein langsames Erstarken der skandinavischen Bevölkerung begann. Das Land war aber doch noch nicht fähig, die wieder anwachsende Bevölkerung festzuhalten.

Darum fanden nun bald neue Kraterausbrüche aus dem zu eng umschlossenen Bereiche statt. Zu Ende des 2. Jahrhunderts wird Bornholm der Brückenpfeiler, von wo aus eine große Volksmenge Skandinaviens nach dem westlichen Hinterpommern, etwa zwischen Oder und Persante, übertritt; hier war ja das Gebiet von Oder bis Rega noch westgermanisch geblieben, von Rega bis Persante aber längst wandilisch-ostgermanisch geworden. Die neuen Eindringlinge waren sicher nicht durchweg nur Bornholmer, sondern kamen auch aus dem benachbarten Schweden; allein die Bornholmer als die nächstliegende Stammesgruppe hatten die Führung und gaben dem neuen Stamme den Namen „*Burgunden*“. Das besonders Charakteristische ihrer Kultur, neben der Gesamtheit der Waffen- und Gerätformen, ist ihre Bestattungsart. In der Bronzezeit wurden die Knochenreste des Verbrannten vom Scheiterhaufen fein säuberlich gesammelt, gewaschen und in der Urne wohlverwahrt; seit Beginn der Eisenzeit wurden die Beigaben mit auf den Scheiterhaufen gelegt und in verschlacktem Zustande der Urne beigegeben. Nunmehr bringen die Burgunden den Brauch mit, den gesamten Rückstand des Leichenbrands, die ungereinigten Knochenreste nebst den im Feuer zerstörten Beigaben, dazu noch die Asche und die Kohlen, entweder über und um eine Urne auszuschütten, das sind die Brandschüttungsgräber — oder in einer sackartigen Umhüllung in eine Grube zu legen, das sind die Brandgrubengräber. Diese Art des Begräbnisses hatte sich im Laufe vieler Jahrhunderte aus dem südlichen Ostalpengebiet nordwärts zu den östlichen Grenzstämmen der Westgermanen verbreitet, war dann am *westlichen* Ufer der Oder bis zur Odermündung vorgedrungen und im dritten Jahrhundert vor Chr. nach Bornholm gekommen. Hier wurde sie vollkommen alleinherrschend, während sie bei den Wandiliern Ostdeutschlands ganz unbekannt geblieben war. So sehen wir schon in dem Zuge dieses Grabbrauchs einen der vielen Beweise für die Übersiedlung der Burgunden nach Hinterpommern zu Ende des 2. Jahrhunderts vor Chr.

Den Burgunden folgen alsbald zu Ende des 1. Jahrhunderts vor Chr. die *Goten* und andere Schwedenstämme, die sich gotischer Führung anschließen. Die Goten können nicht früher als in der genannten Zeit an die Weichsel übergesiedelt sein, weil gerade gegen Chr. Geburt und besonders im 1. Jahrhundert nach Chr. die vorher schon wieder stärker angewachsene Bevölkerung Südschwedens plötzlich erneute stärkste Abnahme zeigt, die erst im 2. Jahrhundert kräftiger Verdichtung weicht*). Diese Stämme besetzen das Weichselmündungsgebiet, verdrängen die Rugier von hier und aus dem östlichen Hinterpommern und dehnen sich ebenso nach dem Weichselknie aus, hier über eine vorher bereits burgundisch gewordene Unterschicht der Bevölkerung.

Mannigfache enge gegenseitige Berührungen dieses frühgotischen Gebiets, das am linken Weichselufer aufwärts bis nach Posen reicht, mit Gotland, Öland und

*) Diese Siedlungsänderungen zeigen sich so nur im Götalande (Öster- wie Westergötaland), während auf Gotland umgekehrt das 1. Jahrhundert *vor* Chr. schwache Besiedlung und gerade das 1. Jahrhundert *nach* Chr. stärkste Verdichtung der Bevölkerung aufweist. Auch die Übereinstimmung der Begräbnisarten erweist nur Götaland, nicht auch Gotland, als Gotenheimat.

Ostschweden überhaupt, daneben der Mangel solcher nächster Berührungen mit Bornholm und seinem ein wenig anders schattierten Formenkreis, sichern die Einwanderung von Ostschweden ins Weichselgebiet.

Als völlig selbständigen Kulturkreis, also als freies, sich selbst bestimmendes Volk, erweist sich diese gotische Bevölkerung, sobald sie um Chr. Geburt herum ihren ganz selbständigen Grabritus einführt, die Körperbestattung. Sie tun das im Verein wiederum mit der gesamten süd- und ostschwedischen Bevölkerung: diesseit wie jenseit der Ostsee wird nun neben althergebrachtem Leichenbrand brandlose Beisetzung, oft innerhalb einer Steinsetzung, überwiegender Brauch. Es ist keine Frage, daß um diese Zeit starke neue Zuzüge ostschwedischer Stämme an die Weichselmündung gelangen und die in den vorangegangenen Jahrzehnten dort bereits angesammelte Gotenbevölkerung wesentlich verstärken*). Die ersten Goten vom Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts eroberten sich die Landung an der Weichselmündung unter ihrem Könige Berik und seitdem hieß diese Stelle Gotisk-andza, was ursprünglich Gutisk andja „Gotisch End“ lautete. Der zweite Schub gotischer Ankömmlinge erhielt den Namen Gepiden. Der erste Zusammenstoß der Goten mit der ostgermanischen Vorbevölkerung hatte sich gegen die Rugen gerichtet; nun galt es, die Wandalen zurückzuschlagen, während der gepidische Teilstamm der Goten die Burgunden warf: alles geschichtliche Nachrichten des Jordanes, der selbst Gote war.

Burgunden und Goten hatten also die alte weitausgedehnte wandilische oder jetzt „wandalisch“ genannte Bevölkerung durch die Eroberung von Hinterpommern und Westpreußen derart zerteilt, daß der Hauptstamm der Wandalen seit Chr. Geburt in Schlesien und Südposen nordwärts bis zur Warthe saß, daneben ein nur noch recht schwacher Nordostflügel aus dem südöstlichen Westpreußen ostwärts ins südwestliche Ostpreußen und angrenzende Polen abgedrängt worden war. Der Druck der Burgunden hatte die Wandalen schon um 100 vor Chr. veranlaßt, ihr Kolonialgebiet in Kongreßpolen über den gesamten Buglauf ostwärts auszudehnen, außerdem West- und Mittelgalizien und das südliche Ostgalizien neu zu gewinnen, wo die einschlägigen Funde sogar *über* die podolische Grenze gehen. Auch das bekannte Urnengräberfeld des letzten Jahrhunderts vor Chr. zu Sarubinetz im Gouvernement Kiew hat ostgermanischen Charakter, wenn auch eine bestimmte Anknüpfung seines Kulturinhalts an einen örtlich umgrenzten Kulturkreis Ostdeutschlands kaum angängig erscheint. Für germanisch wird es um so eher anzusehen sein, als sich in der Kiewer Gegend auch einige der

*) Man hatte neuerdings auch die Beweiskraft dieser Schlußfolgerung bestreiten wollen, im Hinblick darauf, daß auch bei Westgermanen, und zwar in Böhmen, im 1. Jahrhundert nach Chr. mehrfach Körperbestattungen (freilich verschwindend an Zahl gegen die Masse der gleichzeitigen Urnengräber in Böhmen!) auftreten, und gemeint, diese Erscheinung erfordere also eine viel allgemeinere Erklärung. Es handelt sich aber bei den völkischen und Siedlungsfragen in der Vorgeschichte zunächst gar nicht um die „Erklärung“ einer Erscheinung, sondern um die Feststellung, in welchem Zusammenhang sie auftritt und welche Gebiete sie besonders kennzeichnet. *Weshalb* die südschwedische, götaländische Bevölkerung plötzlich zur Körperbestattung übergeht, ist zunächst gleichgültig. Wenn sie es aber tut und die neue Sitte andauernd beibehält, von allen Ostgermanen Ostdeutschlands aber nur die Schweden zunächst gelegenen Goten des Weichselmündungsgebiets diese Sitte der überwiegenden Körperbestattung gleichzeitig mitmachen, so ist eine völkische Verbindung und ein Bevölkerungsaustausch zwischen diesen beiden Gebieten nicht zu verkennen. — Wir nehmen ja jetzt an, daß die Sitte der Körperbestattung von den keltischen Bojern Nordböhmens um Chr. Geb. durch die Markomannen, wenn auch nur selten, übernommen wurde und von hier zu den schlesischen Silingen gelangte. Bei diesen findet sich die Sitte zwar häufiger, aber ausschließlich auf das 1. Jahrhundert nach Chr. beschränkt. An der Weichselmündung dagegen bleibt die überwiegende Körperbestattung wie in Schweden eine dauernde Sitte und wird dadurch zu einer völkischen Eigenheit.

charakteristischen ostgermanischen kronenartigen Scharnierhalsringe gefunden haben, ein Typus, von dem wir einen Vertreter auch als östlichsten ostgermanischen Fund in Ostgalizien zu verzeichnen haben.

In Südrußland können wir die vorrömischen rein germanischen Funde kaum auf einen anderen Stamm beziehen, als auf die Basternen. Die genannten Funde aus dem letzten Jahrhundert vor Chr. genügen freilich den Wünschen des Geschichtsschreibers, zu dem der Archäologe bei Völkerfragen oft werden muß, durchaus noch nicht, denn aus den Berichten der Alten, insonderheit des römischen Geschichtsschreibers Trogus Pompejus, wissen wir, daß die Basternen bereits um 240 vor Chr. am Schwarzen Meere und an der Donaumündung die griechische Welt beunruhigten.

Wir werden uns später mit diesem geschichtlich bedeutsamen germanischen Stamme noch eingehender zu beschäftigen haben.

Für die römische Kaiserzeit, die im folgenden unsere besondere Teilnahme in Anspruch nehmen wird, war also die Verteilung der Ostgermanen in Ostdeutschland so, daß Wandalen in Schlesien und Südposen sitzen, Burgunden in Nordposen, im östlichen Teile der Neumark und dem brandenburgischen Kreise Sternberg, seit Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. auch in der Niederlausitz und nördlich davon in ganz Brandenburg nach Westen hin bis zum Berliner Längengrad, gutonische Stämme aber in Westpreußen, fast ganz Hinterpommern, seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. auch im ostpreußischen Samlande und in Natangen. Diese ostpreußischen „Ost"-Goten sind es, die um 170 nach Chr. den großen Abmarsch der Ostgermanen nach Südosteuropa eröffnen, während der gepidische Stamm, im ganzen westpreußischen Weichselgebiet angesessen, erst 250 nach Siebenbürgen zu folgte, nachdem er bei seinem Aufbruch durch scharfe Zusammenstöße mit den Burgunden auch diese in Bewegung gesetzt hatte. Vor den Gepiden und schon gleichzeitig mit den Goten waren um 170 die Wandalen über das Gebirge nach Nordungarn hineingebrochen.

Alle diese Stämme der Ostgermanen haben sowohl in Grabritus, als im Formenschatz ihres Schmuckes, ihrer Waffen und Geräte charakteristische Sondereigenheiten.

Ich werde nunmehr einige Gruppen von Fibeln, teils aus den beiden ersten Jahrhunderten, teils aus dem dritten und dem beginnenden vierten Jahrhundert nach Chr., vorführen.

Man unterscheidet bei den Fibeln den eigentlichen Körper, der ein senkrecht oder annähernd senkrecht stehender, rundstabiger oder bandförmiger Bügel ist und oben seinen Kopf, unten seinen Fuß hat; ferner die aus dem Kopfe des Bügels rückwärts hervortretende und quer zu ihm, auf beiden Seiten des Kopfes (und zwar zuerst von der Mitte aus nach links, dann vom linken Außenende zum rechten Außenende überspringend und von hier aus nach innen zur Mitte zurückkehrend) laufende drahtförmige Spiralrolle, die Quelle der Federkraft für die Nadel; weiter eine vom linken Außenende der Spiralrolle quer über den Kopf zum rechten Außenende der Spiralrolle laufende Drahtfortsetzung, durch welche die beiden Hälften der Spiralrolle zusammengehalten werden, die sog. „Sehne"; weiter den aus dem Bügelkopf nach vorn heraustretenden „Sehnenhaken", durch den wiederum die Sehne festgehalten wird; weiter die rückwärts aus dem Spiralrollenende sich abwärts fortsetzende Nadel; endlich die am Fuße des Bügels rückwärts angebrachte Nadelrast oder den Nadelhalter.

Wir betrachten zunächst die Gruppe der Fibeln, deren bandförmiger Bügel sich dadurch auszeichnet, daß er am Kopfe vor der Spiralrolle zu beiden Seiten in halbkreisförmig gebogene lappenartige Bleche übergeht, die wie eine Kappe an

die Spiralrolle sich anlegen, um sie zu stützen. Aus der Gruppe dieser Fibeln mit „zweilappiger Rollenkappe" zeige ich je zwei Vertreter aus dem ersten und aus dem zweiten Jahrhundert, beidemal je ein westgermanisches (Abb. 313, 314), und ein ostgermanisches Stück (Abb. 315, 316), teils aus Silber, teils aus Bronze. West- und ostgermanische Art sind hier dadurch unterschieden, daß bei den westgermanischen die „Sehne" durch den am Bügelkopf heraustretenden „Sehnenhaken" festgehalten wird, während sie bei den ostgermanischen in ihrer ganzen Länge von einer sie umschließenden Hülse („Sehnenhülse") verdeckt wird. Diese an der Unterelbe entstandene und dort außerordentlich stark verbreitete Gruppe hatte anfangs noch eine nahe verwandte Spielart bei den Markomannen in Böhmen entwickelt (Abb. 312), die keine volle Kappe, sondern nur eine gewölbte Stützplatte für die Spiralrolle besitzt.

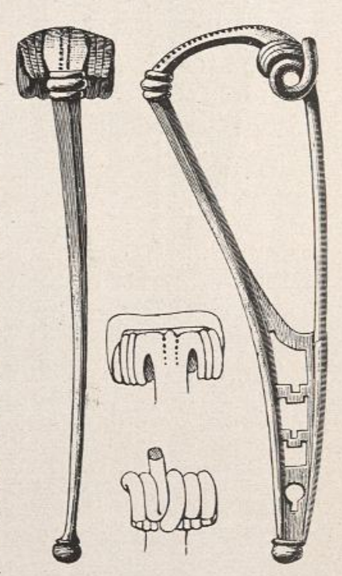


Abb. 311. $1/1$. Kärnten. Vorstufe.

Während wir für diese erste Gruppe, die Fibeln mit Rollenkappe, als Vorstufe aus vorrömischer Zeit nur eine ihr doch ziemlich fernstehende Fibelform aus dem keltoillyrischen Ostalpengebiet ermitteln können (Abb. 311), hat eine zweite Gruppe, die sog. Augenfibeln, ihre Vorstufen vorrömischer Zeit ausschließlich auf germanischem Boden, ist also schon in diesen Vorstufen eine ausschließlich germanische Erfindung. Solche Vorstufen sind jene brandenburgisch-sächsischen Fibeln der spätesten Latènezeit, also des ersten Jahrhunderts vor Chr., wie Abb. 318, 319: ihnen fehlt noch der etwa um Chr. Geburt plötzlich auftretende und sogleich über das ganze Germanengebiet verbreitete Sehnenhaken, dessen Vorhandensein oder Fehlen die sog. römische Epoche zeitlich am schärfsten von der vorrömischen oder Latènezeit abscheidet. Die eigentliche Frühstufe der Augenfibel (Abb. 320) wurde dann, wie manche andere Charakterform der Kultur der gesamten Elbgermanen (Sweben), von den Markomannen in Böhmen und den angrenzenden ostthüringischen Hermunduren im Saalegebiet geschaffen. Die späteren, aber noch der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. angehörigen Formen der Augenfibeln (Abb. 321) sind diejenige Gruppe, die in der außerordentlich rasch sich entwickelnden Folge ihrer einander ablösenden Gestaltungen von den in römischem Heere dienenden germanischen Soldtruppen am allerhäufigsten in das römische Rheingebiet gebracht wird. Allein schon vor dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. hat die Entwicklung dieser Fibelgruppe bei den Westgermanen sich erschöpft und noch spätere Formen dieses Jahrhunderts (Abb. 322) erscheinen nur bei den Goten im ostpreußischen Samland und Natangen, bis die während des zweiten Jahrhunderts geradezu fabrikmäßig hergestellte, auf Massenausfuhr, auch zu den Nachbarstämmen, berechnete Schleuderware der sog. gemeinen Hakenfibel (Abb. 323) den Gipfelpunkt der Entartung und zugleich den notwendigen Abbruch der Formentwicklung auch für Ostpreußen bedeutet. Ich habe längst die Ansicht ausgesprochen, daß diese Fabrikware der ‚Hakenfibel', die längs der Ostseeküste über damals wesentlich ungermanische Länder bis nach Finnland stark verbreitet wird, nicht von gotischen Arbeitern, sondern von Angehörigen der unter der herrschenden gotischen Oberschicht weiter lebenden ungermanischen Grundbevölkerung des Gotenlandes her-

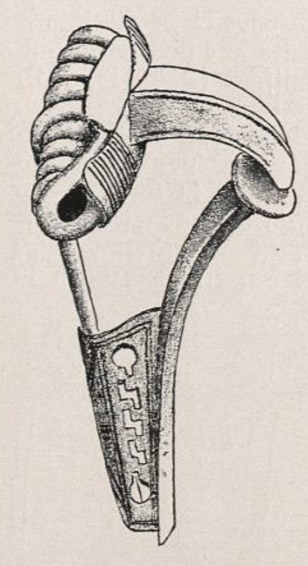


Abb. 312. 1/1. Dobrichow, Böhmen. Beginn des 1. Jahrh. nach Chr.

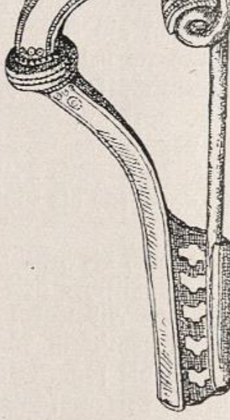


Abb. 313. 1/1. Jütland.

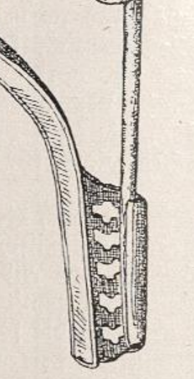


Abb. 314. 3/4. Schleswig. Ende des 2. Jahrh. nach Chr.

Westgermanisch.

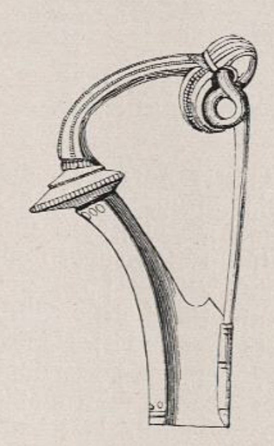


Abb. 315. 1/1. Westpreußen. 1. Jahrh. nach Chr.

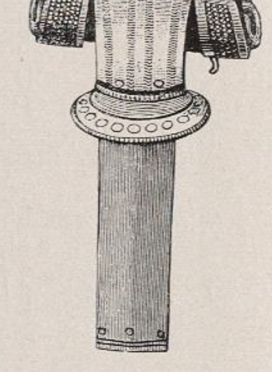




Abb. 316. 1/2. Westpreußen. Um 200 nach Chr.

Ostgermanisch.

Abb. 312—317. Germanische Fibeln mit Rollenkappe. 312—314 mit Sehnenhaken; 315, 316 mit Sehnenhülse; 317 mit Rollenhülse.

gestellt und hauptsächlich an die minder begüterte Volksklasse verkauft wurde. Wie hoch nämlich gerade bei den samländischen Goten das Kunstgewerbe im allgemeinen stand, beweist neben vielem Anderen die mit dieser entarteten Augenfibel (Hakenfibel) gleichzeitige gotische Schöpfung einer besonderen Spielart der ostgermanischen Klasse der zuerst beschriebenen Fibelgruppe, derjenigen mit Rollenkappe, wovon die beiden vorher wiedergegebenen Beispiele (Abb. 315, 316) nicht dem ostpreußischen Gotengebiete, sondern dem Gepidengebiete an der unteren Weichsel entnommen waren. Ich meine diejenige Art, bei der die ostgermanische Sehnenhülse mit der Rollenkappe zu einer vollkommenen Rollenhülse verschmolzen und erweitert wird. Nicht so sehr die gotische Erfindung der Rollenhülse, die alles Konstruktive der Fibel dem Auge entzieht, ist hier das Bedeutungsvolle, sondern die bewundernswert geschmackvolle Art und Weise, wie nun der ganz allein auf seine eigene Wirkung angewiesene Bügel in Umriß und Wuchs aufgebaut wird: diese Fibelform (Abb. 317) mit ihrem feinen Schwung gehört zu den vollendetsten Leistungen der gesamten germanischen Fibelkunst.

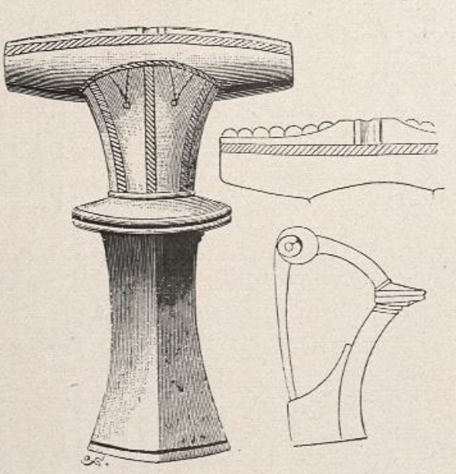
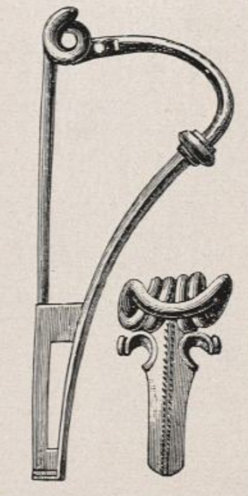
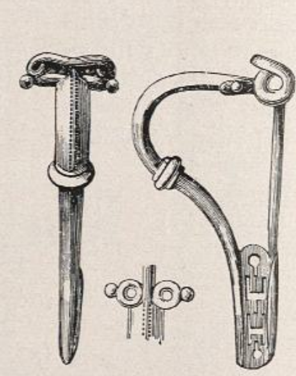


Abb. 317. 1/1. Ostpreußen. 2. Jahrh.

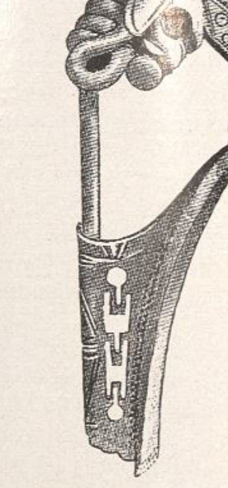
Weiter zeige ich einige Silberfibeln aus der Gruppe der sog. „kräftig profilierten": zunächst zwei wesentlich westgermanische Stücke (Abb. 324, 325), dann ein ostgermanisches (Abb. 327), alle aus dem ersten Jahrhundert. Das ostgermanische Stück weist statt der zweilappigen Kappe der ersten Gruppe vielmehr eine Stützplatte zur Sicherung der Spiralrolle auf und zeigt, ganz wie bei der ostgermanischen Klasse jener ersten Gruppe, die Neigung, den Sehnenhaken fast zu einer Sehnenhülse zu verbreitern. Von jüngeren Entwicklungen dieser überaus familienreichen Gruppe der „kräftig profilierten" Fibeln sei noch ein westgermanischer Vertreter (Abb. 326), von Bronze, jedoch mit dem für die germanische Technik dieser Zeit charakteristischen Belag mit fein gestanztem Silberblech, vorgeführt, sowie zwei ostgermanische Stücke, von Bronze, ein gotisches (Abb. 328) aus dem zweiten Jahrhundert, von überaus reizvoller, zierlicher, fast koketter Feinheit, und ein gepidisches (Abb. 329) aus der Zeit um 200 nach Chr.

Endlich die späteste Gruppe der rein mitteleuropäisch-germanischen Fibeln, die zweigliederigen Armbrustfibeln mit hohem, oft geradezu segelartigen Nadelhalter aus dem dritten Jahrhundert: eine westgermanische von Bronze (Abb. 330) und eine ostgermanische (Abb. 331) von Silber mit scheibenförmiger Einlage aus Glasfuß am Bügelfuß. „Armbrustfibeln" heißt man diese Gruppe, weil bei ihr die sonst oberhalb des Kopfes laufende Sehne vielmehr unterhalb der Spiralrolle sich befindet und hierdurch die Fibel äußere Ähnlichkeit mit einer Armbrust gewinnt. Und „zweigliederig" sind diese Fibeln, weil Spiralrolle nebst Nadel bei ihnen nicht aus dem Bügelkopfe unmittelbar herauswachsen, sondern, aus einem eigenen Draht geschmiedet, am Kopfe besonders befestigt werden. Diese letzte Eigenheit unserer Fibelklasse, ihre Zweigliedrigkeit, im Namen besonders hervorzuheben, ist auch deswegen geboten, weil es daneben eine allerdings nur kleine Klasse früher Armbrustfibeln gibt, aus dem ersten und zweiten Jahrhundert


Abb. 318. 1/1. Osthavelland, Brandenburg.


Abb. 319. 2/3. Krossen, Brandenburg.

Spät-Latène-Zeit.


Abb. 320. 1/1. Dobrichow, Böhmen.

Um Chr. Geburt.

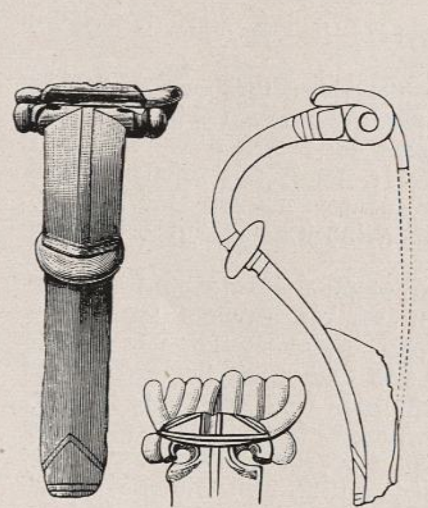

Abb. 321. 1/1. Gotland, Schweden. I. Jahrh. nach Chr.


Abb. 322. 1/1. Um 100 nach Chr.

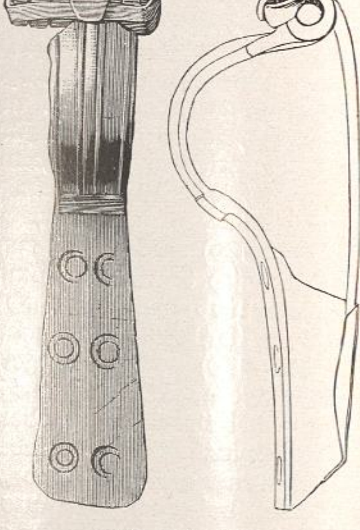
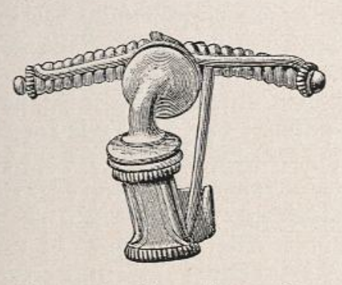
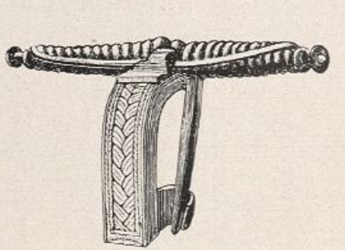

Abb. 323. 1/1. 2. Jahrh. „Hakenfibel".

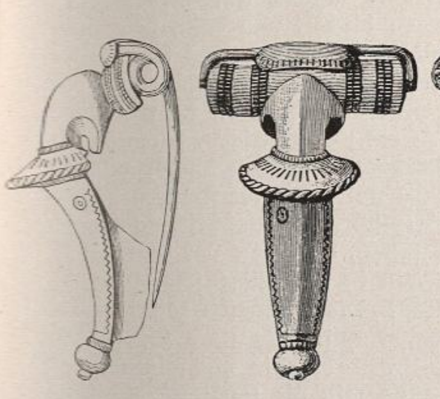
Abb. 318—323. Germanische Augenfibeln.

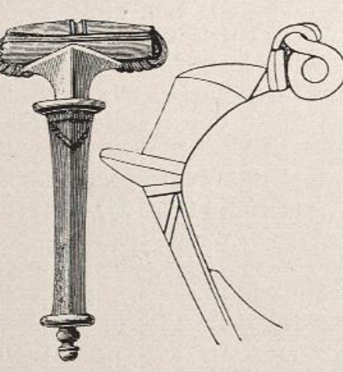

Abb. 324. 1/1. Prov. Hannover. Silber.

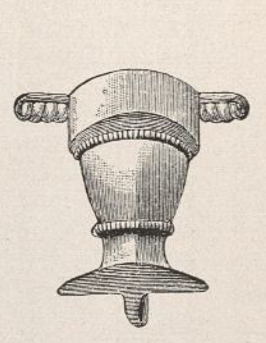

Abb. 325. 1/1. Prov. Hannover. Silber.


Abb. 326. 1/1. Prov. Hannover. Bronze, Bügel mit Silberblech belegt (um 200 nach Chr.).

Westgermanisch.


Abb. 327. 1/1. Seeland. Silber. I. Jahrh. n. Chr.


Abb. 328. 1/1. Samland, Ostpreußen. Bronze; um 100 nach Chr.


Abb. 329. 1/1. Westpreußen. Bronze (um 200 nach Chr.).

Ostgermanisch.


Abb. 330. 1/1. Rebenstorf, Hannover.

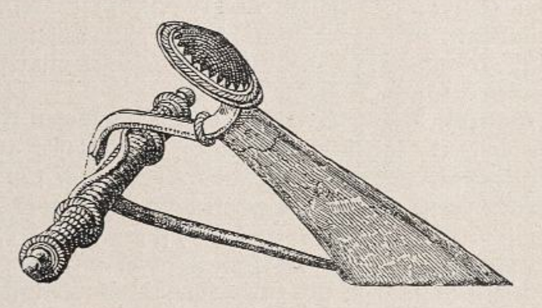

Abb. 331. 1/1. Bornholm.

Abb. 324—329. Germanische „stark profilierte" Fibeln des I. und 2. Jahrh. nach Chr.
Abb. 330 und 331. Germanische „zweigliederige Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter", um 200 nach Chr. 330 westgermanisch; 331 ostgermanisch.

nach Chr. und von nur westgermanischer Verbreitung, die „eingliederig" gebaut sind, d. h. sie sind vollkommen, auch einschließlich der Spiralrolle nebst Nadel, aus einem einzigen Stück hergestellt, in diesem Falle gegossen. Außerdem hat diese kleine Klasse einen breiten bandförmigen Fuß.

Entstanden ist die Armbrustform unserer großen Klasse aus der Vorstufe einer schmalen Latènefibel (1. Jahrhundert vor Chr.) mit *kurzer unterer Sehne*, also einer Sehne, die nicht oberhalb, sondern dicht unterhalb des Bügelkopfes entlang läuft. Und zwar liegen in beiden Fällen Latèneformen zugrunde, sowohl bei der kleinen Klasse der westgermanischen eingliederigen Armbrustfibeln des ersten Jahrhunderts, als bei der großen Klasse der sowohl west- als ostgermanischen zweigliederigen Armbrustfibeln des dritten Jahrhunderts, bei der zweiten späten Klasse allerdings nicht ohne weiteres, sondern nur unmittelbar. Die Vermittelung der latènezeitlichen Armbrustform an die späten zweigliederigen Armbrustfibeln geschieht möglicherweise durch die zu Anfang des 3. Jahrhunderts ganz neu auftretende *Fibel mit umgeschlagenem Fuße*. Diesen Namen gab ihr Otto Tischler, weil der Draht ihres Fußendes rück- und zugleich aufwärts gebogen, also umgeschlagen wird, um den Nadelhalter zu bilden, und dann den Bügel etwas unterhalb seiner Mitte von unten umschlingt, um sich dort festzuhalten. Diese Form ist aus einer in Eisendraht geschmiedeten Spätlatèneform entstanden, bei der das Fußende nicht mehr, wie vorher, vorwärts, sondern rückwärts umgelegt und in einen Spalt des Bügels hinein zu einem dreieckigen, seltener rechteckigen rahmenförmigen Nadelhalter verschmiedet wurde. Diese Umformung der Latèneform zur Fibel mit umgeschlagenem Fuß vollzogen die Basternen. Sie waren, wie oben ausgeführt (S. 164), wahrscheinlich eine Ausscheidung aus den bis dahin noch einheitlich wandilischen Ostgermanen, die schon vor dem gewaltsamen Eindringen der bornholmischen Burgunden in das ostdeutsche Wandiliergebiet im 2. Jahrhundert vor Chr. sich vollzog. Die Basternen zogen damals als die ersten germanischen Siedler die Weichsel aufwärts nach Südrußland und bereiteten den erst um 200 nach Chr. ihnen dorthin nachfolgenden ostpreußischen Goten den Boden. Sie brachten damals die Spätlatènefibelform mit geschmiedetem rahmenförmigen Nadelhalter oder vielleicht noch eine Vorstufe dieser Form in ihr Neuland an Dniestr und Dniepr mit, hielten sie, wie auch die alte Schmiedetechnik weit länger fest, als dies die Heimatstämme an der Weichsel taten, und übergaben alles das nur wenig verändert am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. den mit erdrückender Übermacht zum Schwarzen Meere übersiedelnden Goten. Mittlerweile war nur *die Umgestaltung* in der Spätlatènefibel eingetreten, daß das Drahtende des dreieckigen Fußrahmens nicht mehr in den Bügel eingeschmiedet, sondern um ihn herumgewickelt wurde.

Gotische Rückströmungen vom Schwarzen Meere her verhalfen dann im Laufe des dritten Jahrhunderts nach Chr. dieser alle bisherigen Überlieferungen der Fibelgestaltung verdrängenden Form auch für die mitteleuropäischen Gebiete zur Alleinherrschaft. Wir werden bald sehen, wie der große gotische Kulturstrom, der zuerst Ostdeutschland befruchtete, später, durch die Auswanderung der Ostgermanen gezwungen, seine Nordrichtung viel weiter nach Westen zu verlegen, nunmehr den Westgermanen sich zuwandte. Und wir werden auch sehen, daß im Zusammenhang mit dem gotischen Kulturstrom nicht nur eine Neugeburt der germanischen Latènefibel sich vollzog, sondern daß im dritten Jahrhundert nach Chr. auch auf anderen Gebieten, besonders der Waffenschmiedekunst, die altgermanischen Stilformen der ausgehenden vorrömischen Zeit, d. h. der Latènezeit, in Ostdeutschland von neuem herrschend wurden.

In eingliederiger Form mit oberer Sehne kam die ehemalige Latènefibel, jetzige Fibel mit umgeschlagenem Fuß, zuerst zu den Wandalen nach Schlesien und den im ostpreußischen Samlande und Natangen zurückgebliebenen Teilen der Goten; von den Gepiden an der untersten Weichsel aber wird sie nur in der

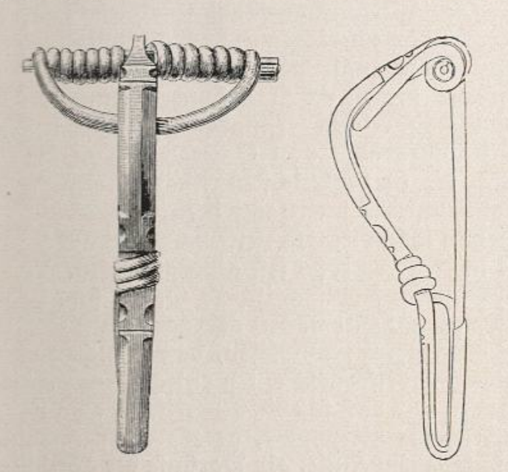


Abb. 332. 1/1. Öland (gepidisch).

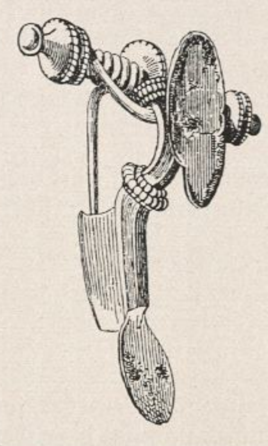


Abb. 333. 1/1. Mecklenburg.

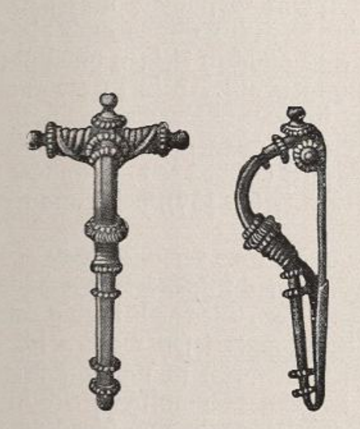


Abb. 334. 1/1. West- und Ostpreußen (gotisch).

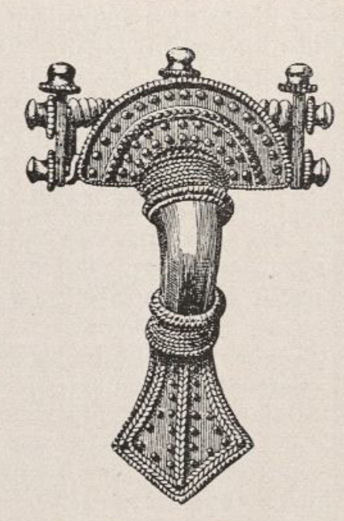


Abb. 335. 1/1. Schlesien.

Abb. 332—335. Ostgermanische Fibeln „mit umgeschlagenem Fuße" und jüngere Abarten; 3. und 4. Jahrhundert nach Chr.

Form der zweigliederigen Armbrustfibel mit unterer Sehne angenommen, weiterentwickelt und auch nach Schweden übertragen (Abb. 332). Von dieser gepidischen Gestaltung der Fibel mit umgeschlagenem Fuß ist die zweigliederige Armbrustform auf jene vorher beschriebene letzte Gruppe der alteinheimisch entwickelten norddeutschen Fibelformen, die mit hohem Nadelhalter, übergegangen. Im übrigen sterben die Gruppen des zweiten Jahrhunderts nach Chr. ohne Nachwuchs aus,

und es herrschen von nun an ausschließlich die Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, zunächst noch als rein ostgermanische Schöpfungen, wie die ostpreußische (gotische) Silberfibel Abb. 333. An diesem Stück ist die überreiche gotische „Ringgarnitur" aus Perldraht, deren leise Anfänge man schon bei der „kräftig profilierten" Fibel in Abb. 329 erkennt, noch in maßvoller Weise angewandt worden, so daß der Bügel des Schmuckstückes damit noch nicht überladen erscheint. Ostgermanisch ist auch die ihres doppelten Scheibenbelags [vgl. Abb. 331) leider verlustig gegangene Bronzefibel Abb. 334. Bereits ins vierte Jahrhundert hinüber reicht der letzte Vertreter dieser Gruppe, die in reichster Filigrantechnik ausgeführte prächtige Goldfibel aus einem der Königsgräber von Sackrau unweit Breslau (Abb. 335), ein Typus, aus dem sich die in zahlreichsten Abarten auftretenden germanischen Fibeln der nächsten Jahrhunderte insgesamt herleiten.

Alle diese germanischen Fibeln gehen in ihrem letzten, tiefsten Grunde auf Formen zurück, die längst vor der Römerzeit in Mitteleuropa fest geprägt waren. Nur in Deutschland und Skandinavien, also nur auf germanischem Gebiet sind sie verbreitet, nach außerhalb nur durch wandernde Germanen gebracht, meist Soldaten in römischen Diensten. Ja, es ließ sich sogar nachweisen, daß manche nur auf provinzialrömischem Gebiet verbreiteten Fibelformen einen entschiedenen Einfluß durch germanische Fibeln erfahren haben und daß für die verbreitetste aller italisch-römischen Fibeln der späten Kaiserzeit, die Kreuzfibel, gerade ein germanisches Muster, nämlich die Fibel mit umgeschlagenem Fuße, als Vorstufe der Fortbildung gedient hat.

Um indes nichts zu verschweigen und nach beiden Seiten hin gerecht zu sein, will ich nicht unerwähnt lassen, daß eine provinzialrömische Fibelform auch von den Germanen, wenngleich selten genug, getragen wurde, nicht ohne daß die Germanen sie alsbald nachbildeten und in ihrem Geschmack umgestalteten: es sind die Scheibenfibeln, zu denen man im weiteren Sinne auch die Hakenkreuzfibeln rechnen kann. Man sehe nur, was aus den kleinen und unbedeutenden Fibeln, die in den römischen Niederlassungen am Rhein so oft angetroffen werden, in der Hand der Germanen geworden ist: wahre Prachtstücke vornehmsten Schmuckes. So die in feiner gekörnter Arbeitsweise ausgeführte silberne Scheibenfibel aus Dienstedt im ostthüringischen Saalegebiet (Abb. 336 a, b) und die silberne Hakenkreuzfibel aus dem westlichen Mecklenburg (Abb. 337), beide aus weiblichen Skelettgräbern.

Wenn Gruppen vielgebrauchter Gebrauchsgeräte oder Schmuckstücke aus Metall eine von ausländischen, stammfremden Zuströmungen ungestörte, durchaus bodenständige, rein stammhafte Entwickelung durchmachen, wie das bei den germanischen Fibeln der gesamten Kaiserzeit als tatsächlich nachgewiesen worden ist, so kann man ohne weiteres annehmen, daß jede dieser Gruppen in sich eine streng typologische Fortbildung zeigen wird. Dies ist bei den germanischen Fibeln unserer Zeit genau so der Fall, wie es bei den Sicherheitsnadeln und übrigens auch bei allen anderen Gerätarten der germanischen Bronzezeit der Fall war.

Ebenso werden aber auch alle Gruppen kaiserzeitlicher Fibeln durch gewisse durchgehende Entwicklungsmerkmale gekennzeichnet. Legen wir für diese vergleichende Betrachtung die drei Hauptgruppen zugrunde, die Fibeln mit Spiralrollenkappe, die Augenfibeln und die stark profilierten, so zeigt sich, daß alle Fibeln des beginnenden ersten Jahrhunderts nach Chr. einen um die Mitte des Bügels rund herumlaufenden Wulst haben, der eine völlig kreisförmige und zu Anfang noch dreigeteilte Scheibe ist (Abb. 311, 315, 318, 319, auch noch 325, 339). Diese runde Scheibe ist nur ein rein ornamental gewordenes Überbleibsel des dicken durchaus kugelrunden Wulstes der Fibeln aus dem zweiten und teilweise

sogar noch aus dem ersten vorrömischen Jahrhundert; diese Kugel war damals aber ein für den Bau der Fibel unentbehrlicher, also „organischer" Bestandteil. Die aus der Kugel entstandene dünne Scheibe des ersten frührömischen Jahrhunderts (Abb. 338; 312, 313, 320, 321, 324) wird sehr bald auf der Oberseite des Fibelbügels stärker gerundet, als auf der Unterseite (Abb. 315, 327) und ver-

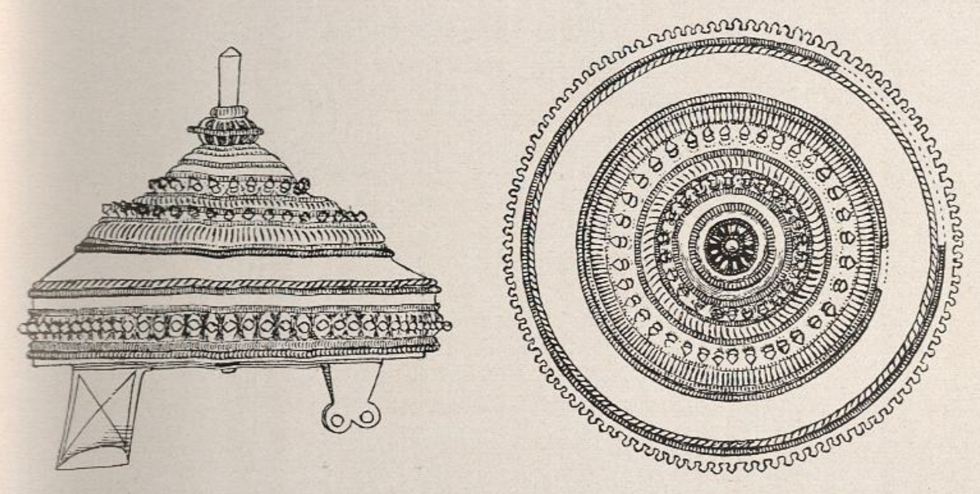


Abb. 336 a, b. 1/1. Dienstedt, Thüringen. (Eichhorn: Ztschr. f. Ethn. 1908).

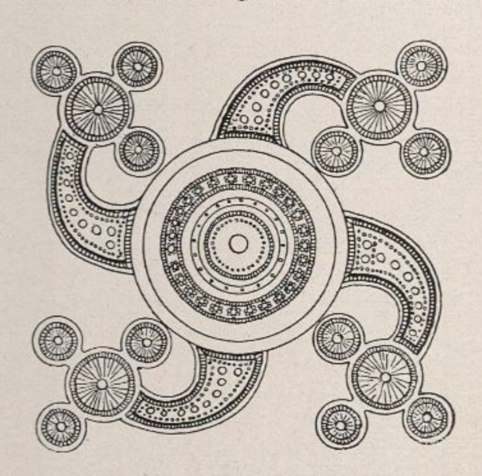


Abb. 337. 1/1. Häven, Mecklenburg. Silber.

schwindet auf der Unterseite dann vollständig (Abb. 340 a—c, 317, 328). Dafür ladet gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der nun zu einem bloß oberseitigen Kamm gewordene Scheibenwulst seitwärts nach rechts und links immer weiter über die Breite des Bügels hinweg aus (Abb. 314) oder wird leistenartig dick (Abb. 316, 322, 323), um anderwärts auch ganz zu verschwinden (Abb. 317, 329, 330, 331).

In gleicher Weise schreitet die Entwicklung des Fußes der Fibel fort. Anfangs rechteckig rahmenförmig (Abb. 318), dies noch vorrömisch, wird der Nadelhalter

zunächst durch eine stufenförmige Einfügung mehr und mehr gefüllt (Abb. 311 bis 313, 319, 320), um bald nur noch durch zeichnerische Wiedergabe der Stufenfüllung auf dem schon ganz zugewachsenen Rahmen (Abb. 338) oder durch ein einziges Löchelchen darin (Abb. 339) an die ältere offene Gestalt zu erinnern.

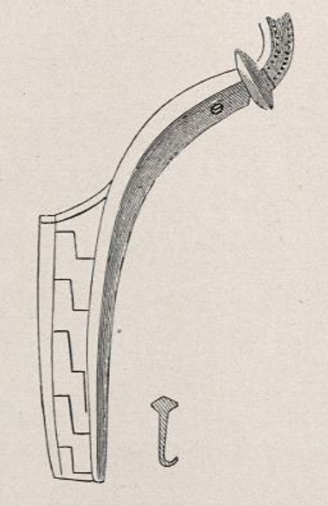


Abb. 338. 1/1. Das Stufenmuster ist nur noch eingeritzt.

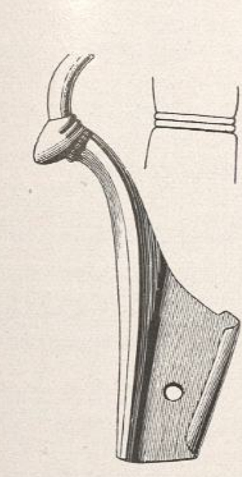


Abb. 339. 1/1.

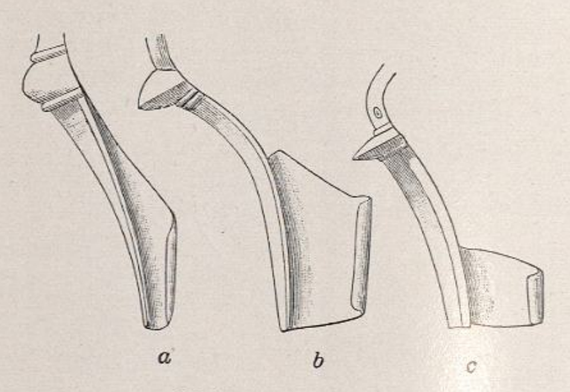


Abb. 340 a—c. 1/1.

Abb. 338—340. Entwicklung des Fibelfußes und des Mittelkammes vom Beginn des 1. Jahrh. nach Chr. bis ans Ende des 2. Jahrh. (nach Almgren).

Anfangs reicht der Nadelhalter wie bei seinen Vorstufen aus der späten Latènezeit am Bügel schräge noch weit hinauf (Abb. 311, 320, 321, 327, 338), später zieht er sich allmählich immer tiefer abwärts zusammen (Abb. 339, 340 a—c), um gegen 200 nach Chr. bei einer besonderen Fibelgruppe die verloren gegangene Länge durch eine um so bedeutendere Höhe zu ersetzen (Abb. 331, 332).

Ganz neue Reihen typologischer Art treten mit dem Aufkommen der Fibel mit umgeschlagenem Fuß ein.

Sind das alles, wenn auch durchgehende Erscheinungen, so doch immer nur Änderungen an einzelnen auffälligen Stellen unseres Schmuckstückes, so kann man auch allgemeinere *Stilrichtungen* für kürzere Perioden von 50—75 Jahren feststellen, die jenen Einzelerscheinungen zugrunde liegen und naturgemäß nicht bloß für die Fibelformen, sondern für die gesamte germanische Kleinkunst in Metall Geltung haben.

Während in der vorrömischen Eisenzeit des letzten Jahrhunderts oder der letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. die Fibeln in *einem Zuge* dünndrahtig geschmiedet sind (Abb. 311, 318, 319) oder beim Zusammenschluß verschieden profilierter Teile dieser Teile rein nach ihrem Bau unvermittelt aneinander reihen, so wird in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. eine engere Vereinigung dieser verschiedenen Teile angestrebt, ohne jedoch den natürlichen Gegensatz der gedrungenen und der gestreckten Teile aufzuheben; gleichzeitig werden die dünnen Teile dicker, die bandförmigen noch breiter (Abb. 312, 313, 320, 321, 324, 327). Der tiefere Grund dieser Stiländerung ist die germanische Neigung vom drahtförmigen Schmieden ab- und zum breiten Bronzeguß überzugehen, eine Neigung, die wir in den verschiedensten Perioden, in der jüngeren Bronzezeit wie in der spätrömischen Kaiserzeit (3. Jahrhundert nach Chr.) wiederfinden. — Gegen Schluß des ersten Jahrhunderts geht die Neigung, dem nackten Aufbau mehr Körper, mehr Fleischfülle zu geben, noch weiter. Es stellt sich eine geschmückte Oberseite und eine vernachlässigte Unterseite an dem immer breiter verflachenden Fibelhügel ein (Abb. 315, 322, 325, 329) und so schwindet jetzt der bisher noch festgehaltene Gegensatz zwischen gedrungenen und gestreckten Teilen, es schwindet die kräftige Profilierung. — Noch weiter entwickelt ist diese Verflachung und das Betonen der Schauseite der Fibel um die Mitte des zweiten Jahrhunderts (Abb. 317, 323). — Und um die Wende des zweiten Jahrhunderts zum dritten hin hat der erschlaffende Zug, der sich in immer breiterer Verflachung gefällt, seinen Höhepunkt erreicht; auf den durch die Verbreiterung gewonnenen freien Flächen stellen sich nun neue Arten der Verzierung ein, wie die mit Spitzenkreis versehenen Winkel (Abb. 316), Perlschnurreihen (Abb. 329) oder anderes (Abb. 314, 326).

Damit schließt das Zeitalter der behaglichen Breite und es beginnt mit dem Übertritt der Fibel mit umgeschlagenem Fuße aus dem gotischen Südrußland nach Mitteleuropa im 3. Jahrhundert wiederum der alte streng konstruktive Schmiedestil der Latènezeit, ohne daß jedoch der Bronzeguß nun verschwindet. Das ganze Gerät soll wieder in *einem Zuge*, nur durch Biegen und Umwickeln, entstehen oder, soweit der Bügel gegossen ist, entstanden zu sein scheinen (Abb. 333, 334). Und denselben Charakter zeigen die Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter (Abb. 330, 331).

Um 300 herum sehen wir die Entwicklung den gewohnten germanischen Weg von neuem einschlagen, d. h. es tritt wieder der Umschwung zu überhandnehmendem Bronzeguß mit seinen breiteren Flächen an Stelle des Schmiedecharakters, doch so, daß die Umwicklungsmotive des Drahtschmiedens sich in die Form reichen Filigranringschmuckes umsetzen. Dazu kommt eine plattenartige Ausbildung des Kopfes wie des Fußes, der sich ein scheibenförmiger Aufsatz mit Glasflußeinlage gesellen kann; in Skandinavien ist vorwiegend die Bügelscheibe, in Norddeutschland die Flußscheibe beliebt, doch tritt auch beides vereint auf (Abb. 333). Nimmt man noch den reichen Besatz des Kopfes mit Knöpfen, sowie die konstruktiv wertlose und nur *rein* schmückende Verdoppelung oder Verdreifachung der Spiralrolle hinzu, so hat man alle Bestandteile beisammen, deren ebenso reiche, als vornehm geschmackvolle Verbindung in den goldenen Prachtstücken der Sackrauer Königsgräber zu so unvergleichlich schöner Wirkung gelangt (Abb. 335).



Abb. 341. Germanische Halskette aus Edelmetall mit S förmigem Schließhaken.



Abb. 342. 1/1. Silberner Halsband-Schließhaken. Posen.



Abb. 343. 1/1. Goldene Halsbandperle. Posen.



Abb. 344. 1/1. Gold-Berlock. Westpreußen.

Von dem sonstigen mannigfachen **Schmuck aus Edelmetall**, den germanischer Geschmack für germanische Frauen der römischen Kaiserzeit erdacht und geschaffen hat, zeige ich nur noch ein paar Gruppen, deren Abbildungen mir gerade zur Verfügung sind. So einen der in der langlebigen S-Form gebogenen Schließhaken für silberne oder goldene Halsketten (Abb. 342). Die Ketten selbst bestanden zuweilen aus aneinandergereihten hohlen filigrangeschmückten Gold- oder Silberperlen (Abb. 343) und von ihrer Mitte hing ein ähnlich verziertes birnförmiges Goldberlock auf die Brust herab (Abb. 341—344). Solcher Zierrat wurde Mode im zweiten Jahrhundert nach Chr., an dessen Ende bei den gepidischen Stämmen

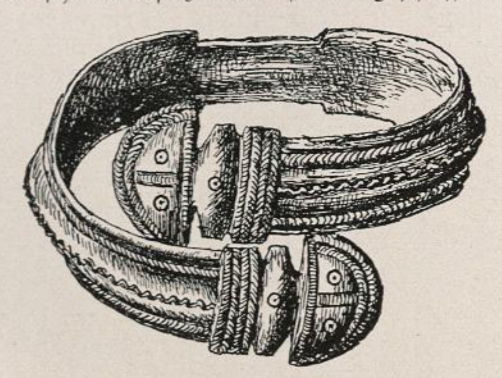


Abb. 345. 4/5. Schildarmband, Bronze. Westpreußen.



Abb. 346. 1/1. Silber.



Abb. 347. 1/1. Silber.

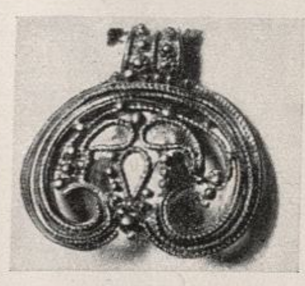


Abb. 348 a. Goldanhänger, Vorderseite.



Abb. 348 b. 1/1. Goldanhänger, Rückseite.

Abb. 346—348. Selnowo, Kr. Graudenz, Westpreußen weibliches Skelettgrab, um 200 nach Chr. (Kaphahn: Mannus IV, S. 212 f.)

an der unteren Weichsel auch der prächtige Typus der sogenannten Schildarmbänder sich entwickelte. Ungemein häufig erscheint dort dieser Schmuck, teils aus Bronze gearbeitet, wie das Urstück zu Abb. 345, teils aus Silber, wie das Fundstück eines kürzlich aufgedeckten Frauengrabes aus der Graudenzer Gegend

(Abb. 346), worin sich noch ein Silberarmband anderer Form befand und ein prächtiger halbmondförmiger Goldanhänger mit zierlichster Filigranarbeit, ähnlich den späteren Stücken aus einem der Sackrauer Königsgräber (Abb. 347, 348).

Nicht minder prächtig sind die um 200 nach Chr. unter dem Einfluß des südrussisch-gotischen Kulturstromes bei den Ostgermanen aufkommenden silbernen

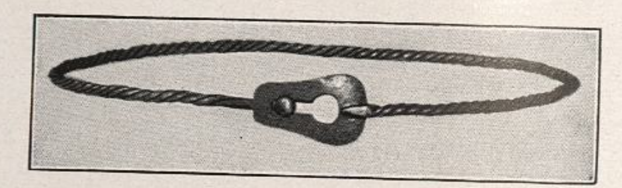


Abb. 349. Lindow, Pommern. Mus. Oldenburg. Silberhalsring, 4. Jahrh. nach Chr.

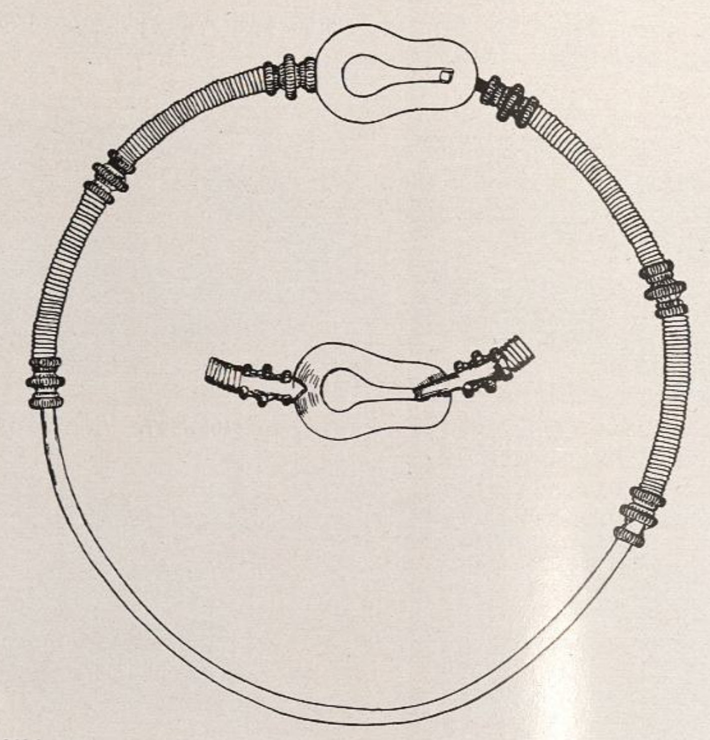


Abb. 350. $^{1}/_{2}$. Dienstedt, Thüringen; Silb. u. Gold. (Eichhorn: Ztschr. f. Ethn. 1908.)

und goldenen Halsringe. Der Verschluß wird hier ganz in der Weise der Fibel mit umgeschlagenem Fuß durch rückwärts gerichtete Umwicklung der Drahtenden bewerkstelligt. Zuerst noch einfach gehalten (Abb. 349), werden sie bald reich und reicher und treten in ihrer spätesten üppigsten Ausgestaltung, bei der die Drahtumwicklungen nur noch ornamentale Bedeutung haben, auch in das westgermanische Gebiet über. Ich führe hier ein silbernes Stück dieser Art aus dem oben (Abb. 336) genannten Grabe von Dienstedt in Thüringen vor, also aus westgermanischem

Gebiete (Abb. 350). Die quergekerbten, in Gruppen zu je dreien angeordneten Ringwulste aus Silber, welche die Silberdrahtumwicklung der Enden sowohl

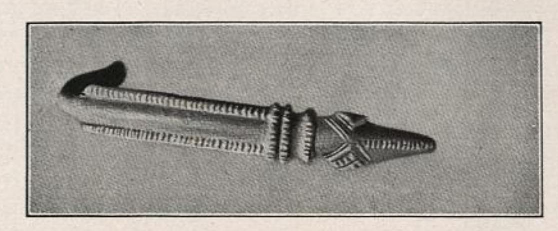


Abb. 351. $^{1}/_{1}$. Rebenstorf, Kr. Lüchow, Prov. Hannover. Silber. Beginn des 3. Jahrh. nach Chr. (Blume, Die germanischen Stämme, Mannusbibl. 8, Abb. 90.)

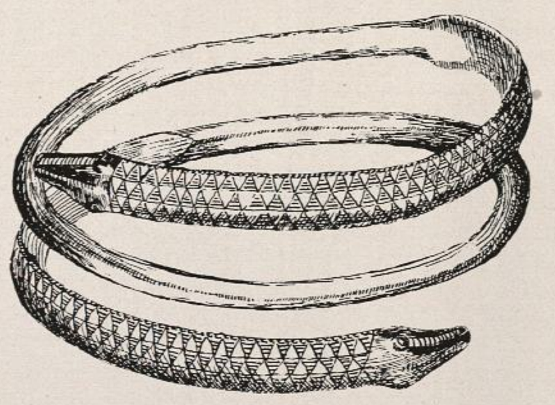


Abb. 352. $^{1}/_{1}$. Kommerau, Kr. Schwetz, Westpreußen. Goldarmring.

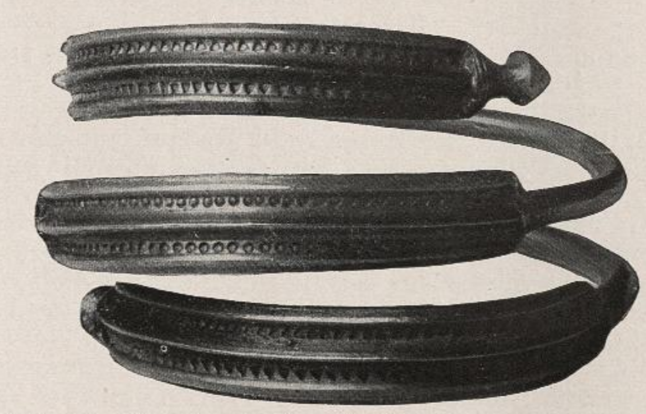


Abb 353. Flurstedt, Kr. Apolda, Sachsen-Weimar. Gold. Ende des 4. Jahrh. nach Chr. (Blume, Die germanischen Stämme, S. 80.)

begrenzen als auch gliedern, haben als Untergrund, von dem sie sich auffallender abheben sollen, eine Lage von Goldblech erhalten, über die sie auf den Ring aufgeschoben sind.

Waren dies durchweg ostgermanische Schmucktypen, so zeigt uns Abb. 351 einen westgermanischen Silberarmring aus dem Beginn des 3. Jahrhunderts. Seine Enden laufen, ähnlich wie es bei den gotischen Schildarmbändern geschieht, in einen von oben gesehenen Tierkopf aus, aber dieser Tierkopf zeigt eine gewollte natürliche Bildung, jener gotische eine ungewollte. Ich nenne ihn den „hannöverschen" Tierkopf. Denn er wird fast nur in Hannover angetroffen und lebt dort und weiter nördlich noch lange fort, nachdem es ihm gegen Mitte des 4. Jahrhunderts gelungen war, sich auf dem Bügelfuß einer der wichtigsten und verbreitetsten Fibeln Nordwestdeutschlands, insonderheit Schleswig-Holsteins, der sog. Nydamfibel, einzunisten (Abb. 354—356), einer Schöpfung des Angelnstammes.

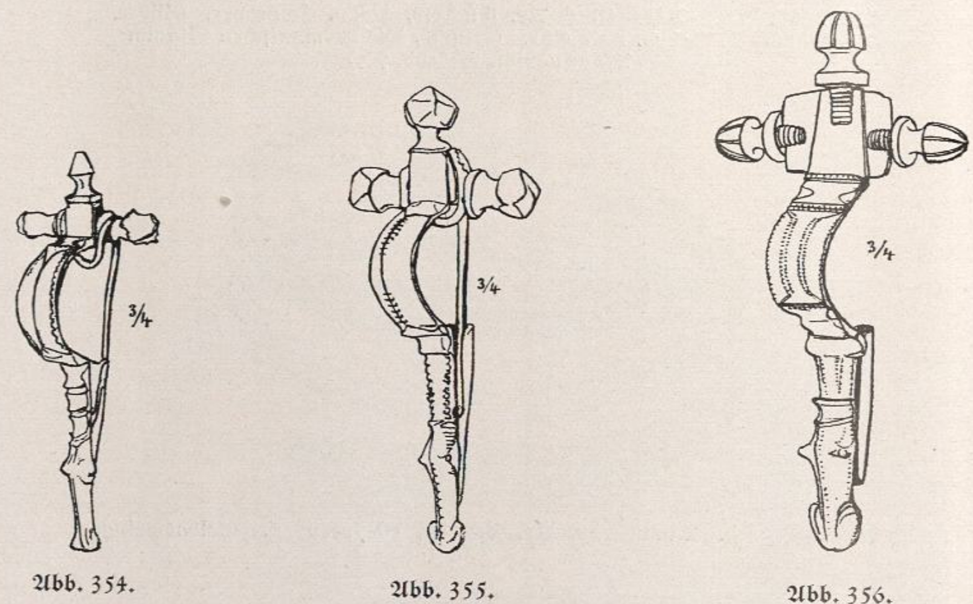


Abb. 354. Abb. 355. Abb. 356.

Anglische Fibeln aus Borgstedt, Kr. Rendsburg, Schleswig; Mitte bis Ende des 4. Jahrh. nach Chr. (hannöverscher Tierkopf).

Die Nydamfibel, auch kreuzförmige Fibel genannt, hat sich, wie alle germanischen Fibeln der Völkerwanderungszeit, aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuß entwickelt, indem der Nadelhalter zu einer Scheide wurde, am Kopfe eine rechteckige Platte sich bildete, die ebenso wie die beiden Enden des Achsenstabs, der die Spiralrolle trug, mit Knöpfen besetzt wurde. Während Abb. 354 und 355 die früheste Form dieser Fibelgruppe veranschaulichen, bietet Abb. 356 eine etwas vorgeschrittene Gestalt: hier ist die rechteckige Kopfplatte stark verbreitert worden und darum mußten die beiden Achsenknöpfe von der hinteren Rolle entfernt und mittels zylindrischer gespaltener Zapfenfortsätze an den Seitenrändern der Kopfplatte befestigt werden. Auch ist der Hals des Tierkopfs hier bereits weiter nach oben gerückt. Die kreuzförmige Tierkopffibel hat in Schleswig-Holstein eine zweihundertjährige Entwicklung durchgemacht (300—500), und ihre Ableger in Norwegen und England, die dort seit 350 auftauchen, lebten in diesen Kolonialgebieten noch im 6. Jahrhundert weiter.

Diese Fibel ist vor allem darum so wichtig, weil sie das Heimatgebiet jener Sachsen und Angeln genau bezeichnet, die England und zwar hauptsächlich

das England nördlich der Themse erobert haben. Das südlichste England dagegen, soweit es südlich der Themse liegt, also vor allem Kent, wurde durch die schon seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. aus Jütland an die nordfränkische Küste Belgiens und Frankreichs übergesiedelten Jüten besiedelt. Diese Jüten, die genau wie Angeln und Sachsen ein westgermanischer, nicht etwa ein skandinavischer (dänischer) Stamm waren, brachten aus diesen ihren neueren Sitzen am Ärmelkanal naturgemäß eine ganz andere Kultur nach England, als jene Angeln und nordalbingischen Sachsen aus Schleswig-Holstein und die westalbingischen Sachsen aus dem hannöversch-oldenburgischen Küstenstrich. Darum herrschte während und nach der germanischen Eroberung Englands im südlichsten Strich dieses Landes die mit der rheinfränkischen und alemannisch-bairischen Kultur sehr nahe verwandte nordfränkische Kultur, in Mittelengland aber bei den Sachsen von Wessex, Essex, Sussex und nördlich davon bei den Angeln die Kultur des Elbmündegebietes. Und in dieser letztgenannten Kultur ist jene mit dem Tierkopf am Fuß versehene Nydamfibel eine Charaktererscheinung.

So zeigt uns die Archäologie nicht nur die Heimat der ersten germanischen Siedeler Englands, sondern auch den Weg, auf dem sie aus ihrer Heimat nach England gelangt und welche besondere Gebiete sie dort gewonnen haben. Und noch mehr: indem die archäologische Forschung auch den Zeitpunkt für diese Verbindungen Englands mit Nordwestdeutschland ganz genau angeben kann, stellt es sich heraus, daß, abgesehen von geringeren Vorläufern der Bewegung die eigentliche starke Überwanderung der Angelsachsen mindestens ein Jahrhundert lang, 350—450, gedauert hat. Wenn die Geschichte diese Überwanderung in das Schlußjahr dieser Epoche setzt, so ist das so zu verstehen, daß erst um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Königsgeschlechter der verschiedenen sächsischen Teilstämme, endlich fortgerissen von dem allgemeinen Abstrom, der die festländischen Sachsengebiete entvölkerte, auch hinüberzugehen sich gezwungen sahen, weil ihnen der Boden unter den Füßen zu schwinden begann. Das altanglische Königsgeschlecht entschloß sich als letztes sogar erst um 575 zu dem Zuge über die Nordsee nach Mercien.

Die Archäologie vermag so allein eine richtige und bis ins einzelne genaue Lösung des großen Problems zu geben, das die Auflösung des ingväonischen Stammes auf dem Festlande, mit Ausnahme des Friesenstammes, bedeutet, während geschichtliche und sagengeschichtliche Quellen hier erst einsetzen, sobald größere Herrschaftsgründungen im Neulande beginnen. Nach dem Eingeständnis des besten Kenners dieser Dinge, den es je gegeben hat, nämlich Karl Müllenhoffs (s. auch S. 119), versagen aber jene genannten Quellen vollkommen, wenn es sich um das enge mit jenem Problem verbundene andere Problem handelt, die Bildung des festländischen Stammes der Altsachsen. Dieser geschichtlich und sprachgeschichtlich völlig dunkele Vorgang konnte allein auf dem von mir angebahnten siedlungsarchäologischen Wege zur Aufhellung gebracht werden. Es ist das Verdienst eines meiner Schüler gewesen, neuerdings diese schwierige Frage in so eingehender Weise beantwortet zu haben, wie es das heutige archäologische Material zuläßt.

Zu diesem weiten Ausblick auf die Anfänge des heutigen England veranlaßte uns der hannöversche Tierkopf. Ein ganz anderer Tierkopf war derjenige, der in Holz geschnitzt zwar schon im 3. Jahrhundert nachweisbar ist, aber auf den Fuß der Fibeln in ganz Germanien, das hieß damals soviel wie fast in ganz Europa, erst im 5. Jahrhundert übernommen wurde, also zu einer Zeit, da der hannöversche Tierkopf schon arg entartet war. Bei dem Urtypus des hannöverschen Tierkopfs sind die beiden gekreuzten Linien oder, wenn man will, die beiden Winkel charakte-

ristisch, die die beiden Augen umschließen; bei dem späten gemeingermanischen Tierkopf der Völkerwanderungszeit, wie ihn eine öländische Silberfibel in großer Reinheit zeigt (Abb. 357), sehen wir, wie die hintere Augeneinfassung sich bis an die untere Spitze des Kopfes verlängert und zwischen Augen und Nasenflügeln, meist bis an diese heran, einige Querbänder laufen. Das ist der Tierkopf, der dem sog. Stil I der germanischen Tierornamentik sein Zeichen gibt, also bis um 600 nach Chr. herrschend bleibt.

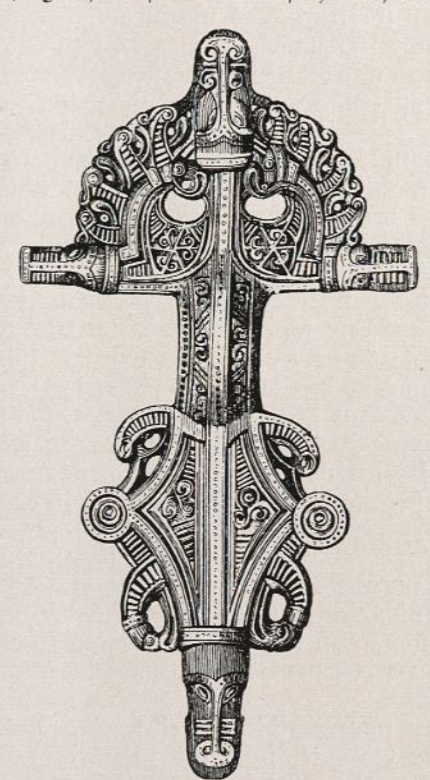


Abb. 357. 2/3. Öland; Silber; 5. Jahrhundert (gemeingermanischer Tierkopf).

Der hannöversche Tierkopf lebt aber nicht nur an den nordalbingisch-englischen Fibeln vom Nydamtypus oder den „kreuzförmigen" Fibeln weiter, sondern wandert auch nach Schweden, um dort nach seiner altgewohnten westgermanischen Weise wiederum auf den Enden von „Schlangenkopf"-Armbändern sich niederzulassen. In Schweden wird als Edelmetall für den feineren Frauenschmuck meist nicht Silber verwendet wie bei den West- und Ostgermanen Norddeutschlands, sondern Gold. So ist es bei den ostgermanischen Halsringen vom Typus des Dienstedter (Abb. 350), soweit wir sie in Schweden antreffen, und so auch bei dem Typus der schwedischen Schlangenkopfarmbänder, die sich nicht an die ostgermanischen Schildarmbänder (Abb. 345), sondern an die westgermanischen Tierkopfarmbänder (Abb. 351) anschließen.

Die allmähliche Fortbildung dieses schwedischen Typus zeigen Abb. 358—363. Von den beiden Winkelwülsten um die Augen, die der westgermanische Typus aufweist, gibt der schwedische den vor den Augen gelegenen sofort auf (Abb. 358), bald auch die hinter dem Kopf befindliche halsartige Einschnürung (Abb. 359). Dagegen werden die Querwulste an der Nasenspitze beibehalten und alsbald in einen Kugelwulst umgewandelt, der erst ganz am Schluß der Entwicklung aufgegeben wird (Abb. 363), als vom Tierkopf selbst der letzte Rest, die Augenkreise (Abb. 361), längst verschwunden war. Abseits von der geradlinigen typologischen Entwicklung steht das in Abb. 364 wiedergegebene Stück, denn bei ihm ist nicht nur die Halseinschnürung, die wir in Abb. 358 noch sehen, sondern auch die Wulstbildung an der Schnauze aufgegeben, so daß es hier zu einer Entwicklung der Schnauzenkugel nicht kommen konnte. Ein goldenes Exemplar der vorletzten Stufe, also wie Abb. 362, ist bis nach Thüringen verschlagen worden (Abb. 353). Dies Stück ist eines der vielen Beispiele für eine bisher noch nicht bemerkte, aber durch die Funde bezeugte Tatsache, daß nämlich seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts das mehr oder weniger entleerte Gebiet der Ostgermanen vielfach von kleinen Trupps von Skandinaviern durchzogen und besiedelt worden ist.

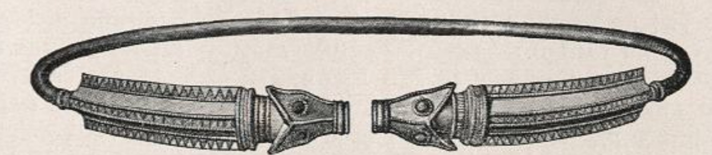


Abb. 358. 1/2. Finnland. Gold.



Abb. 359. 1/2. Öland, Schweden. Gold.

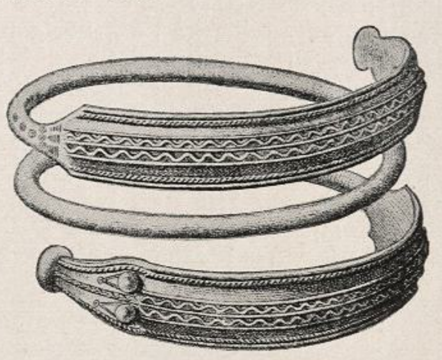


Abb. 360. 1/2. Seeland. Gold.

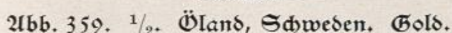




Abb. 361. 1/2. Uppland, Schweden. Gold.

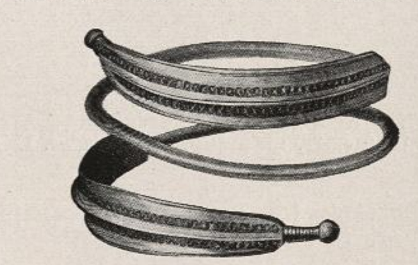


Abb. 362. 1/2. Schonen, Schweden. Gold.

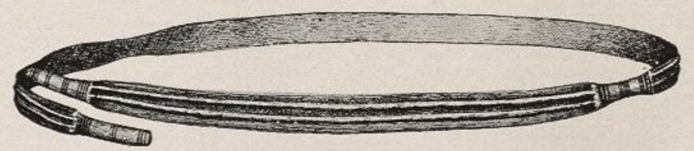


Abb. 363. 1/2. Finnland. Bronze.

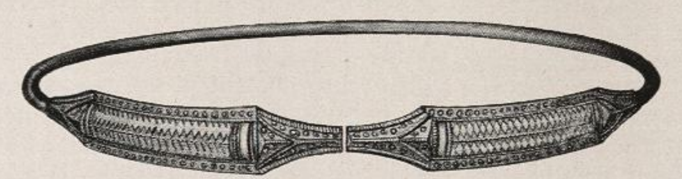


Abb. 364. 1/2. Öland, Schweden. Gold.

Abb. 358—364. Schlangenkopfarmbänder vom schwedischen Typus; 3.—4. Jahrh. nach Chr.

Es sei in diesem Zusammenhange auch auf die Beobachtung Erich Blumes, des zu früh dahingerafften trefflichen Kenners ostgermanischer Kultur der Kaiserzeit, hingewiesen, wonach wir in den berühmten Königsgräbern von Sackrau bei Breslau aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts (s. oben S. 178) keine Hinterlassenschaft der Wandalen zu sehen hätten, die damals bereits südwärts über die Karpaten gestiegen waren, sondern eine solche von der Art der hinterpommerschen Skelettgräber, die durchweg eine sehr reiche Ausstattung an Schmuck aufweisen, aber keinerlei Waffenbeigabe enthalten. Doch liegt hier vielmehr ein südrussisch-gotischer Einfluß vor und die Gräber sind zweifellos silingisch nicht rugisch. Freilich waren die Rugier bald darauf, nachdem die Burgunden durch die auswandernden Gepiden aufgestört, zunächst nach Ostbrandenburg und der Niederlausitz, schließlich aber ganz nach dem Main und Rhein sich gezogen hatten, aus ihrer pommerschen Heimat südwärts durch das fast völlig entleerte Ostgermanien auf den Weg der Wandalen gekommen, um endlich nach Abzug der hasdingischen Wandalen aus Pannonien an den Rhein um 406 ihrerseits Sitze am Nordufer der Donau einzunehmen.

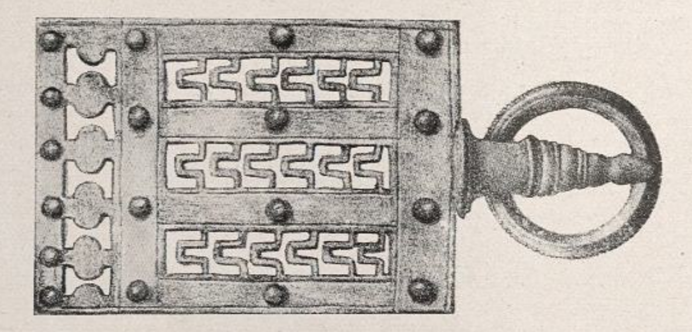


Abb. 365. 2/3. Samland, Ostpreußen. 2. Jahrh.
(Tischler-Kemke, Ostpreuß. Altert. Taf. IX).

Von sonstigem Schmuck führe ich nur noch zwei Beispiele von Schnallen vor. Auch dieser Gürtel, der zu Beginn der Kaiserzeit die Ringschließe und den Gürtelhaken der Latènezeit verdrängt, macht einer sehr reiche Entwicklung durch, obwohl wirkliche Prunkstücke erst seit dem Einsetzen des gotischen Kulturstroms, also im 3. Jahrhundert aufkommen. Doch können sich auch einfache, aber saubere Bronzeexemplare des 2. Jahrhunderts, wie die gotische aus dem Samlande, Abb. 365, oder die swebisch-semnonische, also westgermanische, aus dem Havellande, immerhin sehen lassen. Charakteristisch ist für das 1. Jahrhundert im allgemeinen die Kreisform, für das 1.—2. Jahrhundert die Halbkreisform (Abb. 417), für das 2.—4. Jahrhundert die ovale oder rechteckige Form. Das gegenüberliegende, durch die Schnalle zu ziehende lederne Gürtelende, das von der Schnalle vorne herabhing, wurde an seinem Ende dünn zugeschnitten und in ein bronzenes Schlußstück, die Riemenzunge, eingezwängt.

Und in der frühen Eisenzeit haben wir auch Anlaß, mit der Keramik unserer Vorfahren zufrieden zu sein, also auf einem Kunstgebiet, auf dem gerade die Germanen, vom Ende der Steinzeit her, nichts Erhebliches geleistet hatten im Verhältnis zu ihren benachbarten nordindogermanischen Vettern, den Illyriern und auch den Kelten, wie wir schon in dem Kapitel Bronzezeit erfahren haben (S. 58 f.). Was die Germanen in der allerfrühesten Eisenzeit in Keramik schufen, zeigt bei

den Westgermanen, die hier Jahrhunderte lang in die illyrische Schule gegangen waren, schon selbständige Züge, auch abgesehen von den oben erwähnten Hausurnen des sächsisch-anhaltischen Gebietes im Osten des Harzes. Die Formen der Gefäße sind kräftig, dabei nicht ungefällig, während an der Keramik der Ostgermanen, wo die Gesichtsurne (Abb. 302) in ihrer unendlichen Wiederholung und ihrer zugleich unerschöpflichen Abwandlung eine Hauptrolle spielt, eine gewisse urwüchsige, massige gesunde Derbheit, die freilich keineswegs der Schönheit entbehrt, nicht zu verkennen ist.



Abb. 366. Etwa 1/5. Wiesbaden.

Zu wirklicher Höhe stieg die germanische Keramik indes in den letzten Jahrhunderten vor Chr. Freilich bestand diese Blüte auch nicht bei allen Germanen, sondern nur bei denjenigen swebischen Auswandererstämmen, die noch in vorrömischer Zeit von der Mittelelbe westwärts über Thüringen, Hessen-Nassau nach dem rheinischen Hessen vordrangen. Auf diesem ganzen Striche finden sich nämlich in den letzten Jahrhunderten vor Chr. in Gräbern, wie in Ansiedelungen feintonige, dünnwandige, hartgebrannte Gefäße von guter Scheibenarbeit, schön in der Form ihres Aufbaues, am Oberteil gegliedert durch flach gewölbte, breite Wülste, die durch Furchen oder durch ganz schmale Wülste voneinander geschieden sind, sonst aber meist ohne jeden anderen Schmuck als den teils scharfen, teils matten Glanz der tiefschwarzen Farbe (Abb. 367—372). Verzierungen ornamentaler Art sind höchstens in der Weise hergestellt worden, daß glänzend polierte Linien aus dem matten Grunde sich abheben. Zu dieser vorgeschrittenen Keramik sind die Sweben offenkundig unter keltischem Einfluß gelangt.

Die meisten Fundstätten dieser Art bieten einerseits die Gegenden um die Mainmündung (Abb. 366), anderseits Thüringen, von Salzungen, Eisenach und

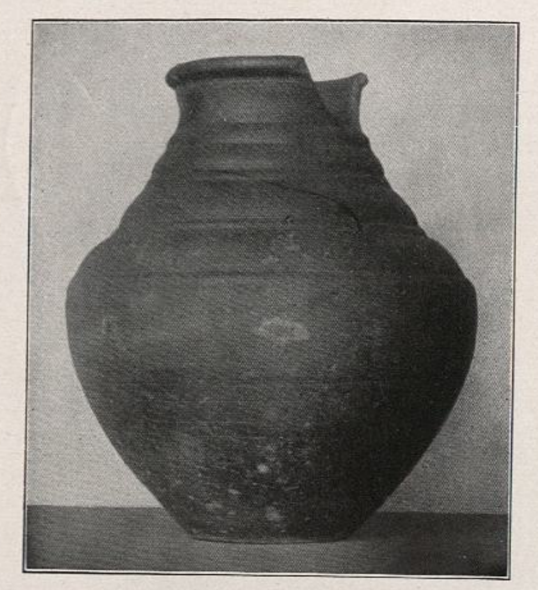


Abb. 367. Etwa $1/_3$. Riedels Mühle bei Torgau, Prov. Sachsen.



Abb. 368. $1/_5$. Aue bei Mühlhausen in Thüringen (nach Sellmann).



Abb. 369. Etwa $1/_4$. Sorge bei Lindau, Kr. Zerbst.

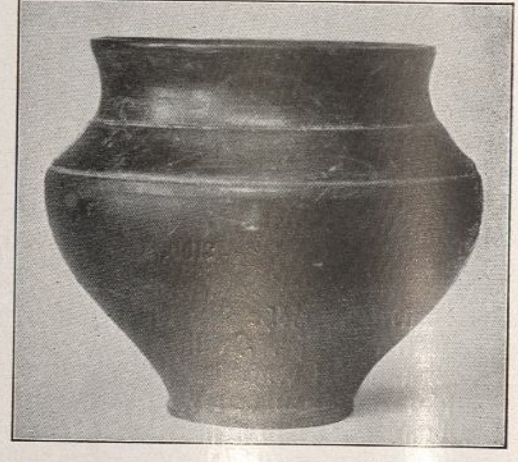


Abb. 370. $1/_2$. Wagenitz, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg.

Mühlhausen (Abb. 368) bis nach Halle und Leipzig (Abb. 371, 372), und nach einer großen Unterbrechung erst wieder die Mitte des Königreichs Sachsen, wo sie an der Elbe, von Dresden bis Bodenbach, ihren östlichsten Punkt erreichen. Nordwärts des Breitengrades von Halle kommen diese gedrehten Latènegefäße nur noch spärlich vor, so zu Torgau an der Elbe (Abb. 367); doch erscheinen vereinzelte Stücke sogar noch östlich der Elbe, wie in den Kreisen Zerbst in Anhalt (Abb. 369), Jerichow I in der Provinz Sachsen, Teltow in der Provinz Brandenburg. Der nördlichste von mir entdeckte Ausläufer liegt in Wagenitz, Kr. Westhavelland, von woher ein schmuckes Gefäßchen unserer Art in Privatbesitz sich befindet (Abb. 370).

Neben diesen Gefäßen gehen im westgermanischen Elbgebiet, wie im ostgermanischen Oder- und Weichselgebiete ganz ähnliche von gleichsauberer Arbeit einher, die nicht auf der Scheibe gedreht, wohl aber nach älterer Weise durch eingeritzte und oft weiß eingelegte Muster ausgeschmückt sind.

Das hervorragendste dieser Muster ist der Mäander, der früher schon vom 9. bis zum 7. Jahrhundert vor Chr. bei den Germanen Mode gewesen war, damals nur auf Bronzeschmuck, z. B. an breiten Hohlarmbändern, sog. Nierenringen, aber auch bei den vorher behandelten Hängevasen (Abb. 199, Randteil); nunmehr aber, in den letzten Jahrzehnten vor Chr., kehrt er in sehr langgezogenen, gewöhnlich streng symmetrischen Formen auf Tongefäßen wieder.



Abb. 371. $1/_4$.



Abb. 372. $1/_4$.

Abb. 371 u. 372. Cröbern bei Leipzig (nach Jacob). Gedrehte Gefäße der Latènezeit.

Nicht etwa unter römischer Einwirkung, denn eine solche bestand damals, am Ausgange der sog. Latènezeit, noch in keiner Weise. Eher wäre eine vorrömische illyrische (pannonische) Einwirkung möglich, wie sie denkbar ist für das Stufenmuster bei Fibeln (Abb. 311—313, 319—320), Bronzeschnallen, Bronzebeschlägen an der Mündung von eisernen Schwertscheiden und anderen Metallstücken, wo es allerdings stets erst beim Übergang in die Kaiserzeit oder noch später erscheint. Allein ein eigentlicher Mäander ist auch auf provinzialrömischem Gebiet für das Ende der Latènezeit nicht nachzuweisen.

Und auch hier scheiden sich die beiden großen Gruppen der West- und Ostgermanen alsbald in der Art, wie sie dieses Muster gestalten. Abb. 374 und 375 veranschaulichen die westgermanischen Arten des Mäanders und des ihm gleichwertigen Zinnenmusters der Latènezeit, Abb. 373 die ostgermanischen Arten derselben Zeit. Während die Ostgermanen zunächst das einfache, leere Linienband oder ein solches mit Strichfüllung, Schrägstrichen, Längsstrichen, Tannenzweigmuster bevorzugen (Abb. 373, 1—4), wenden die Westgermanen mit Vorliebe die ihnen längst geläufigen Arten der Ausführung an: das punktgefüllte Strichband (Abb. 374, 5, 6) oder die beiderseits von Punkten umsäumte Linie (Abb. 374, 6; 375, 7); die erste Art auch bei Ostgermanen häufig (Abb. 373, 5), die letzte bei ihnen nur einmal in Doppelmäander belegt (Abb. 373, 6) und dies bei einem kleinen

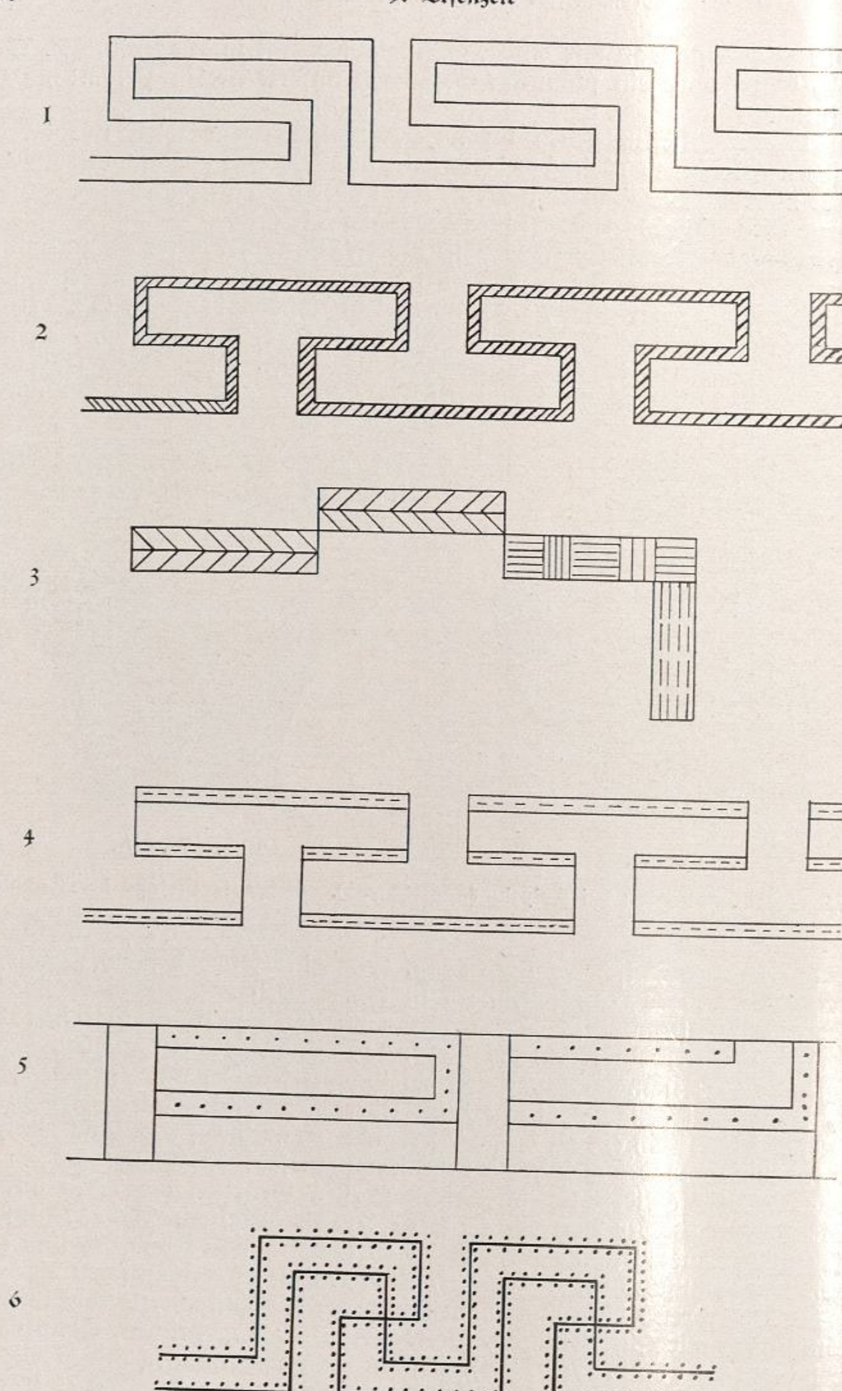


Abb. 373, Nr. 1—5. Muster des ostgermanischen Mäanders vom Ende der Latènezeit. Nr. 6 vom Beginn der Kaiserzeit.

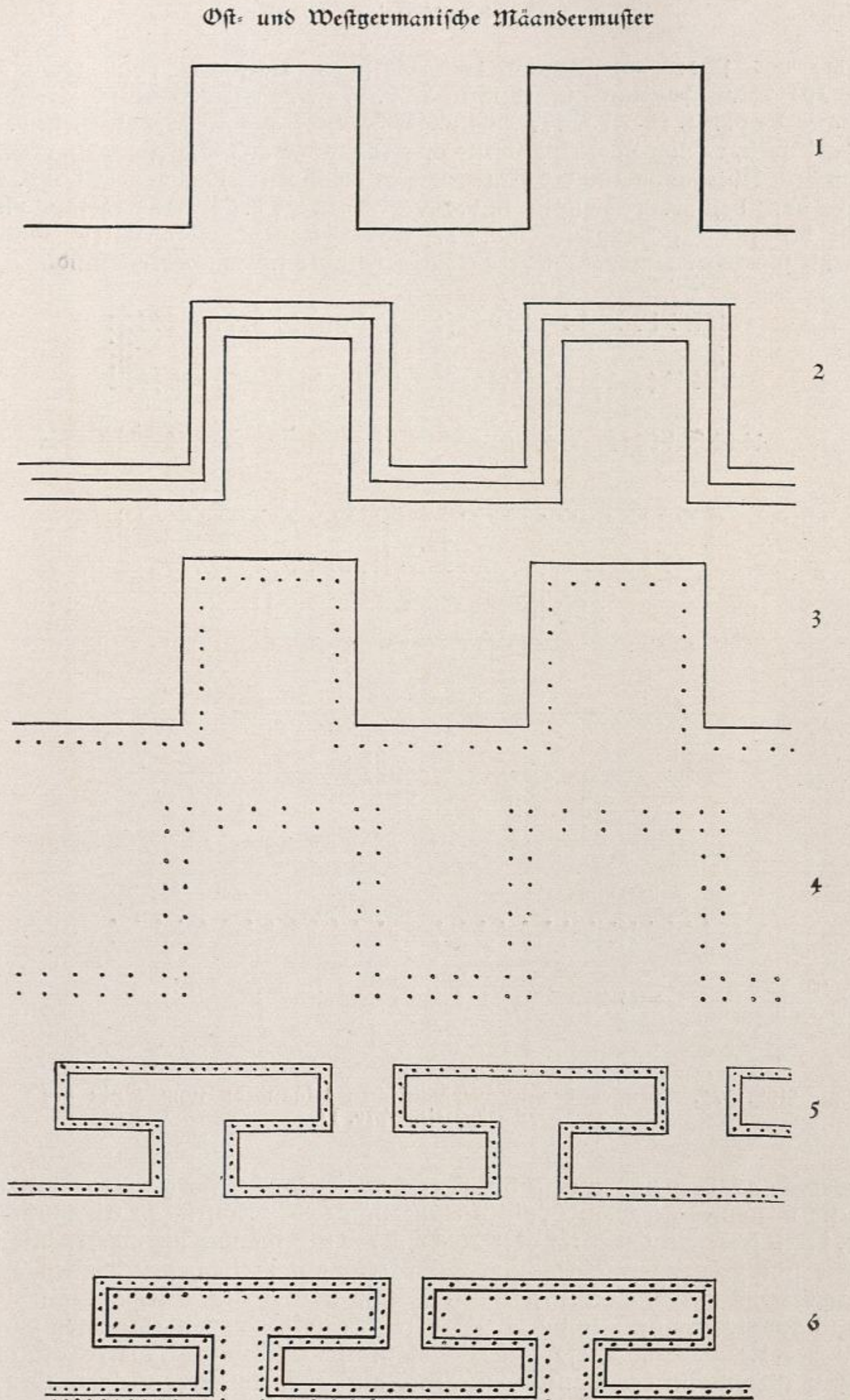


Abb. 374. Westgermanisches Zinnenmuster und westgermanischer Mäander vom Ende der Latènezeit. Nr. 1.

Gefäße, das schon am Beginn der römischen Kaiserzeit steht (Abb. 378). Seite 191 veranschaulicht außerdem in Abb. 376 eine westgermanische Mäanderurne aus Böhmen, in Abb. 377 eine ostgermanische aus Westpreußen, beide aus der Latènezeit, endlich noch eine zweite ostgermanische aus Schlesien, die ebenfalls bereits dem Übergange aus der Latènezeit in die Kaiserzeit angehört (Abb. 378).

Eine ganz besondere Stellung in der Latènegruppe der Mäandergefäße nimmt die in der schon genannten Abb. 377 wiedergegebene reichverzierte Gattung glänzend schwarzer rundbauchiger Terrinen ein, die sich nach der Mündung, wie

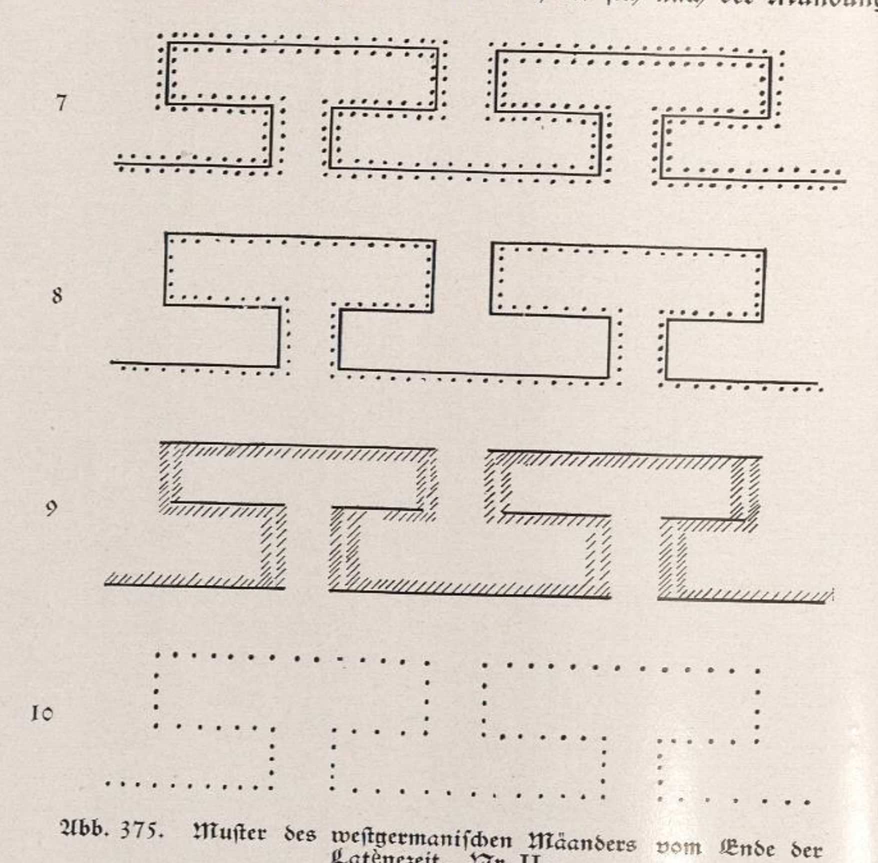


Abb. 375. Muster des westgermanischen Mäanders vom Ende der Latènezeit. Nr. II.

besonders nach dem hohen Fuß hin stark verengen. Auf der größten Bauchweite sind sie mit einer geradezu üppigen Fülle von stets wechselnden Ziermustern bedeckt, deren jedes ein Quadrat oder Rechteck des Gurtbandes ausmacht. Als solche Muster sind zu nennen Kreuz und Hakenkreuz mit breiten, gestrichelten Armen, Schachbrett, Rauten, Tannenzweig u. a. Ein vollkommener Mäander fehlt; ihn ersetzt das Stufenmuster und das Hakenkreuz, gewissermaßen Vorstufen oder Abarten des Mäanders. Diese schöne Gefäßform erscheint besonders oft an der unteren Weichsel in der Danziger Gegend, also auf rugischem Gebiet, aber schon zu einer Zeit, da dies Gebiet bereits gepidisch zu werden begann. Denn wir werden gleich hören, daß, wie so viele Spätlatèneformen in der späten Kaiserzeit wieder auftauchen, so auch diese Form an der nämlichen Stelle, die damals seit Jahr-



Abb. 376. $^{1}/_{5}$. Westgermanische Mäanderurne der Latènezeit. Planany, Nordböhmen (nach Pič.)



Abb. 377. $^{1}/_{3}$. Suckschin, Kr. Danziger Höhe. Ostgermanische einhenklige, reichverzierte Urne der Latènezeit. (Abb. vom Westpr. Prov.-Museum freundlichst geliehen.)

hunderten gepidisch beherrscht war, und außerdem ist sie nun auch bei den eigentlichen Goten im Samlande zu finden (s. unten).

Die verschiedenen Arten des ostgermanischen Mäanders der Römischen Kaiserzeit sehen wir in Abb. 381, 382 dargestellt: hier überwiegt jetzt beim einfachen Mäander das punktgefüllte Linienband (Abb. 381, 383), beim Doppelmäander (Abb. 382, 380) jedoch die alte Strichfüllung in mannigfachster Abwechslung, zuweilen vereint mit der Punktfüllung, wie bei dem Gefäß aus Siegda (Abb. 382 Nr. 5 und Abb. 384). Charakteristisch sind auch die Formen der ostgermanischen Gefäße der Kaiserzeit, in Schlesien und Südposen besonders durch die Dreizahl der Henkel und ihre knieförmige Gestaltung, in Nordposen und



Abb. 378. $^1/_2$. Alt-Wansen, Kr. Ohlau. Museum Breslau.

Abb. 379. $^1/_5$. Poln. Neudorf, Kr. Breslau. Museum Breslau.

Abb. 378 und 379. Ostgermanische Mäanderurnen frühester Kaiserzeit.

Hinterpommern durch den eigenartigen zweihenkligen Typus, der in der Urne von Brostowo mit seine schönste Ausführung gefunden hat (Abb. 385). Die vorher beschriebene einhenklige, rundbäuchige, hochfüßige, reichverzierte Terrine (Abb. 377) lebt auch in der mittleren und späteren Kaiserzeit fort, und ist nun nicht mehr auf das nördliche Westpreußen und das östliche Hinterpommern beschränkt, sondern greift über das südliche Westpreußen stark nach Nordposen hinüber. Das abgerollte Zierband eines leider nur unvollständig erhaltenen derartigen Stückes zeigt Abb. 380. West- und Ostpreußen hat im 3. Jahrhundert nach Chr. seine Eigenart in einer besonders hohen einhenkeligen Pokalform, die durch ihre ganze Gestalt und glänzend schwarze Farbe, den hochliegenden Bauchteil, den hohen stark verengten Fußteil, die Einhenkeligkeit, und vor allem durch die Art der Verzierung, ihre Verteilung auf ein Gurtband von Rechtecken, deren Fülle ständigen Wechsel der Muster aufweist, gleichfalls ein offenkundiger Nachkomme der eben besprochenen reichgeschmückten Terrinen aus der Latènezeit und

Abb. 380. $^1/_2$. Mäandermuster einer Urne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, Posen. Kaiser Friedrich-Museum, Posen.

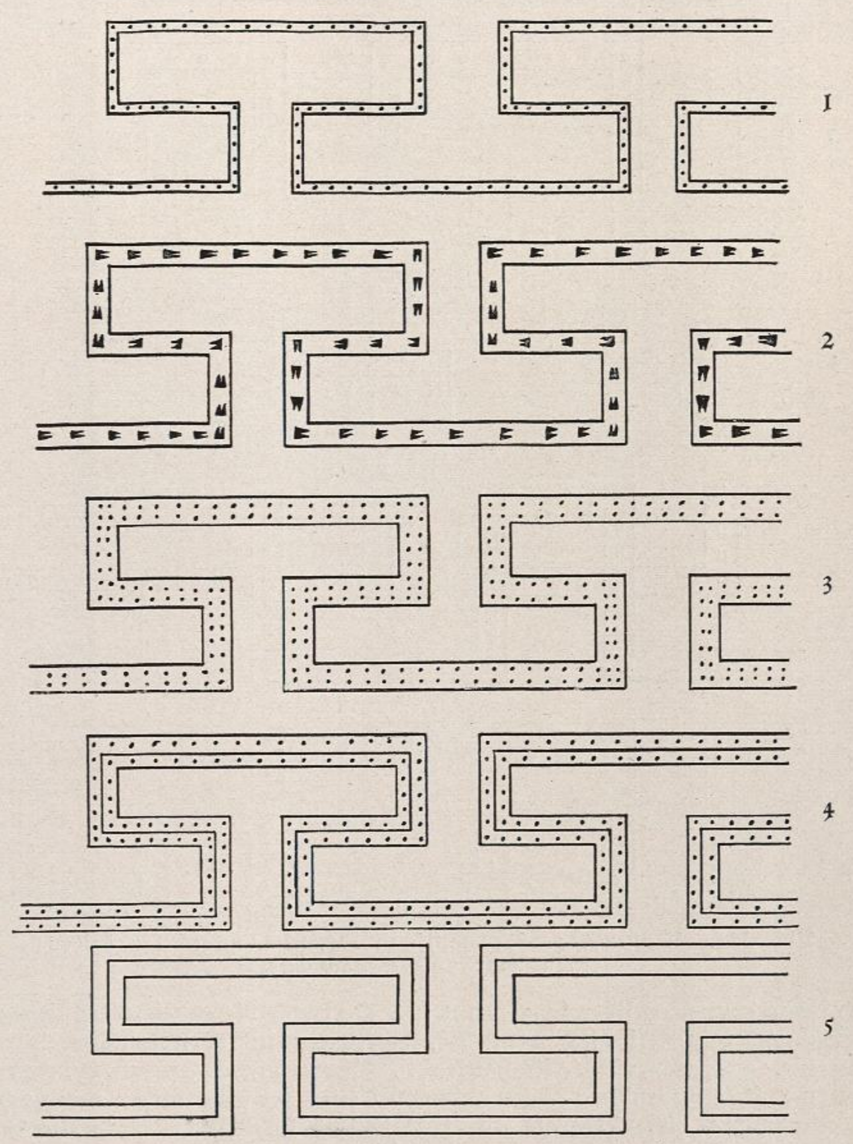


Abb. 381. Muster des ostgermanischen Mäanders der beiden ersten Jahrhunderte nach Chr.

damit der nächste Verwandte der gleichverzierten Terrinen der Kaiserzeit ist. Der Unterschied beider Formen besteht nur darin, daß der schlanke Fuß der Pokale noch weit höher emporsteigt und daß der Bauch der Pokale nicht streng kugelig,

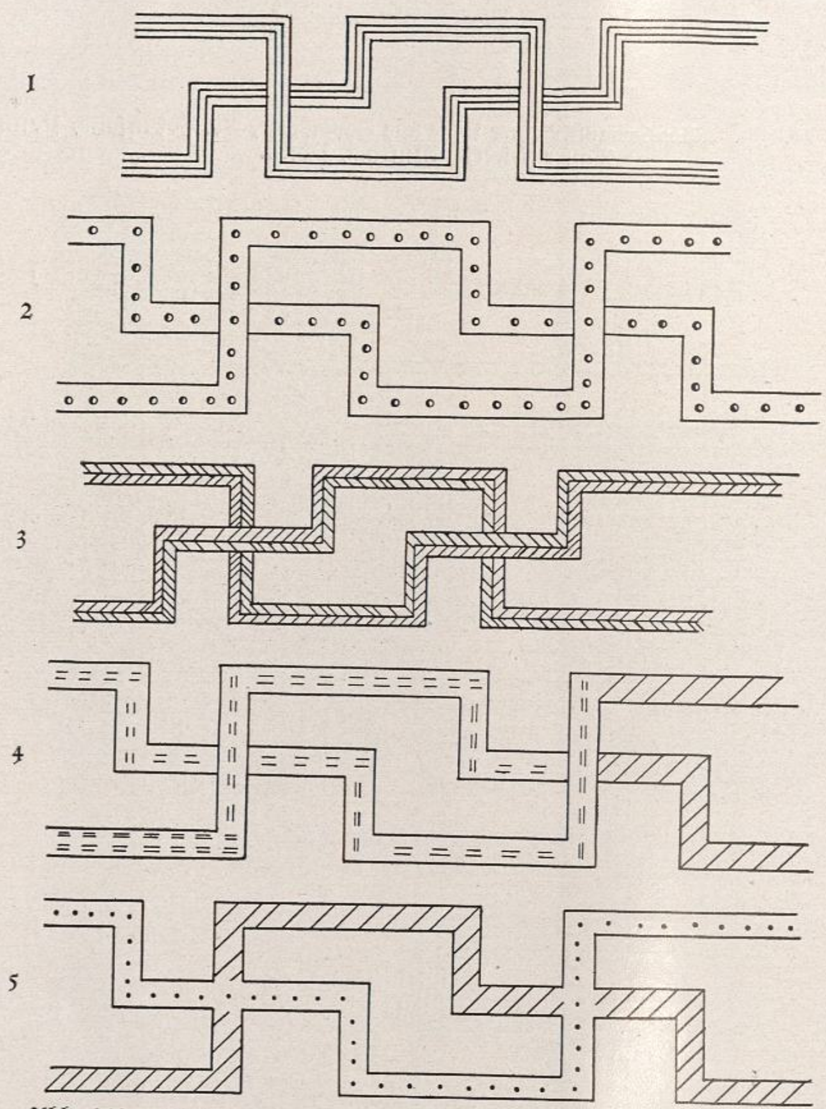


Abb. 382. Muster des ostgermanischen Doppelmäanders der beiden ersten Jahrhunderte nach Chr.

sondern eher doppelkegelförmig geformt ist. Vertreter dieser Gattung liegen vor aus Gräbern von Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen und von Wiekau und Corjeiten, Kr. Fischhausen in Ostpreußen, während bei den nach Pommern und Brandenburg abgewanderten Teilen der Burgunden nur noch entartete Exemplare dieser Pokale anzutreffen sind (Selchow, Kr. Greifenhagen; Tucheband, Kr. Lebus; Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim).

In den an die Ostgermanen nächstgrenzenden Strichen ahmen die Westgermanen sowohl die ostgermanische Urnenform, so die des Typus Brostowo, nach (Abb. 386), als auch den ostgermanischen Doppelmäander, führen diesen jedoch in der Rädchentechnik aus, die wir sogleich kennen lernen werden. Beides, jene Gefäßform, wie der Doppelmäander, fehlt im Hauptgebiet der Westgermanen. Dagegen ist für die Westgermanen mit Beginn der Kaiserzeit eigentümlich, daß sie in ihrem Mäandermuster den eigentlichen Körper, die Strichlinie, nun bloß noch als Führung für die zwiefache Punktierungsreihe ansehen und demgemäß fallen lassen, sobald sie das Punktmuster nicht mehr in Einzelstich ausführen, sondern mit Hilfe eines Rollstempels in Form einer gezahnten kleinen Scheibe, also eines feststehenden Rädchens, wenn man so sagen darf. Der „Rädchenmäander" ist von



Abb. 383. Ostgermanische Mäanderurne; Verzierung weiß eingelegt. 2. Jahrh. nach Chr. Pöpelwitz, Kr. Breslau, Schlesien. Museum Breslau.

nun an mehr als zweihundert Jahre lang ein untrügliches Merkzeichen westgermanischer Keramik (Abb. 386, 387, 389, 440, 441), Kultur und Bevölkerung, so gut wie der „Strichlinienmäander" jetzt die Ostgermanen kennzeichnet.

Wenden wir uns am Schlusse unserer Betrachtung der germanischen Kultur zur Römerzeit noch den Waffen dieser Zeit zu. Wir sahen, daß es während der Bronzezeit germanische Art war, die Kriegswaffe besonders schön zu gestalten und ihrem Wesen entsprechend zu verzieren. Zu allen Zeiten hat der germanische Krieger, insonderheit der Held, ein ganz besonders nahes Verhältnis zu seinen Waffengefährten gehabt, nicht bloß zu den Sippengenossen, die in der Schlachtordnung an seiner Schulter standen, sondern auch zu den Waffengefährten aus Bronze, Eisen oder Stahl, die sein Arm gegen den Feind schwang und auf die er sich lieber als auf Menschenhilfe verließ. Dieses gewissermaßen zärtliche Verhältnis des Germanen zu seiner Ausrüstung, vornehmlich zu den beiden hauptsächlichsten Angriffswaffen, zur Lanze und noch mehr zum Schwerte, zeigt sich



Abb. 384. Ostgermanische Mäanderurne mit Doppelmäander. Um 200 nach Chr. Siegda, Kr. Wohlau, Schlesien. Museum Breslau.



Abb. 385. Etwa 1/3. Ostgermanische Mäanderurne, um 200 nach Chr. Brostowo, Kr. Wirsitz, Posen. Museum für Völkerkunde, Berlin.



Abb. 386. Westgermanische Mäanderurne ostgermanischer Form, 1. Jahrh. nach Chr. Küstrin, Kr. Königsberg i. d. Neumark. Museum für Völkerkunde, Berlin.



Abb. 387. Westgermanische Mäanderurne. Badingen, Kr. Templin, Uckermark. Museum für Völkerkunde, Berlin.

auch in der frühen Eisenzeit. Denn sobald die Germanen zu einer durchgebildeten Waffenschmiedekunst gelangen, offenbaren sie wiederum, welch hohen Wert sie auf die Verzierung der Eisenwaffen legen. Das ist in den beiden letzten Jahrhunderten vor Chr. der Fall, ganz besonders bei den Ostgermanen, und unter



Abb. 388. Westhavelland, Prov. Brandenburg. Mäanderurne mit Kreuz und Hakenkreuz. I. Jahrh. nach Chr. Privatbesitz.

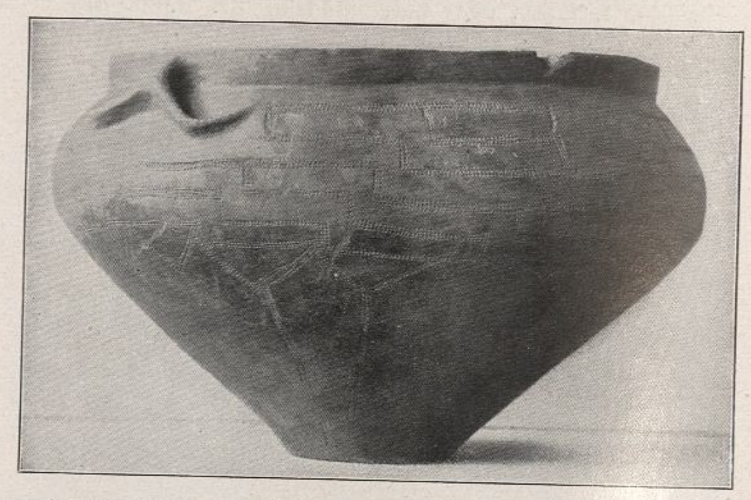


Abb. 389. Westgermanische Mäanderurne. Nienbüttel, Kr. Ülzen Prov. Hannover. Prov.-Museum Hannover, 16332.

diesen wiederum am hervorragendsten bei den Burgunden, die in jener Zeit von Bornholm nach Hinterpommern und Westpreußen links der Weichsel eingewandert waren und weiter südwärts nach Posen hinein etwa bis in die Nähe der Warthe sich ausdehnten.

Charakteristisch für die Burgunden und auch noch für die nicht sehr viel später aus Gotland nach dem Weichselmündungsgebiet herübergekommenen Goten ist

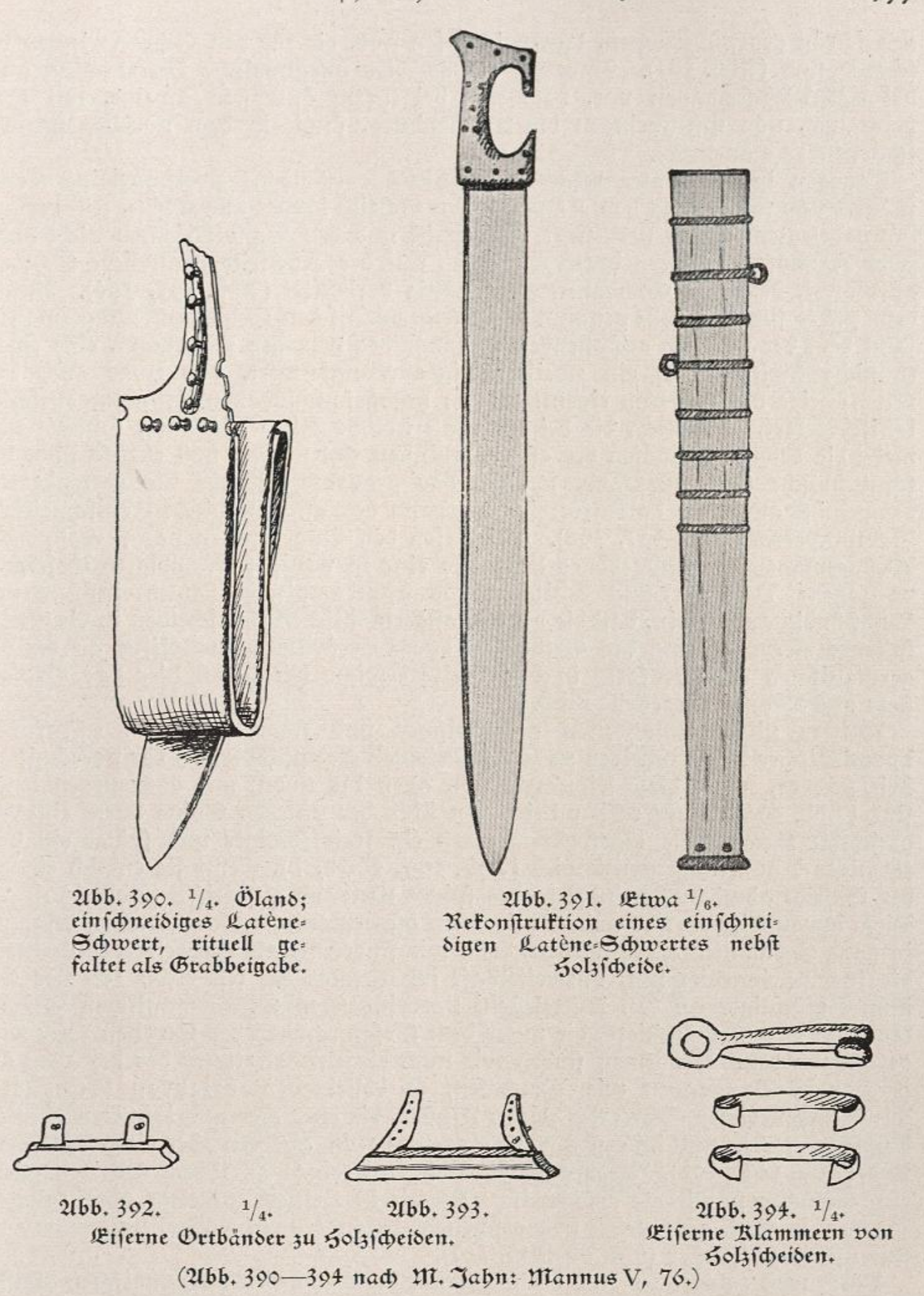


Abb. 390. $^1/_4$. Öland; einschneidiges Latène-Schwert, rituell gefaltet als Grabbeigabe.

Abb. 391. Etwa $^1/_6$. Rekonstruktion eines einschneidigen Latène-Schwertes nebst Holzscheide.

Abb. 392. $^1/_4$. Abb. 393. Eiserne Ortbänder zu Holzscheiden.

Abb. 394. $^1/_4$. Eiserne Klammern von Holzscheiden.

(Abb. 390—394 nach M. Jahn: Mannus V, 76.)

ein einschneidiges Schwert von nur etwa 70 cm Länge. Es wurde in einer Holzscheide getragen, deren beide Holzplatten von eisernen Klammern zusammengehalten wurden und deren unteres breites Ende zuweilen in einem eisernen Ortband (Beschlag) endigt (Abb. 390—393). Zwei von diesen Eisenklammern, die

sich schräg gegenüberstehen, laufen in Ösen aus, die für den Schwertriemen bestimmt sind (Abb. 394). Zuweilen kommt dies burgundische Kurzschwert auch bei den Westgermanen vor, doch nur bei ihrem östlichsten Zweige, den Elbgermanen, von Ostthüringen bis Mecklenburg, sowie in dem nördlich sich anschließenden Dänemark.

Dagegen ist das unter keltischem Einfluß entstandene zweischneidige Langschwert von mindestens 1 m Länge, dessen Scheide immer aus Eisen, seltener aus bronzebelegtem Eisen hergestellt worden ist und den Schwertriemen nicht durch zwei Randösen, sondern durch eine oben auf der Rückseite befindliche Schlaufe aufnimmt, bei allen Germanen gleichmäßig verbreitet (Abb. 395, 396). Außerdem findet sich in jenem genannten mittelgermanischen Gebiet der Elbgermanen, samt dem der nördlich anstoßenden Stämme des heutigen Dänemark, eine eigentümliche Zwitterform: ein zweischneidiges Langschwert, das zwar auch eine Eisenscheide hat mit dem eigentümlichen hochgeschwungenen Mündungsbeschlag keltischer Art, aber nicht die bei ihr sonst übliche Riemenschlaufe, sondern vielmehr die beiden Randösen der ostgermanischen Holzscheide, und ebenso nicht das sonst übliche spitze Ortband, sondern das gradabschneidende Schwertende und demgemäß auch das balkenförmige Ortband des ostgermanischen einschneidigen Kurzschwertes (Abb. 397, 398). Bei diesen den Ostgermanen nächst wohnenden Westgermanen des Elbgebietes liegt also eine in völlig selbständigem Geschmack vollzogene Verschmelzung keltischer und ostgermanischer Kultureinflüsse vor. Selbständig auch darin, daß die bei den ostgermanischen Holzscheiden in die Augen fallende Hervorhebung des Ortbandes durch Herstellung aus Eisen an der elbgermanischen Zwischenform in der Weise erreicht wird, daß hier das Ortband stets aus Bronze hergestellt wird.

Weitere Eigentümlichkeiten germanischer und zwar wiederum offenkundig burgundischer Metallscheiden zu zweischneidigen Langschwertern der vorrömischen Zeit sind es, wenn diese leiterartig von oben bis unten mit Querstegen besetzt sind (Abb. 396), wenn weiter bei ihnen über der unteren Spitze durch einwärts gerichtete zackenartige Vorsprünge zuerst ein kreisförmiger und später ein herzförmiger Raum abgegrenzt wird (Abb. 399, 400 a, b), wenn sie endlich ein aus der Scheide abwärts heraustretendes spitzes Ortband aufweisen (Abb. 400 b—d). Diese burgundischen und andere allgemein ostgermanische Schwertarten erlangten in ganz Germanien Berühmtheit, denn wir finden sie als Handelsware verbreitet bis ins Rheingebiet hin, unzweifelhaft im Gefolge der seit etwa 100 vor Chr. immer mächtiger an den Mittelrhein vordringenden westgermanischen Stämme des Elb- und Havelgebiets, die unter dem Gesamtnamen der Sweben zusammengefaßt wurden. Bei ihnen finden wir auch einzelne Vertreter der bei allen Ostgermanen, Burgunden wie Wandalen, so beliebten *verzierten Schwerter*. Die Klingen dieser Schwerter zeigen Muster, die entweder aus Punkten oder aus Tupfen bestehen und im ersten Falle eingepunzt, im anderen aber eingeätzt worden sind (Abb. 401, 402). Aber auch die Scheiden zeigen an ihrem Oberteil allerlei ein- oder angeschmiedete geometrische Muster in Leisten aufgelegt oder, falls aus Bronze, in Guß hergestellt; hier erscheinen besonders rechteckige, hakenkreuz- und stufenförmige Muster (vgl. oben S. 187).

Noch weit zahlreicher sind die wiederum durchaus von burgundischen Waffenmeistern herrührenden verzierten eisernen *Lanzenspitzen*.

Gegenüber dem schmalen, dicken, kurzen Blatt mit halbrunder Tüllenfortsetzung bis zur Spitze, wie sie der gegossenen Bronzelanze eigen, ist das charakteristische der eisernen Lanzenspitzen der Latènezeit, wie schon der ihr vorausliegenden sog. Hallstattzeit (s. Abb. 298), das dünne, platt gehämmerte Blatt mit scharfkantigem

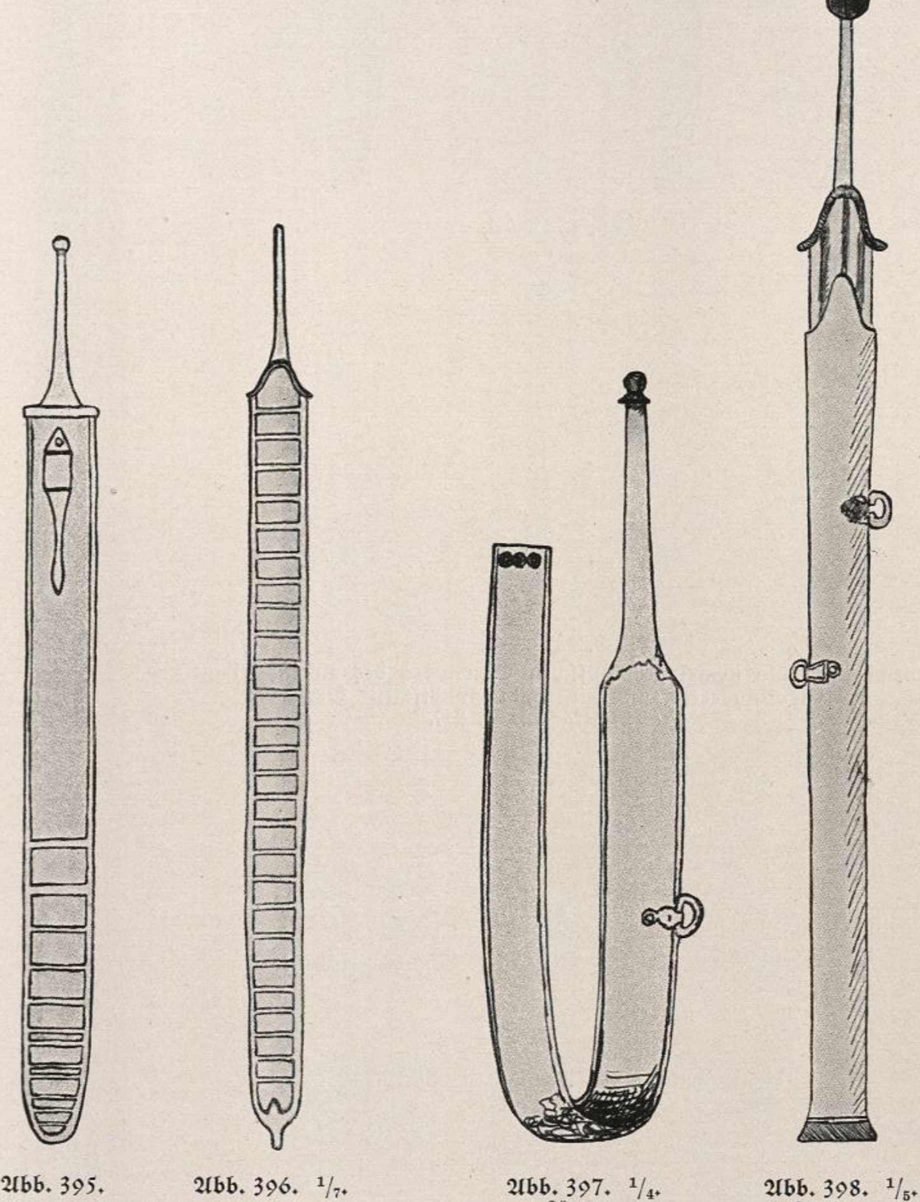


Abb. 395. Abb. 396. 1/7. Zweischneidige Latène-Schwerter nebst Eisenscheiden mit Sprossenbesatz. Nr. 395 keltisch und germanisch (Rückseite); Nr. 396 rein germanisch (Vorderseite). (Jahn: Mannus V, 79.)

Abb. 397. 1/4. Fünen. Abb. 398. 1/5. Seeland. Sog. „mittelgermanische“, zweischneidige Latène-Schwerter mit Eisenscheiden von Holzscheidenform. (Jahn: Mannus V, 76).

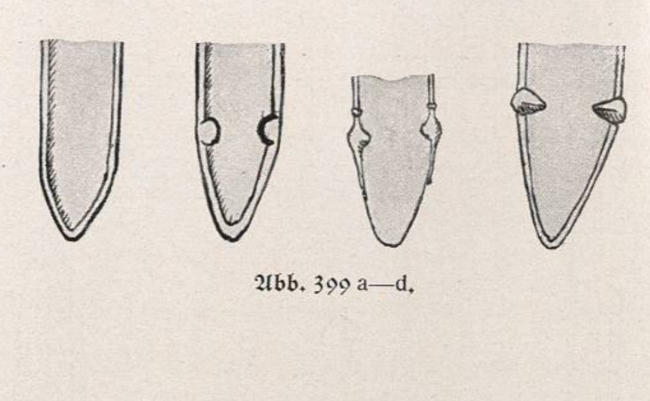


Abb. 399 a—d.

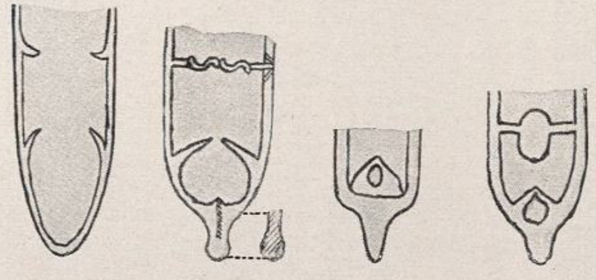
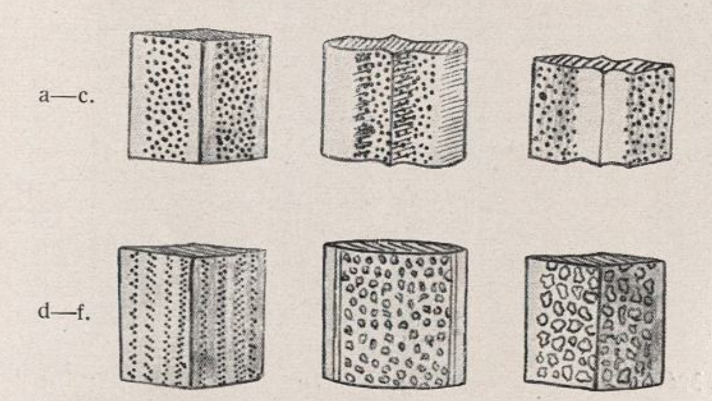


Abb. 400 a—d.
Entwicklung des gemeingermanischen Ortbandes des zweischneidigen Latène-Schwertes zum spitzen „burgundischen“ Ortband.
(Jahn: Mannus V, 81).



a—c.

d—f.

Abb. 401 a—f. Muster auf ostgermanischen verzierten Schwertklingen der Latènezeit: a—d gepunzt; e, f geätzt.

(401, 402. Jahn: Mannus V, 81.)

Abb. 402. Etwa $^1/_5$. Kaulwitz, Schlesien: verzierte Schwertklinge der Latènezeit.

Mittelgrat, der wiederum die grade Fortsetzung der runden Tülle ist. Neben kürzeren, sehr breiten Lanzenspitzen (Abb. 403) erscheinen jetzt in überwiegender Zahl schlankere von einer Länge bis weit über einen halben Meter (Abb. 404).

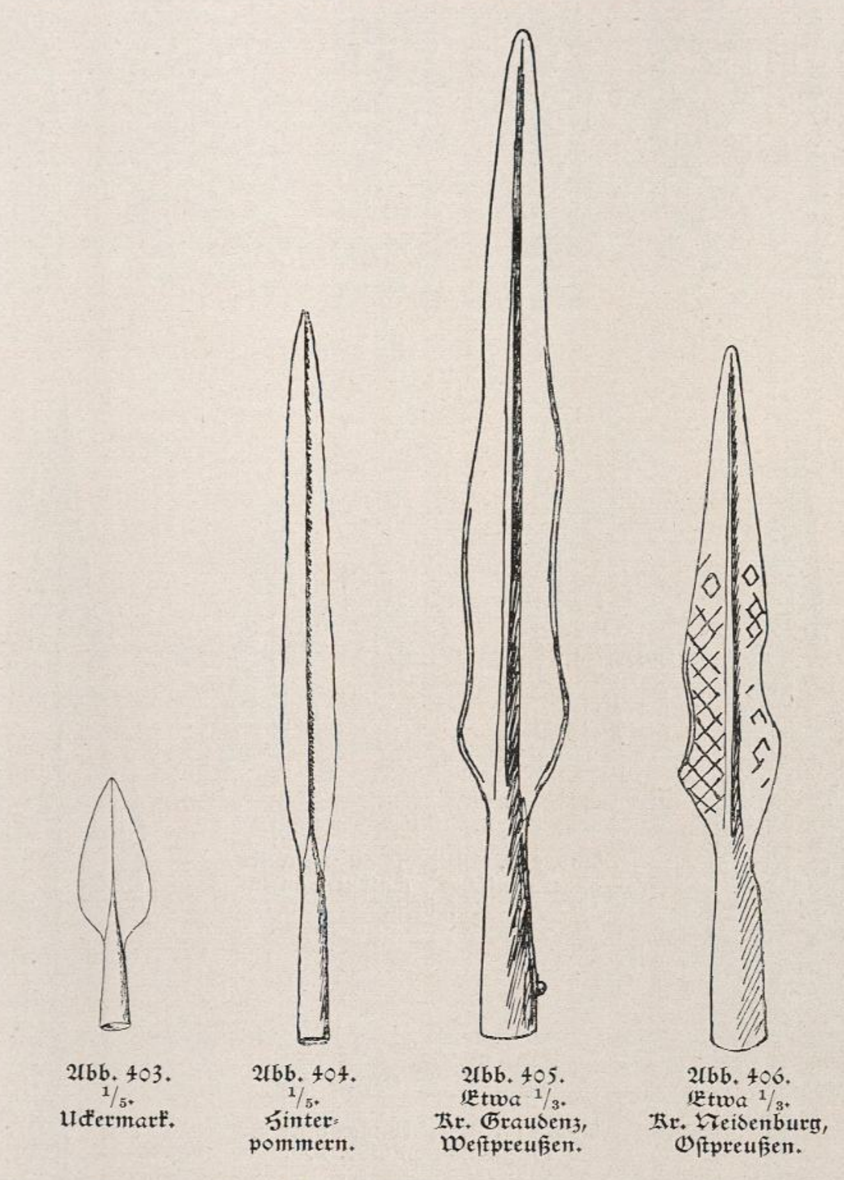


Abb. 403. $^1/_5$. Uckermark.

Abb. 404. $^1/_5$. Hinterpommern.

Abb. 405. Etwa $^1/_3$. Kr. Graudenz, Westpreußen.

Abb. 406. Etwa $^1/_3$. Kr. Neidenburg, Ostpreußen.

Der Holzschaft, von 2—3 m Länge, lief hinten in einen eisernen Lanzenschuh aus. Sehr selten und nur auf burgundischem Gebiete erscheinen Speere, d. h. Wurf-, nicht Stoßlanzen, deren Eisenspitzen mit langen Widerhaken versehen sind, auch eine ausschließlich germanische Erscheinung.

Als eine Art Verzierung des Lanzenblattes ist es aufzufassen, wenn man an beiden Schneiden unsymmetrisch gestellte Bogenausschnitte machte (Abb. 405).

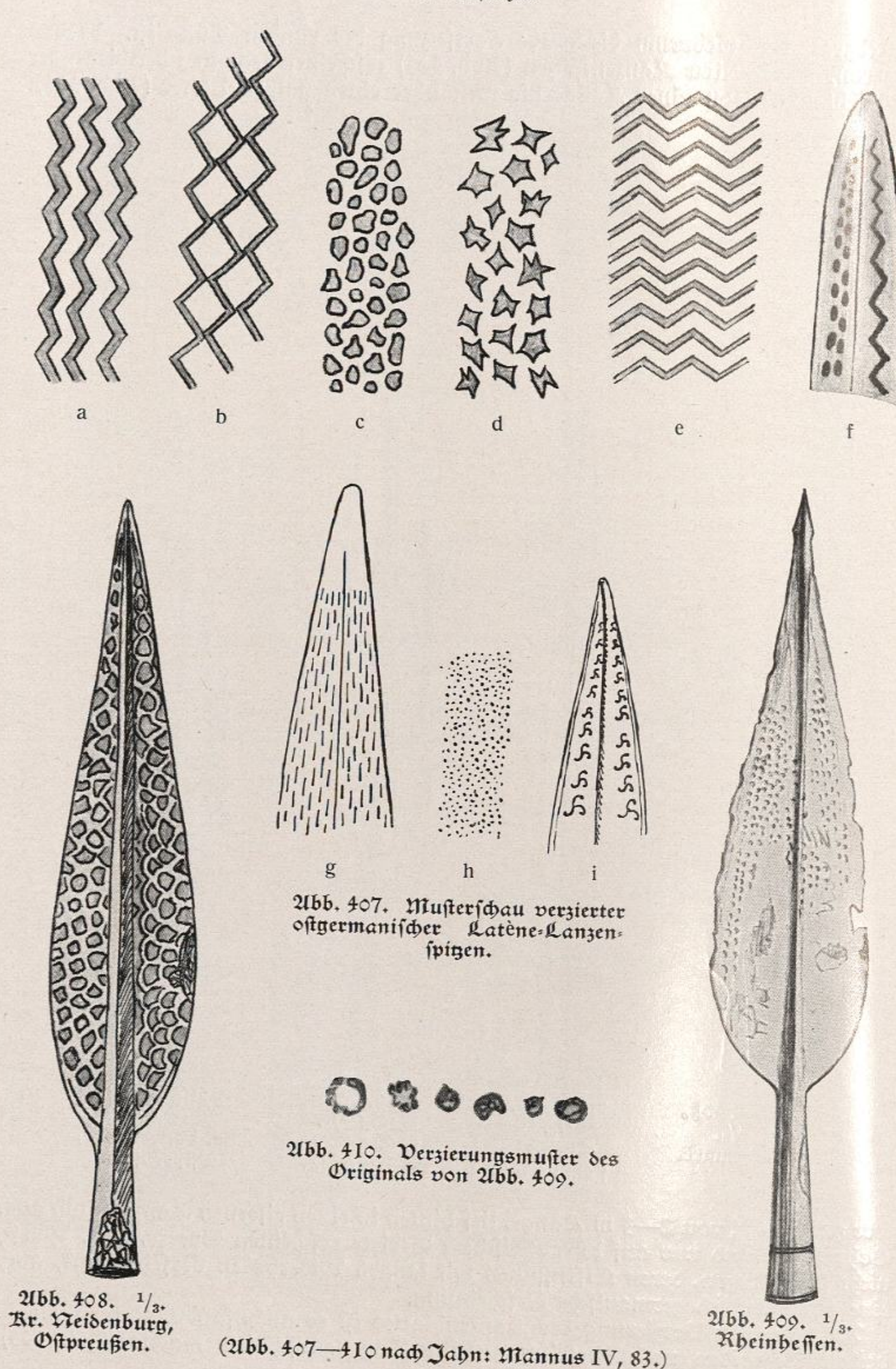


Abb. 407. Musterschau verzierter ostgermanischer Latène-Lanzenspitzen.

Abb. 410. Verzierungsmuster des Originals von Abb. 409.

Abb. 408. 1/3. Kr. Neidenburg, Ostpreußen.

Abb. 409. 1/3. Rheinhessen.

(Abb. 407—410 nach Jahn: Mannus IV, 83.)

Diese hatten also nicht den Zweck, die Verwundung möglichst schwer, beim Herausziehen des Speeres aus der Wunde gar unheilbar zu machen, wie das in der Steinzeit allerdings geschah mit den an beiden Schneiden scharf ausgezackten Lanzenspitzen aus Feuerstein. Die eigentliche Verzierung bedeckte das ganze Lanzenblatt und wurde erst in der Kaiserzeit gern auf einen spitzovalen Ausschnitt des unteren Blatteils eingeschränkt. Sie bestand ursprünglich aus einem mehrreihigen Zickzackband in Längs- oder in Querrichtung, vergröberte sich bald aber zu Tupfen-, Stern-, Strich- und Punktmustern (Abb. 407, 408). Ähnlich wie bei den Schwertklingen ist bei den Lanzenspitzen diese Verzierung in der Hauptsache eingeätzt worden. Zuweilen erscheinen so bedeutungsvolle Zeichen wie das laufende Dreibein („Triskeles": Abb. 407 i), das ohne Zweifel verwendet wurde, um göttliche Hilfe und damit erfolgreichen Sieg an diese Waffe zu fesseln.

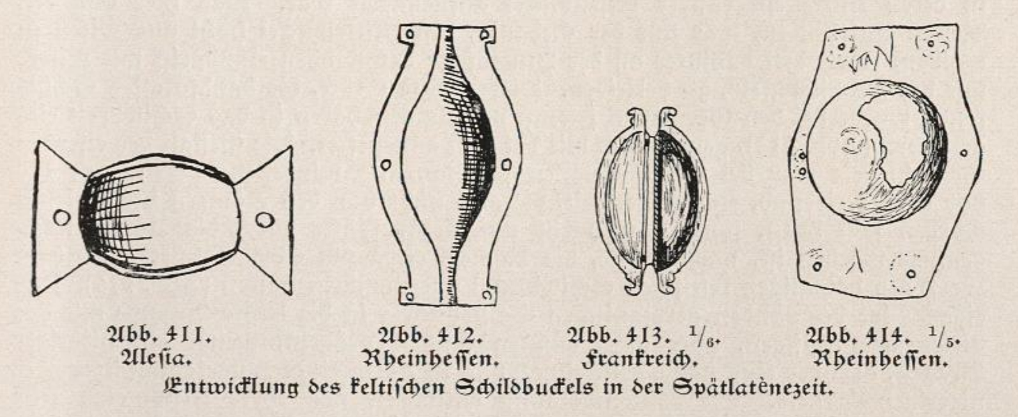


Abb. 411. Alesia. Abb. 412. Rheinhessen. Abb. 413. 1/6. Frankreich. Abb. 414. 1/5. Rheinhessen.
Entwicklung des keltischen Schildbuckels in der Spätlatènezeit.



Abb. 415. 1/2. Kr. Neidenburg, Ostpreußen.
Eiserne Schildfessel der Latènezeit.

Wie die burgundischen Kurzschwerter und die allgemein ostgermanischen verzierten Langschwerter, so kamen auch die burgundischen verzierten Lanzenspitzen zu den Elbgermanen. Wir begegnen ihnen ebenfalls bei den nach dem Rhein ausgewanderten Sweben cäsarischer Zeit, und nicht nur am Rhein (Abb. 409, 410), sondern was von besonderem geschichtlichen Werte ist, auch in Frankreich. Und zwar erscheinen sie dort zu Alesia, also an jenem kriegsgeschichtlich bekannten Orte, wo Cäsar in der Hauptsache durch die diesseits des Rheins angeworbene germanische, sicher swebische, Reiterei, jene berühmte aus Reitern und mitlaufenden Fußsoldaten „gemischte Truppe", im Jahre 52 vor Chr. den entscheidenden Sieg über das große Heer des Gallierhäuptlings Vercingetorix errang. Diese Ermittelung ist um so sicherer, als auch andere Arten Lanzenspitzen von sicher burgundischer Schmiedekunst, sowie ein germanischer Schildbuckel in Kegelform bei Alesia gefunden worden sind. Die gleichzeitig in Alesia gefundenen keltischen Schildbuckel aus dieser Zeit (Abb. 411) haben eine ganz abweichende Gestalt.

Wir haben aus Vorstehendem schon erkannt, daß die herrschende Anschauung, wonach die Bewaffnung der Germanen in der vorrömischen Eisenzeit nichts als eine Entlehnung der keltischen Bewaffnung sei, gänzlich in die Irre geht. Die

einschneidigen Schwerter sind eine rein germanische Waffe, die zweischneidigen Schwerter sind wohl anfänglich, d. h. im 2. Jahrhundert vor Chr. den keltischen nachgebildet worden, entwickeln sich aber sogleich nach eigenen germanischen Gesetzen weiter. Die Entlehnung der Form des zweischneidigen Schwertes ist aber der einzige wesentliche keltische Einfluß auf die Gestaltung der germanischen Bewaffnung in der vorrömischen Eisenzeit.

Von den Verteidigungswaffen ist der Schild bei den Germanen uralt, schon in der älteren Bronzezeit nachweisbar aus den Felsenzeichnungen. Sehr selten war er aus Bronze; für gewöhnlich bestand er damals rein aus vergänglichem Stoff, Holz oder Rutengeflecht, auch am Mittelbuckel. In der Eisenzeit war er lange Zeit ebenso: erst in der Latènezeit wurde er verbessert. Und zwar bestand er aus einigen dünnen länglichen, senkrecht nebeneinander gestellten Brettchen, in deren Mitte ein runder Eisenbuckel aufgenagelt war. Was hier von den Kelten entlehnt ist, war nur der Gedanke, den Mittelbuckel hohl aus Eisen zu wölben, sowie den dahinter an der Innenseite befindlichen Handgriff mit Eisen, mit der „Schildfessel", zu bekleiden. Dieses letzte Stück, die bandförmige Schildfessel, wurde bei den Germanen seltenst mittels Endhaken in das Schildbrett eingetrieben (Abb. 415), gewöhnlich mit Nägeln angeheftet. Die Gestalt des eisernen Schildbuckels war bei den Germanen sogleich, also mindestens bereits um 100 vor Chr. kreisrund, eine Eigenheit, die also nicht von den Römern her entlehnt worden sein kann, sondern vielmehr umgekehrt später durch die Römer nachgeahmt worden ist, nachdem sie, die Römer, etwa um Chr. Geburt am Rhein zuerst den damaligen keltischen Schildbuckel übernommen hatten (Abb. 414). Das eigenartige des runden germanischen Schildbuckels ist die breite Krempe mit den vielen großköpfigen, aber ganz dünnen flachen Nägeln, weiter ein niedriger Kragen, darüber eine flache Buckelwölbung in Form eines Kugelabschnittes oder niedrigen Kegels. Die Buckelwölbung entwickelt aus ihrer Mitte eine sehr rasch zur Stangenform strebende Erhebung, die aber in der Latènezeit stets kurz bleibt, während die am Schluß des zweiten Jahrhunderts nach Chr. einsetzende Wiederholung dieser Entwicklungsreihe im Gegensatze zu der Latènezeit vielmehr zu schmalen und hohen Kegelformen mit sehr hohem Kragen und schlanker Mittelstange führt, die besonders bei den Ostgermanen scharf zugespitzt wird (Abb. 416). Einer meiner Schüler, Martin Jahn, hat der Entwicklung der germanischen Bewaffnung der beiden Jahrhunderte vor und nach Chr. ein sehr eindringendes Studium gewidmet und ist durch seine genauen Beobachtungen zu weit reicheren Ergebnissen gekommen, als es mir in meiner nur die großen Züge der Entwicklung festlegenden Darstellung einst möglich war. Jahn ist auch zu der schönen Erkenntnis gelangt, daß die anhaltende germanische Neigung die Mitte des Schildbuckels in eine weit hervorragende Spitze oder Stange auslaufen zu lassen, ganz unzweifelhaft damit zusammenhänge, den stets sehr leichten Schild nicht nur als Verteidigungswaffe zum seitlichen Abschlagen der heraneilenden Speere und Pfeile, sondern zugleich im Nahkampfe als eine zweite, von der linken Hand geführte Angriffswaffe neben der Lanze oder dem Schwerte zu benutzen. So sehen wir, daß schon in der Art der Bewaffnung sich das germanische Wesen deutlich ausspricht, heldenhaftes Daraufgehen, das wenig von der bloßen Verteidigung hält, sondern sein Ziel in rücksichtslosem, sich aufopfernden Angriff zu erreichen sucht.

Eine starke Entwicklung machen auch die Nieten durch, mit denen die Buckelränder oder Krempen auf der Holzunterlage des Schildes befestigt werden. Aus den flachen breiten Scheiben der Latènezeit werden in der römischen Kaiserzeit zuerst niedrig, später hoch gewölbte Knöpfe, die z. T. hohl in Fingerhutart und dann stets von Bronze gebildet werden, eine westgermanische Eigenheit (Abb. 416 a, c). Den kaiserzeitlichen Nietköpfen der Oberseite entsprachen eiserne Mutterscheiben auf der Rückseite der Schilder, die später ebenso wie die Fingerhutnietköpfe aus Bronze hergestellt, und dann zu fein profilierten Schlußknöpfen umgebildet werden (Abb. 416 a, c). Auch die Zahl der Nieten wechselt

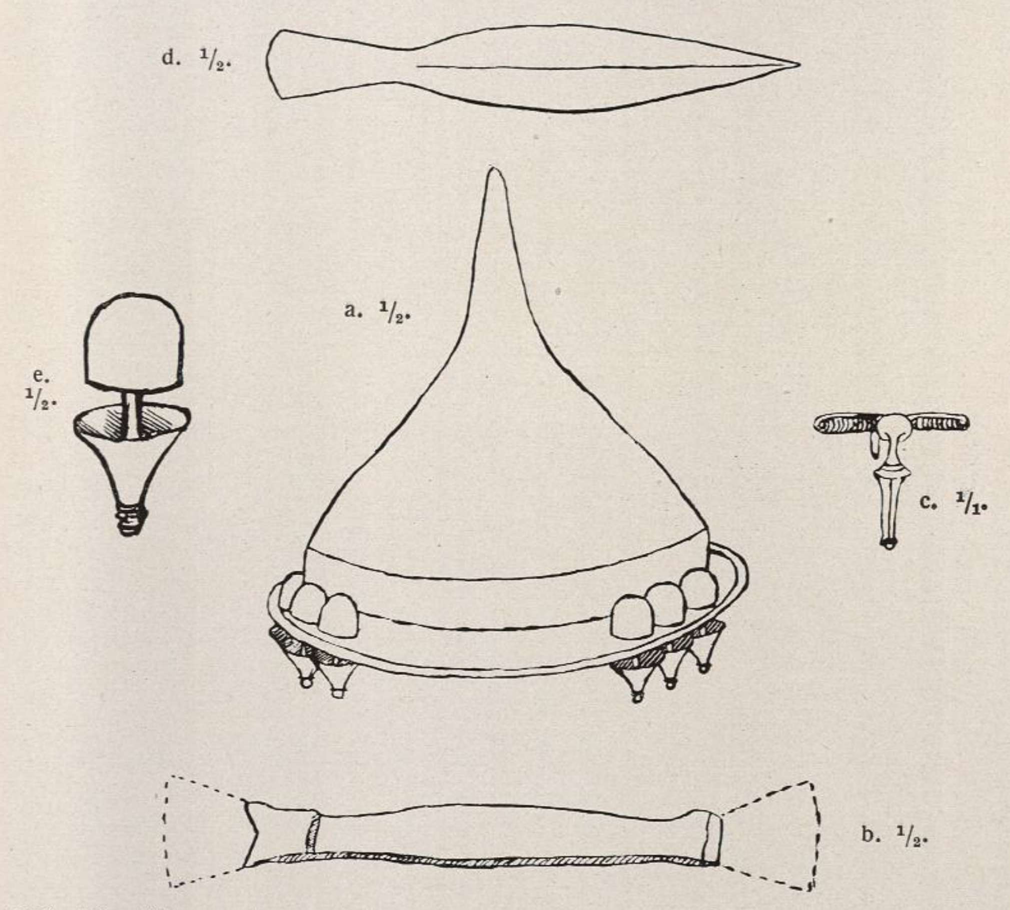


Abb. 416. Lünow, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg: Skelettgrab des 2. Jahrhunderts.
An der rechten Körperseite lagen: a. eiserner Schildbuckel mit 3 × 3 Bronzenieten (c); b. zerstörte eiserne Schildfessel; d. Lanzenspitze mit scharfem Mittelgrat; e. kräftig profilierte Bronzefibel (vgl. Abb. 324); f. Bronzeschnalle und 3 Bronze-Riemenzungen; g. Bronzebeschläge zu 2 Trinkhörnern (Abb. 449, 450, 451, 452).

in den Jahrhunderten: für die vorrömische Zeit ist eine große Anzahl ziemlich dicht stehender Nieten charakteristisch, für die Kaiserzeit aber eine gleichmäßige Verteilung von je ein, zwei oder drei Stück auf drei oder auf vier Stellen der Krempe (Abb. 416 und 417).

Zusammengehalten werden die dünnen Holzbretter der bei Ostgermanen gewöhnlich runden, bei Westgermanen ovalen oder länglich sechseckigen Schilde durch einen Randbeschlag mit Nietfortsetzungen, der in der Latènezeit von



Abb. 417. Kleiner als 1/2. Hohenwutzen, Kr. Königsberg, Neumark. Ostgermanische Grabfunde des 2. Jahrhunderts nach Chr. Museum in Freienwalde a. O.

Der röhrenförmige Eisenring links von der Tülle der Lanzenspitze gehört nicht zu den Grabfunden, ist überhaupt nicht vor- oder frühgeschichtlich.

Eisen ist, in der Kaiserzeit von Bronze (Abb. 418). Die reichste und typologisch-chronologisch am sichersten führende Entwicklung erfahren jedoch die Schildfesseln, die in der Latènezeit wiederum nur eisern, in der Kaiserzeit zuweilen auch aus Bronze hergestellt sind. Die Grundzüge habe ich früher einmal dargestellt: wir sahen, daß in der Latènezeit ihre Form ein sehr schmales profiliertes Band ist, das selten mittels Endhaken (Abb. 415), meist an den scheibenförmigen Nietplattenfortsetzungen mittels zweier Nieten auf den rückwärts liegenden Holzgriff befestigt worden ist. In der Kaiserzeit werden je zwei solcher Scheiben an jedem Ende entwickelt und alle vier angenietet (Abb. 419). Doch am Ende des zweiten Jahrhunderts tritt mit der immer breiter bandförmig werdenden Gestalt der Fessel wiederum eine Rückbildung zu einfacher Endvernietung ein; gleichzeitig schwindet die Profilierung der Fessel und wird durch immer stärker werdende Versteifung, d. h. Hohlschmiedung des Mittelteils ersetzt (Abb. 416b). Die rückwärts liegenden, also auf der Vorderseite des Schildes befindlichen Gegennieten der Fessel sind ähnlich fein profilierte Kegel aus Bronze, wie die Mutterknöpfe der Schildbuckelnieten auf der Rückseite des Schildes. Eingehenderes ließe sich darüber nur an der Hand weit zahlreicherer Abbildungen geben, als ich hier zu bieten vermag.

Während in der Latènezeit die Waffenformen bei den Ostgermanen, entsprechend der noch neuen Übersiedlung zweier ihrer drei Hauptstämme, der Burgunden und Goten, nach Ostdeutschland, sich weit entfernen von dem westgermanischen Waffenstil, können wir für die Jahrhunderte nach Chr. bei West- und Ostgermanen verhältnismäßig nur geringe Unterschiede in der Art der Ausführung der Waffen erkennen. So findet sich das ostgermanische einschneidige Schwert in den beiden Jahrhunderten nach Chr. völlig eingebürgert bei allen Westgermanen. Ja die Scheide wird von jetzt ab allenthalben, sogar für die zweischneidigen Schwerter, in der Weise der ostgermanischen einschneidigen Schwerter, also aus Holz und mit der nunmehr allerdings verdoppelten Ösenbefestigung des Schwertriemens hergestellt. Doch das Ortband nimmt nun Kugelform an entsprechend dem jetzt zu langer, schärfster Spitze umgewandelten unteren Schwertende: es zeigt sich hierin, wie auch in der zur Kaiserzeit ein-

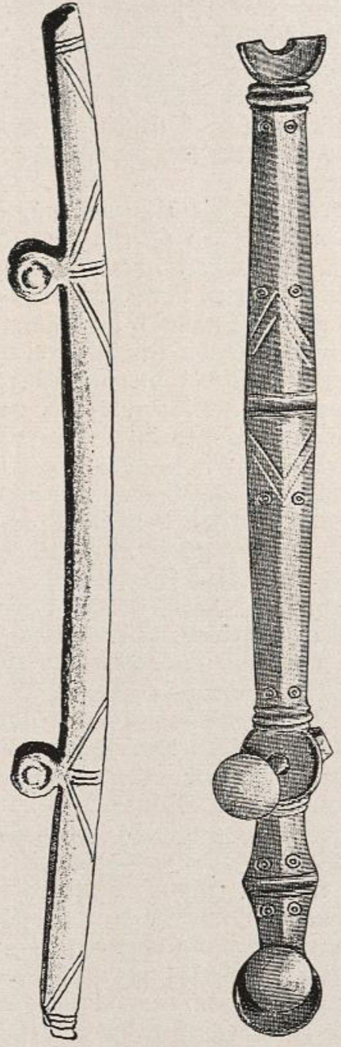


Abb. 418. 3/4. Randbeschlag eines ovalen markomannischen Schildes.

Abb. 419. 2/3. Markomannische Schildfessel (das eine Ende abgebrochen).

Böhmen: I. Jahrh. nach Chr.

setzenden überaus starken Verkürzung der Klinge und Verlängerung des Griffs des zweischneidigen Schwertes eine Nachahmung der Form des kurzen römischen Schwertes, dessen mörderischer Wirkung die Germanen durch Umgestaltung ihrer eigenen Hauptwaffe zu begegnen suchten. So hat das einschneidige Schwert von Hohenferchesar, Brandgrab 4, eine Länge von nur 35 cm, das zweischneidige Schwert des Brandgrabes 3 eine Länge von nur 55 cm. Dies währt jedoch nur bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts, wo, wie wir schon wissen, der große gotische Kulturstrom aus Südrußland einsetzt, der nicht nur für die Fibel, sondern auch für die Waffen ein Aufleben der altgermanischen Latènekultur bedeutet.

Während die Umgestaltung des germanischen zweischneidigen Schwertes auf einen römischen Einfluß zurückzuführen ist, der mehr vom Rhein, als von der Donau ausging, ist die Veränderung, die zu gleicher Zeit an der germanischen Lanze eintritt, durch eine rein germanische Geschmacksrichtung bestimmt worden. Es gewinnt nämlich im ersten Jahrhundert die kleine, schmale, gratlose Form der Lanzenspitze, die nunmehr durchschnittlich nicht mehr als 15—20 cm Länge aufweist, ein so bedeutendes Übergewicht, daß man bald von ihrer Alleinherrschaft reden kann. Die berühmte, von den Römern so gefürchtete Framea der Germanen war also im Gegensatze zu den vorausgegangenen schönen Lanzen der Latènezeit, wie den gleichfalls vollendet schönen des folgenden dritten und vierten Jahrhunderts, tatsächlich eine wenig profilierte, nüchtern und unansehnlich aussehende Waffe, wenigstens was die eigentliche Metallspitze anlangt während Abb. 417 ein guter Vertreter des 2. Jahrhunderts ist.

Ganz anders seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts: nun kehren die scharf profilierten Formen der Latènezeit wieder, obwohl natürlich nicht in unveränderter Gestalt. Begann damals der Grat an der Tülle in sanfter Erhebung, um erst nach der Mitte des Lanzenblattes zu seine volle Schärfe zu gewinnen, so ist er nunmehr grade am Tüllenansatz so scharf, daß die Lanzenspitze dort einen vierkantigen Durchschnitt besitzt, während sie an der Spitze vielmehr einen flachen rautenförmigen Durchschnitt zeigt. Die starke Verbreiterung des Lanzenblattes führt nunmehr eine zunächst vielleicht ungewollte, dann aber beabsichtigte Schweifung im Umriß des Blattes herbei. Und die hier sich bietende breite, freie Fläche ladet nunmehr von neuem zur Verzierung ein.

Es ist schwer zu sagen, ob diese nach zweihundertjährigem Ruhen von neuem bei den Ostgermanen einsetzende Verzierung der Waffen und besonders der Lanzenspitzen in Ostdeutschland selbständig emporgekommen ist, also nur aus einer alten, schon in der Latènezeit so kräftig betätigten inneren Neigung heraus, oder ob nicht auch hierin, wie ich früher vermutet habe, ein aus der Latènekultur der Ostgermanen durch den Abzug der Basternen (s. S. 164) nach Südrußland gebrachte und dort bewahrte germanische Eigenart nunmehr wieder in ihr Heimatgebiet zurückgerettet wurde. Wir kennen nämlich aus Südrußland bis jetzt keine derartigen verzierten germanischen Waffen, wohl aber wissen wir, daß wenigstens ein Teil der seit 200 nach Chr. angebrachten heiligen Zeichen, wodurch den Waffen überirdische Kräfte und die Unbesiegbarkeit ihrer Träger verliehen werden sollten, von gotischen Rückwanderern aus Südrußland nach Ostdeutschland gebracht sein muß.

Um die einfachen verzierten Lanzenspitzen an den Anfang zu stellen, so sei als ein weiterer wichtiger Unterschied gegen die latènezeitlichen Lanzenspitzen hervorgehoben, daß eine Ätzung jetzt nicht mehr in Frage kommt, sondern daß die in der Latènezeit selten geübte Punzierung nunmehr alleinherrschend geworden ist. Sie besteht aus gestrichelten, sehr selten einmal in Tannenzweig ausgeführten

Linien, die mit dem Lanzengrat entweder gleichlaufen (Abb. 423) oder schräg (Abb. 420) oder senkrecht zu ihm (Abb. 421) gerichtet sind, und bedeckt seltener das ganze Blatt der Lanzenspitze, häufiger nur ein hierfür ausgespartes unteres Spitzoval (Abb. 421). Selten ist dies Spitzoval nur zur Hälfte, nur auf einer Seite des Blattes ausgeführt: so auf der verzierten Spitze des zweiten Lerchenberger Grabes (Abb. 422). Hier besteht die Verzierung in Reihen fein punktierter

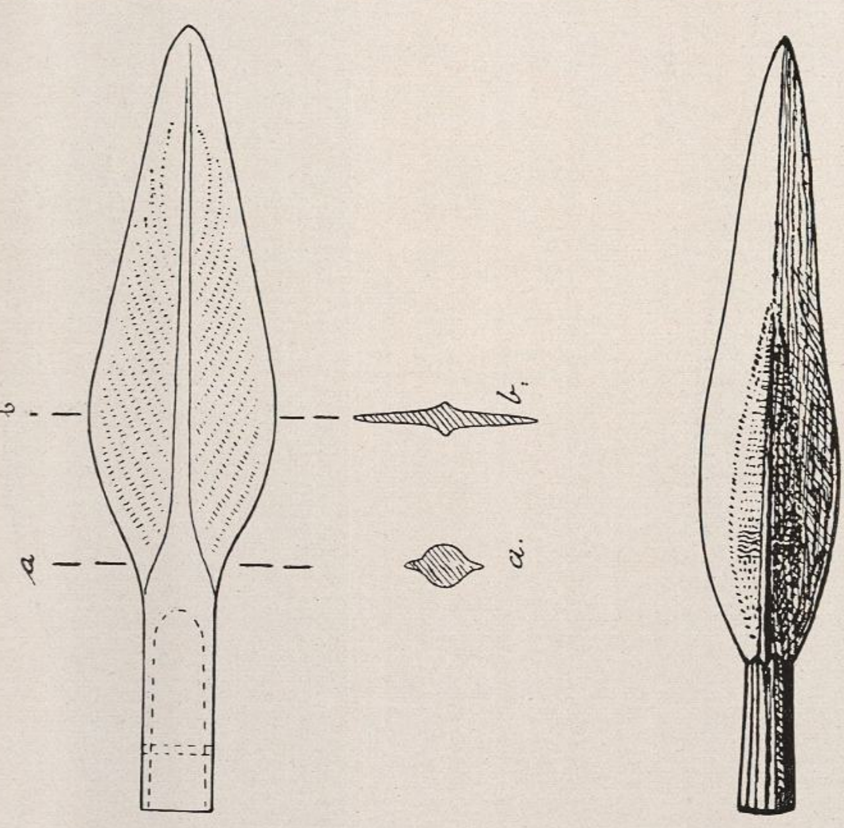
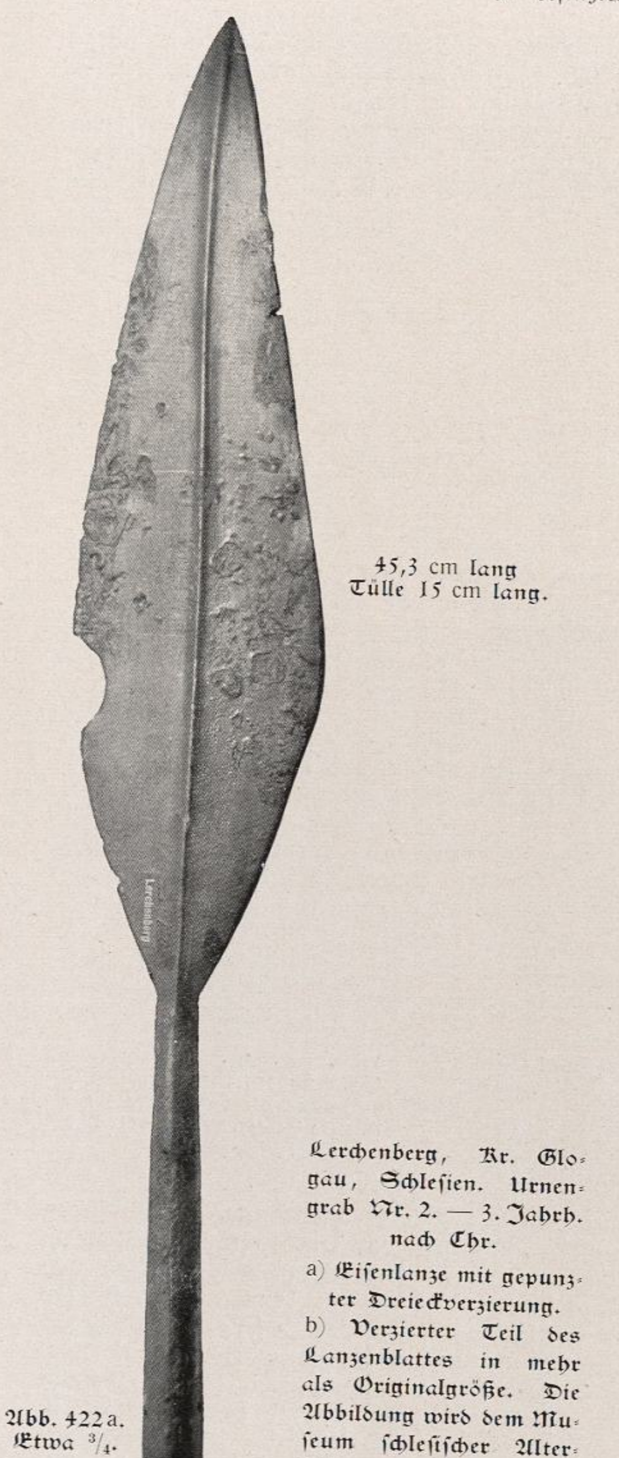


Abb. 420. 1/2. Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, Brandenburg: aus einem reichen Reitergrabe, 4. Jahrh. nach Chr. (Kossinna: Ztschr. f. Ethnol. 1905, S. 383.)

Abb. 421. 1/2. Straupitz, Kr. Lübben, Niederlausitz. Man beachte die fazettierte Tülle! (Kossinna: Ztschr. f. Ethnol. 1905, S. 375, Fig. 5.)

Dreiecke, eine Art, die sich an einer von mir einst veröffentlichten gotländischen Lanze des 3. Jahrhunderts wiederfindet, doch hier auf Vorder- und Rückseite in vollem Spitzoval ausgeführt. In größerer Anzahl begegnen wir diesen verzierten Lanzenspitzen vom Ausgang des zweiten bis zum Ausgang des vierten Jahrhunderts in Schlesien, in der Südhälfte der Provinz Posen, in der Niederlausitz, Neumark, Mittelmark, vereinzelt auch in Gotland, Bornholm, Südnorwegen, endlich im nördlichen Schleswig und benachbarten Fünen, wo eingedrungene Scharen von Ostgermanen eine Zeitlang gesiedelt haben müssen; in der Hauptsache also bei Wandalen und dem aus Westpreußen und Nordposen südwestwärts abgezogenen Teile der Burgunden. Dagegen kennen wir sie nicht



45,3 cm lang
Tülle 15 cm lang.

Abb. 422a. Etwa 3/4.

Lerchenberg, Kr. Glogau, Schlesien. Urnengrab Nr. 2. — 3. Jahrh. nach Chr.

a) Eisenlanze mit gepunzter Dreieckverzierung.

b) Verzierter Teil des Lanzenblattes in mehr als Originalgröße. Die Abbildung wird dem Museum schlesischer Altertümer zu Breslau verdankt.

Abb. 422b.

aus dem nördlichsten Posen, aus ganz Westpreußen und Hinterpommern, also aus dem Hauptgebiete der Burgunden, aus den Gebieten der Rugier und Gepiden. Der Grund hierfür ist aber lediglich der, daß seit Beginn der Kaiserzeit alle diese Stämme und eben nur diese Stämme, nicht die Wandalen, zu einem Grabritus übergehen, der die Mitgabe von Waffen ausschließt.

In ähnlicher Weise fand sich einmal der Helm einer Streitaxt aus einem Kriegergrabe zu Strega, Kr. Guben, Niederlausitz, also aus einem Burgundengrab, verziert; und unzählige Male sind auf burgundischem Gebiete und in Ostpreußen die langen graden Eisenmesser an ihrem Rücken oder am obersten Klingenteile längs des Rückens mit eingeschlagenen Strich-, Punkt- und anderen Reihen bedeckt; selten ist dies bei den doppelklingigen Eisenscheren der Fall.

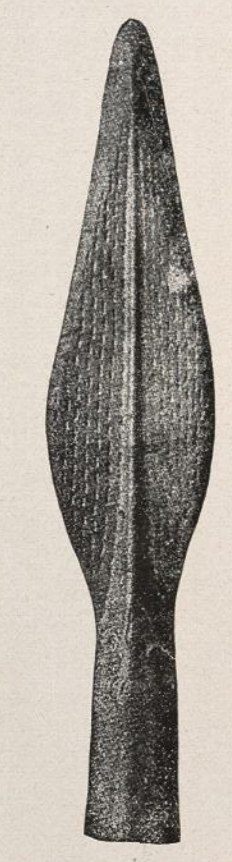


Abb. 423. Etwa 2/3. Georgendorf, Kr. Steinau, Schlesien: reiches Reitergrab. (Kossinna: Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S 375, Fig. 6.)

Die punzierte Lanzenspitze von Georgendorf im schlesischen Kreise Steinau (Abb. 423) hat nun außer der eingeschlagenen gestrichelten Verzierung sowohl auf der Vorder- wie auf der Rückseite am Tüllenansatz rechts vom Grate noch ein eingeschlagenes Dreieck mit gerundeten Seiten und einen Kreis mit Mittelpunkt, desgleichen an der Spitze des Blattes, jedoch hier in umgekehrter Anordnung: alle diese Vertiefungen sind mit Goldeinlagen ausgefüllt (in der Abbildung leider nur schwach sichtbar). Und derartige Gold- oder Silbereinlagen zeigt eine ganze Reihe von Lanzenspitzen, die dann größtenteils auf diese mehr oder weniger reich ausgeführte Verzierungsweise sich beschränken. Hierunter erscheinen nun jene vorher genannten heiligen Zeichen, die nach Südrußland weisen, wobei ich nicht sowohl die bekannten Sinnbilder der Sonne oder des Venussterns (konzentrische oder einfache Kreise mit Innenpunkt) und des Mondes (Sichel), sowie das regelrechte Hakenkreuz und den Dreischenkel, die wir auch jetzt antreffen, im Sinne habe, sondern vielmehr solche für das germanische Gebiet neue Zeichen oder Zeichenverbindungen (Abb. 427), wie das südeuropäische Blitzzeichen (Abb. 428a, 429a). Auf der berühmten Müncheberger Runenlanze kehrt dies Zeichen noch verhältnismäßig treu wieder (Abb. 424), auf der hier zum ersten Male bekannt gemachten Lanze von Jankowo bei Amsee (Abb. 425) aber schon in recht entarteter Gestalt, sowohl bei seiner vollständigen Wiedergabe (rechtsstehende Ansicht) als in der Teildarstellung der Schwingen. Weiter ist hier zu nennen das scheinbar gestreckt liegende lateinische N (Abb. 428b, 429b, c), das auf der nicht minder berühmten wolhynischen Runenlanze erscheint (Abb. 426), indes nichts anderes ist, als das verkürzte, nur zur Hälfte dargestellte Blitzzeichen oder die eine Hälfte eines durch das südeuropäische Blitzzeichen beeinflußten Hakenkreuzes (Abb. 428c). Seitenstücke zu der Figur des sog. „Sonnenschiffes" auf der links stehenden Abbildung der Müncheberger Lanze (Abb. 424) finden sich auf zwei ganz ähnlich verzierten,



Abb. 424. $^1/_1$. Müncheberg, Kr. Lebus, Brandenburg. (Henning, Runendenkm.)
Links: „Sonnenschiff" (?); rechts: Dreischenkel, Hakenkreuz.
Links: Mond, „Ranja", Sonne; rechts: Blitzzeichen, Sonne.





Abb. 425. Jankowo am Pakoschsee, Kr. Mogilno, Posen. Universitätssammlung für Vorgeschichte, Wien.
Die Abbildung wird Prof. R. Much verdankt.
Links: 2 ungleiche Schwingen vom Blitzzeichen, Hakenkreuz, Dreischenkel, 2 gleiche Schwingen.
Rechts: 2 Schwingen, Dreischenkel, Blitzzeichen, 2 gleiche Schwingen.



Abb. 426. 1/1. Suszyczno, Kr. Kowel, Wolhynien. (Henning, Runendenkmäler.)

Links: Hakenkreuz, ineinander gestellte Winkel, Sonne.
Rechts: Sonne, Hakenkreuz, entartete Hakenkreuzhälfte, Sonne.

Links: „Tilarids“, Sonne.
Rechts: Sonne, Mond, entartete Hakenkreuzhälfte, Sonne.

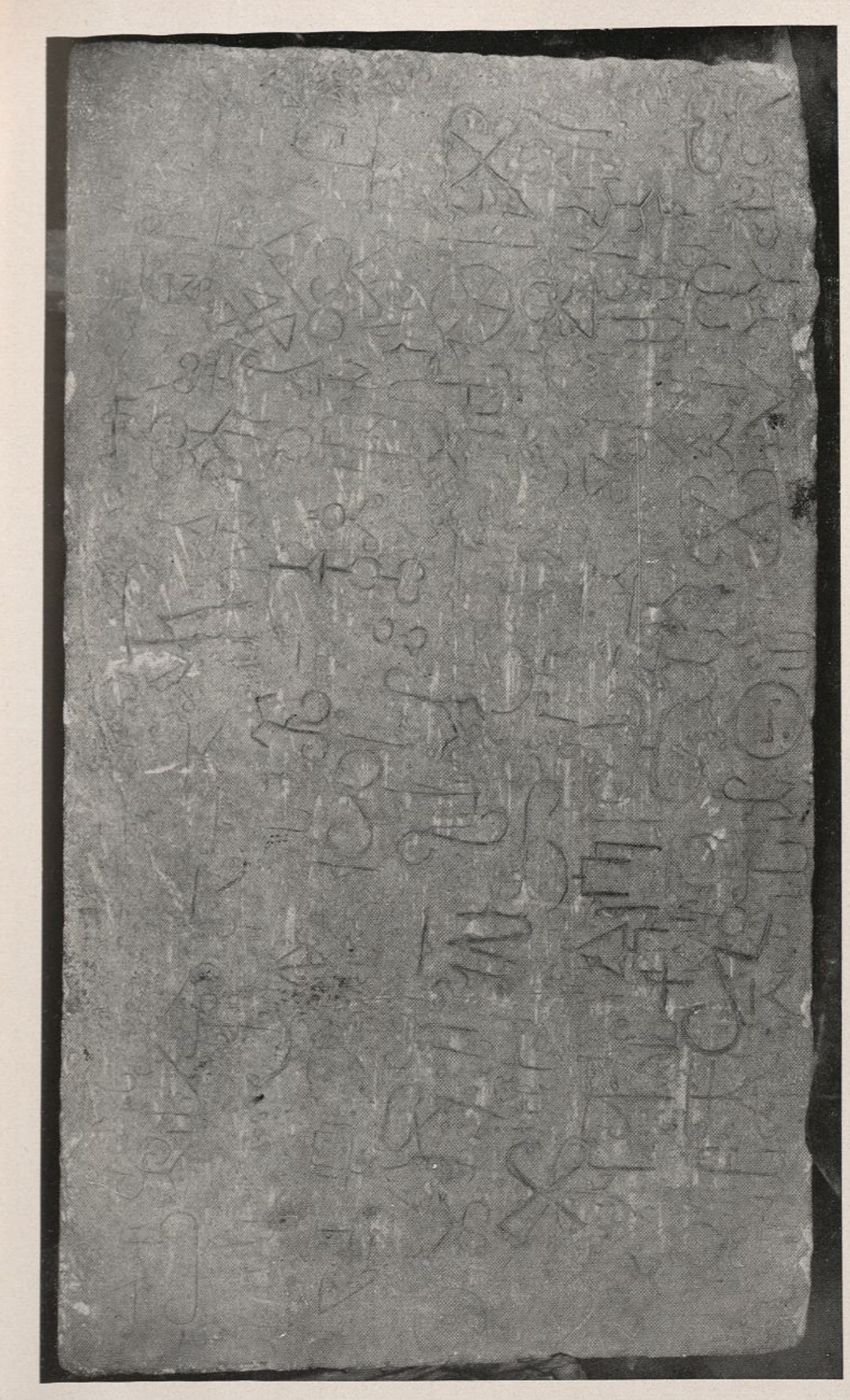
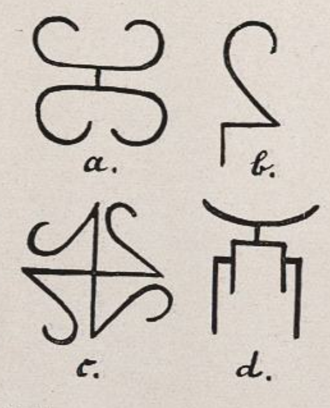


Abb. 427. Bosporanische Grabsteinplatte aus Südrußland. (Götze: Mannus I, Taf. XIX.)

aber runenlosen Lanzenspitzen eines Grabes von Grünchen, Kr. Lissa in Posen, die außerdem noch stärker entartete, unklare Zeichen oder Abkürzungen von Zeichen tragen.

Die Runenlanze von Müncheberg war die Waffe des Burgunden Ranja, dessen Name nur mit altnordisch rani 'Eberrüssel' zusammenhängen kann. Da die altgermanische Schlachtordnung in Keilform nach dem Eberkopf ihren Namen führte, so kann der Name Raninga sehr wohl die Spitze eines solchen Eberkopfes, den Führer eines solchen Keils bedeuten. Die Koweler Runenlanze, die eher die Waffe eines wandalischen Edelings, als die eines Gepiden- oder Gotenführers auf dem Zuge nach Südrußland war, gehörte einst dem Tila-rîds, was soviel wie 'trefflicher Reiter' bedeutet. Es ist hier nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß einige unserer Prunklanzen wegen der mitgefundenen Sporen aus sicheren



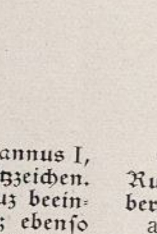


Abb. 428. Südrussische Zeichen (Götze: Mannus I, S. 122). a. Entartetes südeuropäisches Blitzzeichen. b. Abkürzung von a oder c. c. Hakenkreuz beeinflußt durch das südeuropäische Blitzzeichen; ebenso gebildet auf einem Eisenmesser dieser Zeit aus einem Grabe von Fohrde, Kr. Westhavelland. d. Mondzeichen auf altarartigem Unterbau.

Abb. 429. Sinnbilder auf den Runenlanzenspitzen von Müncheberg (a, d) und Kowel (b, c, d). a. Südeuropäisches Blitzzeichen. b. c. Abkürzungen davon und zugleich Hälften von entarteten Hakenkreuzen (vgl. Abb. 428 c). d. Mondsichel.

Reitergräbern stammen, wie die Lanzen von Georgendorf (Abb. 423), Wilhelmsau (Abb. 420), Sadersdorf (Kr. Guben, Niederlausitz), Kl. Grauden (Kr. Cosel, Oberschlesien), während die übrigen einschlägigen Gräber hierüber nichts aussagen. Ein ostgermanisches Reitergrab des 4. Jahrhunderts aus Prieschka, Kr. Liebenwerda, im Ostzipfel der Provinz Sachsen, wies einen Eisensporn mit Silbereinlage sowie eine Pfeilspitze mit Goldeinlage auf (Berliner Museum).

Die Verbreitung der gold- und silbereingelegten Lanzenspitzen ist keine andere als die der einfach punzierten; nur daß sie noch, wie von den Goten nach Wolhynien, so von den Wandalen bei ihrer teilweisen Übersiedlung nach Nordungarn auch hierin mitgeführt werden. Daß die verzierten Lanzen nicht etwa bloß Prunklanzen waren, zeigt schon der Umstand, daß sie von der germanischen Reiterei in den Kämpfen vor Alesia gebraucht worden sind (oben S. 205ff.).

Wir haben soeben gesehen, daß sich die reichverzierten Lanzenspitzen zuweilen in Reitergräbern gefunden haben. Die Germanen waren zwar kein Reitervolk in dem Sinne, wie die Ostländer, Skythen, Sarmaten, Parther, deren Heer nur aus Reitern bestand, wohl aber besaßen sie eine starke Reiterei und Reitkunst

und Pferdezucht standen bei ihnen in hohem Ansehen. Nicht bloß die Bataver, Tenkterer sowie die Sweben, d. h. die Elbgermanen, waren als Reiter bei den Römern teils gefürchtet, teils stark begehrt, sondern auch bei den Ostgermanen spielt das Reiten im Kriege eine große Rolle. Denn auch die Basternen besaßen jene oben (S. 205) beschriebene gemischte Elitetruppe, bestehend aus vornehmen Reitern nebst je einem mitlaufenden Fußgänger, die vor der Schlachtordnung sich aufstellten. Und wie die thüringischen, waren auch die burgundischen Pferde ob ihrer Ausdauer und Schnelligkeit berühmt. Mit Recht sagt Müllenhoff, daß die hohe Stellung, die das Pferd in der heutigen Welt einnimmt, es hauptsächlich durch die Germanen erhalten habe.

Wie war nun die Reiterausrüstung bei den Germanen? Aus Cäsars Bericht erfahren wir nur etwas Verneinendes, nämlich, daß die Germanen ohne Sattel ritten und alle verachteten, die davon Gebrauch machten. Indes scheint der Nutzen eines wenigstens ganz kleinen Sattels den Germanen später doch eingeleuchtet

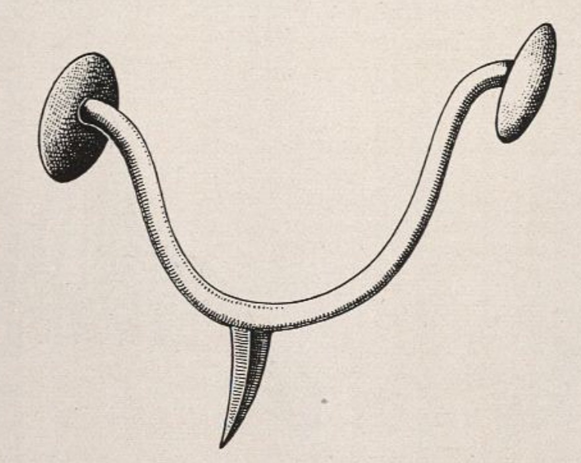


Abb. 430. 1/1. Rondsen, Kr. Graudenz, Westpreußen. Eisen-Sporn der Latènezeit.

zu haben, denn auf einem der Bilder der Markussäule, auf das wir später noch genauer zurückkommen werden, also am Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr., sehen wir, wie die Markomannen ihren kleinen Pferden solche kleinen Sättel von allerdings ganz unrömischer Form und ohne Decken angeschnallt haben. Trensenknebel kennen wir schon seit der Steinzeit. Aber daß das Pferd so frühzeitig nicht nur gefahren, sondern auch geritten wurde, ersehen wir aus den Darstellungen der Felsenzeichnungen. Für unsere Zeit sind in erster Linie die Sporen beweisend, die sich in den Gräbern und während der späten Kaiserzeit sehr zahlreich auch in den großen Moorfunden Schleswigs und Fünens finden.

Der Sporn ist eine Erfindung der späten Latènezeit: gleichzeitig erscheint er bei Kelten und Germanen in charakteristisch dünner, geschweifter Bügel- und Stachelform mit den großen flachen Seitenknöpfen, wie sie ähnlich an den Nieten der germanischen Schildbuckel derselben Zeit vorkommen (Abb. 430). Im I. Jahrhundert nach Chr. kommt bei den Westgermanen eine ganz neue Art Sporen auf, der Stuhlsporn. Hier sitzt der nun zu einem kräftigen Kegel gewordene Stachel auf einer dicken viereckigen, an zwei Seiten bogig stark ausgeschnittenen Platte, dem Stuhl (Abb. 431). Über der Stuhlplatte schiebt sich später ein Hals ein

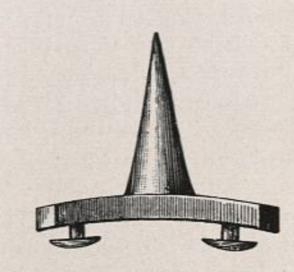


Abb. 431. $^1/_1$. Mecklenburg. Eisen; 2 Nieten. 1. Jahrh. nach Chr.

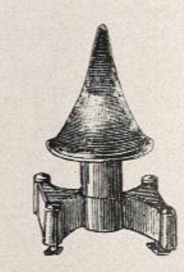


Abb. 432. $^1/_2$. Vimoor, Fünen. Bronze mit Eisenspitze; 4 Nieten. Um 200.



Abb. 433. $^1/_1$. Lübgust, Kr. Neustettin, Hinterpommern. Bronze. 2. Jahrh. 2. Hälfte.

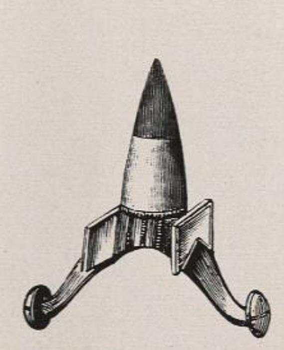


Abb. 434. $^1/_2$. Vimoor, Fünen. Bronze mit Eisenspitze. Um 200.

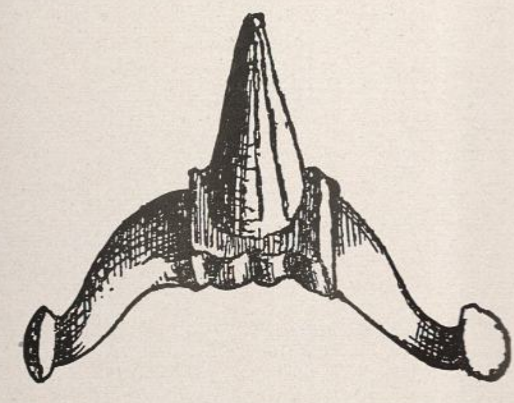


Abb. 435. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Hinterpommern. Bronze. Anfang des 3. Jahrh. Stachel vielkantig, hohl.

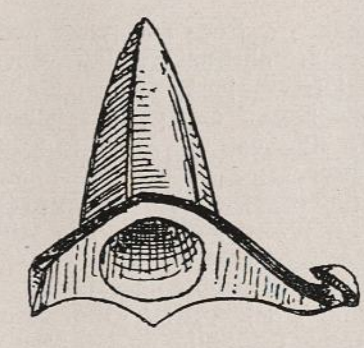


Abb. 436. $^1/_1$. Kreuz, Kr. Filehne, Posen. Bronze. 3. Jahrh. (rechter Knopf abgebrochen).

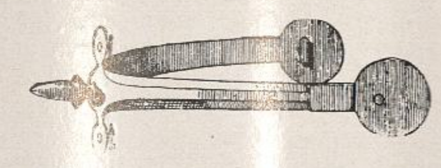


Abb. 437. $^1/_2$. Eisen (Berl. Vhl. 1890, S. 197). Smlg. Blell. 4. Jahrh.

Abb. 431—433 Bronze, Stuhlsporen; Abb. 436 Knopfsporn; Abb. 434, 435 Mischformen; Abb. 437 Sporn mit kreuzförmigem Fortsatz und Innennieten.

(Abb. 432). Die beiden Flügel des Stuhls werden dann zu zwei dünnen geraden Querplatten (Abb. 433). Die Befestigung geschieht hier durch Nieten.

Während des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Chr. hat sich die alte Form des latènezeitlichen Knopfsporns bei Ostgermanen fortgebildet; um 200 etwa tauchen Mischformen zwischen der Form des spätesten Stuhlsporns (Abb. 433) und der des Knopfsporns auf (Abb. 434, 435). Ostgermanisch ist auch eine neue Art Knopfsporen, die eine stark gedrungene Gestalt hat und von mir seit langem Vimoorsporn (oder Vimosesporn) genannt wird, weil in dem Moorfund von Vimose diese Form der Sporen ganz besonders häufig ist (Abb. 436).

Ins 4. Jahrhundert gehören dann die wieder sehr schlank und zierlich gewordenen Formen mit kreuzförmigen Fortsätzen an der Bügelmitte und mit inneren sehr zarten Knöpfen, die zum Vernieten auf ledernen Sporenkappen dienten (Abb. 437).

Daß dem toten Reiter das Pferd auf den Scheiterhaufen nachfolgte, wissen wir durch Tacitus. Als im 3. Jahrhundert nach Chr. die Sitte der Körpergräber stärker aufkam, muß das getötete Pferd zu dem Krieger ins Grab gesenkt worden sein. Doch sind derartige Funde äußerst selten. Ein solches Pferdegrab aus dem östlichen Samland zeigt uns die Ausrüstung eines germanischen Pferdes (Abb. 438) wenigstens insoweit, daß wir sehen, der Stirnriemen war mit Bronzestäben verziert, die winklig geknickte Eisentrense hatte große Bronzezügelringe (größere Abbildung in b) und die bronzene Nasenschiene (größere Abbildung in a), über deren Stellung man trotz ihres öfteren Vorkommens bis dahin nicht sicher unterrichtet war, lag in der Tat mitten auf der Nase und hing nicht etwa in störender Weise vor den Nüstern und dem Maule lose herunter, wie es noch Sophus Müller angenommen hatte. Das Pferd von Kl. Fließ ist nur 4 Fuß hoch gewesen; auch in Dänemark war das Kriegsroß damals klein; und das Pferd des Reitergrabes in Neukölln bei Berlin, das um 500 nach Chr. fällt, war ein Hengst von 1,40 m Höhe. Die germanischen Streitrosse waren nicht etwa aus der Fremde bezogen, sondern gehörten einer alteinheimischen Rasse an.

Der große Thorsberg-Moorfund, dessen Ausbeute das Kieler Museum beherbergt, enthielt am zahlreichsten und vollständigsten die kostbaren Aufzäumungen für Streitrosse, die den Ostgermanen der späteren Kaiserzeit eigen sind: darunter solche, wo sich an die Trense prachtvolle etwa $^1/_2$ m lange Bronzegliederketten anschlossen, deren Enden in den ledernen Zügel übergingen (vgl. Abb. 439). Daß die germanische Aufzäumung sich aber doch nicht in der Weise auf die Kopfzäumung nebst Zügeln beschränkte, wie es in dem Reiterbilde dargestellt ist, beweist eine sauber ausgeführte westgermanische Mäanderurne aus dem Havellande (Abb. 440, 441). Dieses Grabgefäß, dem zwei Eisenfibeln (Abb. 442) beigegeben waren, die einer durchaus ostgermanischen späten Reihe aus der Gruppe der stark profilierten Fibeln (Abb. 329) angehören, jedoch eine ganz einzig dastehende Sonderbildung vertreten, zeigt ein zwar nur in Rädchentechnik, dennoch aber recht lebenswahr gezeichnetes aufgezäumtes Streitroß. Und hier kann man erkennen, daß außer der Mähne und dem Zügel auch der Springriemen und der Schwanzriemen klar dargestellt sind. Die Aufzäumung des germanischen Reitpferdes des 3. Jahrhunderts — denn aus dieser Zeit stammt die Mäanderurne, eine der spätesten ihrer Art — war also der heutigen sehr ähnlich. Es fehlt hier indes der Sattel mit dem Bauchriemen. Das bedeutungsvolle Gefäß und der ganze Grabfund befindet sich im Besitz des Herrn R. Stimming in Großwusterwitz, der mir die Abbildung zu erstmaliger vollständiger Veröffentlichung übergeben hat.

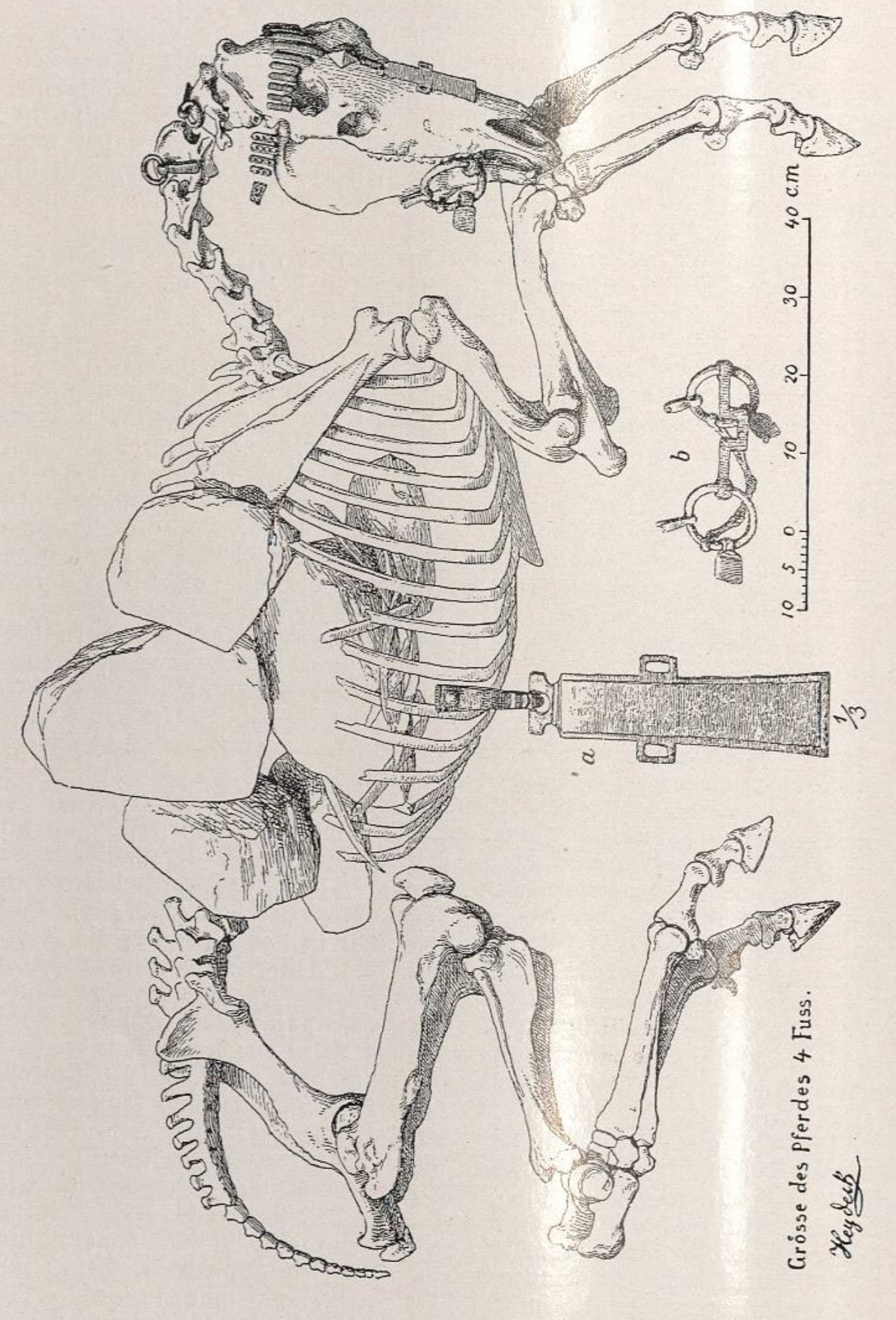


Abb. 438. Kl. Fließ, Kr. Labiau, Ostpreußen: Hügelgrab mit Steinlage, darunter das Pferd. Sonderabbildungen: a. die Nasenschiene, b. die Trense.



Abb. 439. Ostgermanischer Reiter und Fußkämpfer des 3.—4. Jahrhunderts nach Chr.
(Soph. Müller: Nordische Altertumskunde II, S. 129.)

Das Haupt des Reiters schmückt ein silberner Helm, der wiederum einem Stück des Thorsberger Moorfundes nachgezeichnet ist. Der Thorsberger Helm (Abb. 443) ist einer römischen Gesichtsmaske nachgebildet worden, doch fehlt ihm das Einsatzstück, das nur Augen und Mund frei ließ und das auf dem Reiterbild frei eingefügt worden ist. Rückwärts angefügt ist dem Gesichtsteil aber eine durchaus im germanischen Stile gearbeitete, aus Silberbändern bestehende Kopfkappe und ein silbernes, in demselben Stile gearbeitetes rahmenförmiges Verbindungsstück zwischen Kappe und Gesichtsmaske.

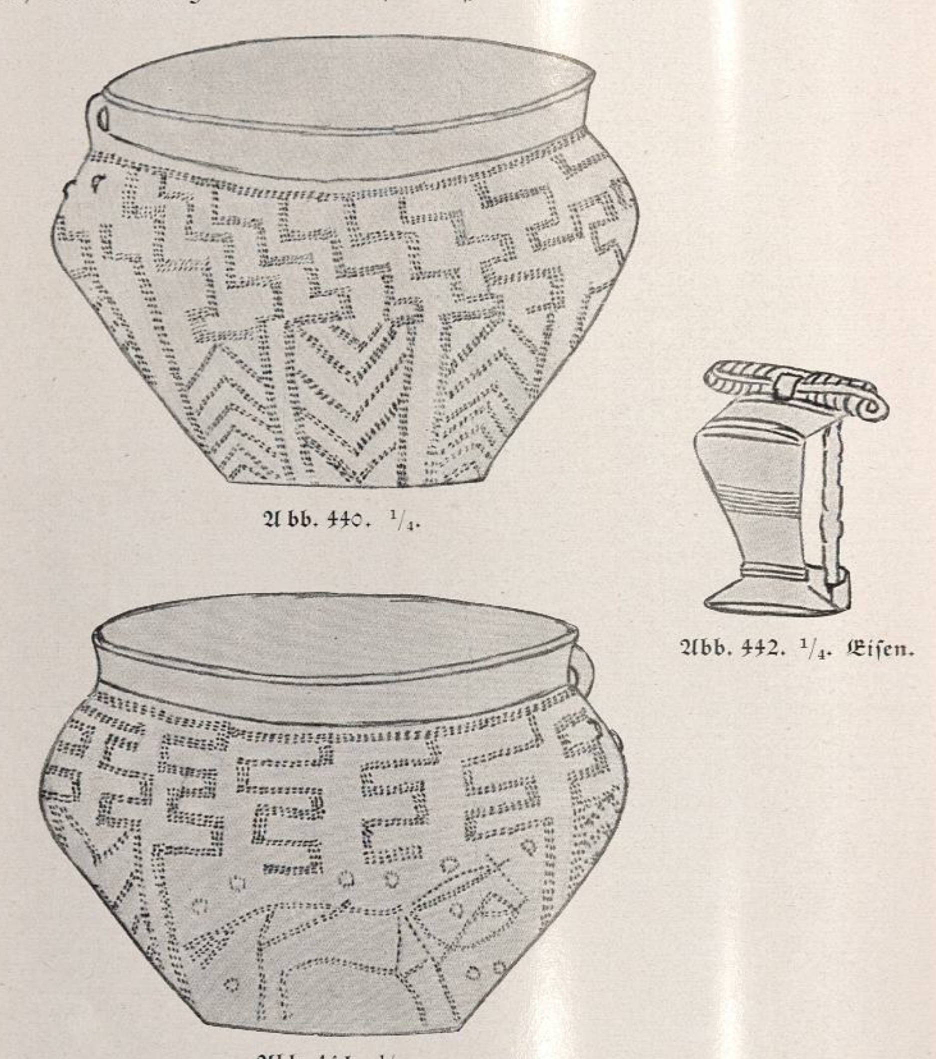


Abb. 440. 1/4.

Abb. 441. 1/4.

Abb. 442. 1/4. Eisen.

Abb. 440—442. Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg. Mäanderurne in 2 Ansichten nebst 2 Eisenfibeln.

Die Vorbilder für den Ärmelrock und die Hosen der beiden Krieger hat gleichfalls der Thorsberger Fund geliefert, eine vollständige Ringbrünne aber, wie sie

der Reiter über dem Rock trägt, der Vimoorfund. Eine solche vollständige Brünne, wie sie außerhalb der Moorfunde nur selten in germanischen Gräbern vorkommt, besteht aus etwa 20000 Eisenringen, die reihenweis abwechselnd teils zusammengeschmiedet, teils genietet sind, in der Art, daß jeder Ring immer mit vier Nachbarringen verkettet ist. Man hat berechnet, daß die Zeit zur Herstellung einer solchen Brünne für einen einzigen Arbeiter auf ein ganzes Jahr sich belaufen haben würde.

Am dünnen runden Holzschilde bemerkt man die Bronzeeinfassung des Randes mit den nach innen gerichteten Ösen und den oben sich verbreiternden Stangenschildbuckel: alles ostgermanische Formen. Lanzenschäfte haben besonders reich die Funde aus dem Vimoor und dem Nydammoor enthalten, letzteres in Schleswig gelegen gegenüber Sonderburg auf Alsen. Eschenholz wurde für diese Schäfte, die bis $3^1/_2$ m Länge erreichten, bevorzugt. In der Mitte war die Wurfschlinge angenagelt. Über die Eisenspitzen der Lanzen und der Wurfspeere — letztere mit Widerhaken versehen — haben wir oben bereits alles Notwendige mitgeteilt. In den Gräbern finden sich meist zwei Lanzen als Beigabe niedergelegt; daher trägt der Reiter des Bildes auch zwei Spitzen, eine Lanze und einen Speer. Außerdem hat er ein kurzes breites Schwert, eine seltenere Form, die römischer Art nachgebildet war; der Fußgänger dagegen das gewöhnliche lange, schmälere Schwert germanischer Art, dessen Scheide in ein scheibenförmiges Ortband ausläuft.

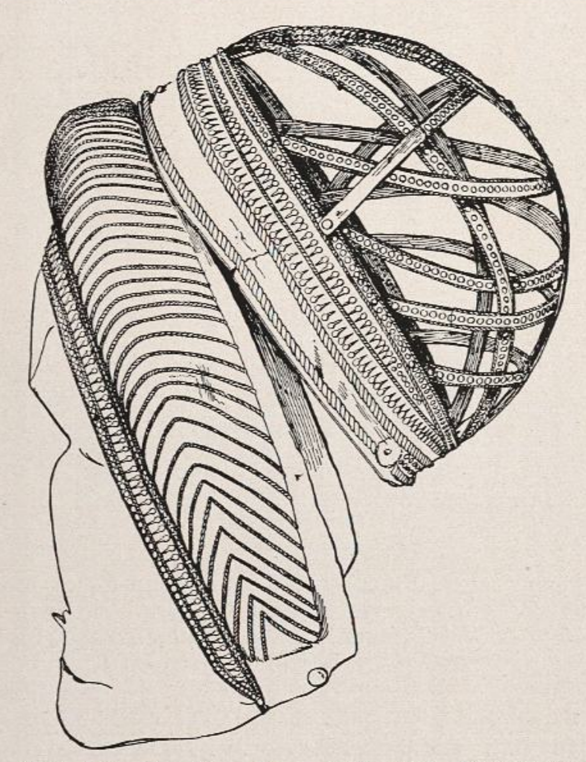


Abb. 443. 1/3. Thorsberg, Schleswig. Silberhelm.

Der Reiter trägt sein Schwert an einem reichgeschmückten Schultergürtel mit schöner Schnalle, wie ihn das Vimoor geliefert hat; am Leibgurt hängt ihm ein

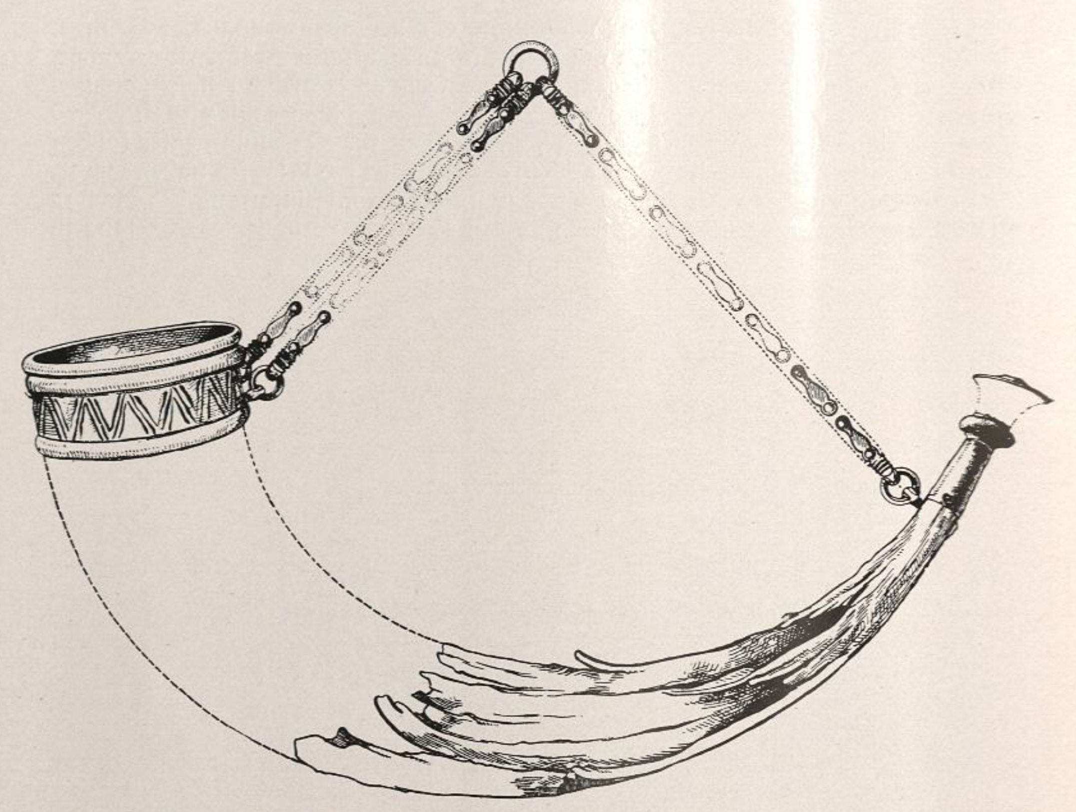


Abb. 444. $^1/_2$. Lübsow, Kr. Greifenberg, Hinterpommern. Ostgermanisches Trinkhorn mit Silberbeschlägen. Ende des 1. Jahrh. nach Chr.
Die Ergänzung des Spitzenbeschlages ist wahrscheinlich unrichtig (vgl. Abb. 447).
(Pernice: Prähistor. Ztschr. IV, S. 144.)

beiderseits spitzoval gestalteter Quarzit, dessen Mittelfurche anzeigt, daß er zum Feuerschlagen gedient hat. Die spitzovale Form ist eine Weiterbildung der älteren runden Form, die wir aus einem der westhavelländischen Grabfunde kennen gelernt haben. Zu dem Quarzit gehörte ein Stahl zum Anschlagen des Funkens und ein Holzkästchen mit Zunder, worin der Funke aufgefangen wurde; beides hing neben dem Quarzit am Gürtel.

Der Fußgänger trägt einen Bogen, eine jetzt, wie es scheint nach langer Pause, bei den Germanen wieder aufkommende Waffe; weiter einen hölzernen Köcher für die Pfeile (hinter dem Schwerte). Die Pfeilschäfte hatten am hinteren Ende einen Einschnitt, zum Anlegen der Sehne, und Harzreste, die von der Befestigung der vier Reihen von Federn herrühren, die dem Pfeile die Flugrichtung sichern sollten.

Man sieht, über die Ausrüstung der germanischen Krieger der späteren Kaiserzeit sind wir vorzüglich unterrichtet. Und wir müssen staunen darüber, wie reichhaltig, wie vorzüglich gearbeitet, wie geschmackvoll gestaltet diese ganze Ausrüstung war.

Ehe wir aber die Schilderung der germanischen Kultur der Kaiserzeit abbrechen, kehren wir aus dem vierten Jahrhundert noch einmal auf kurze Zeit zu dem

ersten, zweiten und dritten Jahrhundert zurück, um mit einer Art von Grabbeigaben den Beschluß zu machen, die nicht ohne Absicht erst hier behandelt wird. Es ist das Trinkhorn, für Germanenfreunde und Germanenhasser gleichermaßen ein Gegenstand der Freude oder mindestens besonderer Teilnahme.

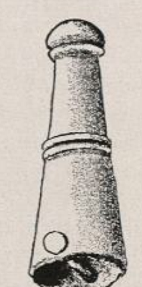
Die Sitte, Tier- und besonders Stierhörner als Trinkgefäße zu benutzen, ist selbstverständlich uralt, höchstwahrscheinlich bereits steinzeitlich. Aus der jüngeren germanischen Bronzezeit haben wir einige Funde schön gegossener Bronzetrinkhörner, die in dem äußersten Ostzipfel damaliger Germanenausbreitung, dem untersten Weichselgebiet, zum Vorschein gekommen sind. Aus Cäsars Schilderung wissen wir, daß die Germanen seiner Zeit bei besonders festlichen Mahlen Hörner vom Urstier, deren Mündung mit Silber beschlagen war, als Trinkgefäße brauchten. Derartigen Silberbeschlag kennen wir nur aus seltenen Fällen und auch erst aus der allerfrühesten Kaiserzeit (Abb. 444). Trinkhornbeschläge aus Bronze dagegen erscheinen in Gräbern zuerst beim Übergang von der Latènezeit in die Kaiserzeit, also etwa aus augusteischer Zeit. Vorher war es offenbar nicht üblich, derartige Gegenstände den Verstorbenen ins Grab mitzugeben.

Wir besitzen mannigfache Arten des Spitzenbeschlags der Trinkhörner. In ältester Zeit ähneln sie in der Profilierung den Riemenzungen, d. h. es sind längliche sich verengende Röhren, die in einem halbkugeligen Knopf endigen (Abb. 445), bald aber werden sie vasenförmig (Abb. 446, 447) gestaltet. Daneben erscheint eine sehr einfache, wenig schöne Gestaltung in Form einer Dreiviertelkugel mit kurzem Röhrenansatz (Abb. 448—450). Der Mündungsbeschlag ist anfangs auch ziemlich einfach, nur wenig profiliert (Abb. 444), am Horn oft durch kleine angenietete Zungen festgehalten. Im 3. Jahrhundert stellen sich reiche, gepreßte Verzierungen ein. Am mannigfaltigsten sind die Bronzezwingen für die Enden oder die Verzweigungsstellen des Tragriemens gestaltet; sie sind bisher in den Veröffentlichungen fast niemals als Bestandteile des vergangenen Trinkhorns erkannt worden (Abb. 451—454). Dazu kommen Zierbeschläge für diesen Riemen (Abb. 444) oder Ersatz des Riemens durch ganze Bronzeketten (Abb. 454), die namentlich im 3. Jahrhundert, der letzten Zeit für die Sitte der Trinkhornbeigabe, prächtiger ausgestattet wurden.

Ein zum Teil auch im Hornstoff erhaltenes und deshalb, wie auch wegen der Silberbeschläge wichtiges und wertvolles Stück mit einfachem Mündungs- und Spitzenbeschlag, aber gut gearbeiteten Riemenbeschlägen und Mittel- und Endzwingen zeigt Abb. 444. Es stammt aus dem großartigen Grabe einer ostgermanischen Fürstin vom Ende des 1. Jahrhunderts nach Chr., das in Lübsow in Hinterpommnern zum Vorschein kam und neben zahlreichen südeuropäischen Bronze-, Silber- und Glasgefäßen reichen einheimischen Silberschmuck enthielt.

Es hat sich immer klarer herausgestellt, daß die Beigabe von Trinkhörnern, die meist in doppelter Anzahl geschah, durchaus nicht immer ein Männergrab kennzeichnet, sondern daß Trinkhörner ebenso wie reiche Sätze des zur Weinbereitung und zum Weinschenken gebrauchten eingeführten römischen Bronzegeschirrs auch in Frauengräbern erscheinen. Es hängt dies offenbar mit der Sitte zusammen, daß es Sache der Frau war, die richtige Würze des Trinkstoffes, sei es Wein oder Gerstensaft, herzustellen, und dann vor allem dem Manne oder den Männern das gefüllte Trinkhorn unter freundlichem Zutrinken zu kredenzen.

Die hier in langer Reihe vorgeführten Beispiele der Selbständigkeit germanischer Kultur und der im allgemeinen bei den Germanen geltenden Ablehnung römischer Dinge zu einer Zeit, da die Römer den Germanen räumlich so nahe gekommen waren, wie nie zuvor und nie danach, müssen hier genügen und werden sicher auch völlig ausreichen, um zu zeigen, was es mit jener Ansicht von der kultur-

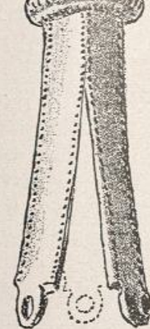



Abb. 445. 1/1. Abb. 446. 1/1. Abb. 447. 1/1. Abb. 448. 1/1.

Abb. 446—448. Böhmen, Bronze-Spitzenbeschläge vom Trinkhorn.

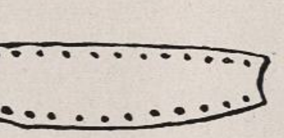


Abb. 449. 1/1.

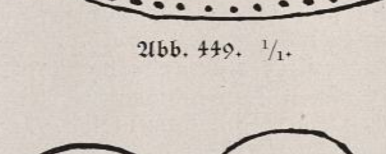
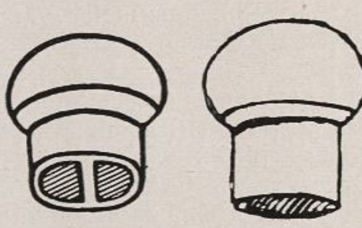
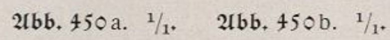
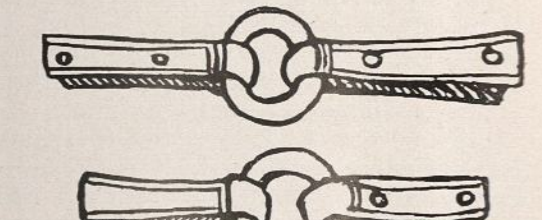





Abb. 450a. 1/1. Abb. 450b. 1/1. Abb. 451 und 452.

Abb. 449, 450, 451, 452. Lünow, Kr. Westhavelland, Brandenburg; Skelettgrab. Bronze-Trinkhornbeschläge. 2. Jahrh. nach Chr. (vgl. Abb. 416).

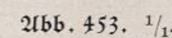



Abb. 453. 1/1. Abb. 454. 1/1.

Abb. 453, 454. Böhmen, Bronzeglieder von Trinkhornketten.

losen 'Wildheit' der Germanen vor der Berührung mit Römertum für eine Bewandtnis hat.

Ein Volk wie die Germanen, das bereits eine Jahrtausende alte Kultur hinter sich hatte, das eine solche Periode durchlebt hatte, wie wir sie als die germanische Bronzezeit kennen und bewundern gelernt haben, das darf man nicht einmal Barbarenvolk nennen, mögen auch die Römer und *mehr* eigentlich die Nachrömer, die Romanen, und mit ganz besonderer Vorliebe die heutigen Franzosen, solches tun. Das ficht uns ebensowenig an, als wenn sie *uns* so zu nennen heute zuweilen belieben, — wenn sie nämlich über einen unserer Erfolge besonders ergrimmt sind —, uneingedenk ihrer eigenen *wirklichen* Barbareien, deren Zeugen die deutschen Rheinlande heute noch allenthalben aufweisen.

Das alte Rom jedoch hat von den Germanen nur mit der größten Hochachtung gesprochen, abgesehen von den Jahren hochgehender Erregung unmittelbar nach der Varusschlacht. Keiner der Feinde war in Rom in den ersten Jahrhunderten nach Chr. so gefürchtet und so hoch bewertet wie die Germanen: Tacitus mit seiner Bewunderung dieses Volkes ist da nicht etwa eine Ausnahme, ein sentimentaler Schwärmer für ein erträumtes Ideal oder gar Idyll, sondern nur der Widerhall der öffentlichen Meinung Roms. Darum sind die Germanen in dieser Epoche von griechisch-römischen Künstlern auch so unzähligemal bildlich dargestellt worden und dies in einer Weise, daß wir uns doppelt freuen können. Einmal über die sichtliche Vorliebe, mit der diese Bildhauer bemüht sind, der äußeren Erscheinung der Germanen im rein körperlichen Typus wie im geistigen und seelischen Charakter voll gerecht zu werden. Dann noch mehr darüber, daß wir in diesen Gestalten erkennen können: sie sind Bein von unserem Bein, Blut von unserem Blut und damit auch Geist von unserem Geist.

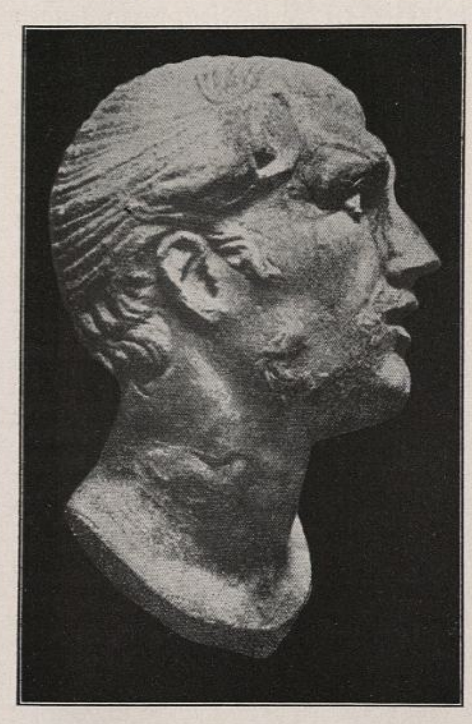
Den Römern erschienen die Germanen nach des Tacitus Ausspruch als ein durchaus eigenartiger, reiner und nur sich selbst gleicher Menschenschlag. Als hervorstechendes Sondergut aller Germanen wird in der literarischen Überlieferung des gesamten Altertums einmütig genannt: zuerst der auffallend *hohe*, dabei schlanke *Wuchs*, der in der Jugend mit straffen Gliedmaßen, bei reiferen Jahren mit einer gewissen aber doch sehr gemäßigten Fülle des muskulösen Fleisches sich verband, stets aber mit größter Körperkraft und mit selbstbewußt stolzer Haltung gepaart war.

Die zweite hervorstechende Eigenschaft des germanischen Typus ist die sogenannte *helle Komplexion*, zu der eine weiße und zugleich rosige Gesichtsfarbe, überhaupt durchsichtige Helle der gesamten Haut, sowie der „Augen Bläue" und eine Fülle blonden Gelockes gehören. Von den germanischen Frauen wird zudem ihre imponierende Schönheit oft genug gepriesen.

Was zur Vollendung des germanischen Typus hier noch fehlt, weil es dem Laien im Altertum so wenig sich aufdrängte, wie es heute der Fall ist, das sind Angaben über Kopf- und Gesichtsgestaltung. Hier leiten uns ergänzend die Grabfunde, denen wir entnehmen, daß *Langköpfigkeit* und *Langgesichtigkeit* bei den Germanen durchaus vorherrschend waren. Zu dem hohen, schmalen, kräftig profilierten Gesicht gehören eine längliche, schmale, feine Nase, die entweder gerade oder hakenförmig, als Adlernase, gestaltet ist, zurücktretende Jochbeine, stark vortretende Augenbrauen und eine breite, flache, nicht steil, sondern allmählich sich aufwölbende Stirn.

Was uns geschichtliche Überlieferung und archäologische Funde über das Aussehen der Germanen lehren, finden wir glänzend bestätigt durch die *Bildwerke des Altertums*.

Mit den Germanen kam die Welt des Mittelmeeres in erste Berührung am Schwarzen Meere und an der unteren Donau. Dort war der aus Ostdeutschland ausgewanderte germanische Stamm der Basternen, von dem wir oben (S. 164) eingehenderes gehört haben, seit etwa 240 vor Chr. zwei Jahrhunderte lang ein sehr unangenehmer Nachbar der Südeuropäer. Zuerst der griechischen Kolonialstädte in Südrußland, wie Olbia, dann auch jenes Zweiges der großen thrakischen Völkerfamilie, der schon südlich der Donaumündung in der Dobrudscha und weiter nach dem Balkan zu seine Sitze hatte, der Geten. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. verhandeln die letzten makedonischen Könige mit den



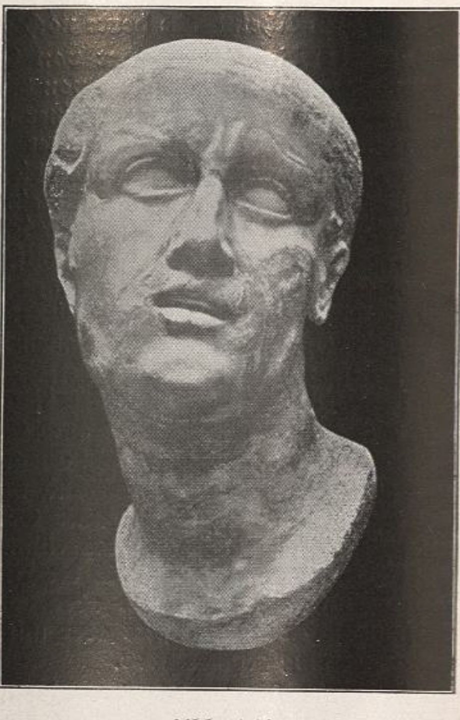


Abb. 455. 2/5 Abb. 456.

Schwerverwundeter Basterne. Marmorbüste der früheren Sammlung Somzée, Brüssel. Rechte und Vorderansicht (nach Furtwängler).

Basternen, um sie als Soldtruppe gegen die Römer zu gewinnen, ebenso Mithradates im 1. Jahrhundert vor Chr. Im Jahre 61 vor Chr. endlich verlor der römische Prokonsul G. Antonius, als er gegen den thrakischen Zweig der Myser, der westlichen Nachbarn der Geten, marschierte, bei Istropolis in der Dobrudscha Heer, Feldzeichen und Ehre an die stets schlagfertigen Basternen, die den Mysern zu Hilfe geeilt waren. Die eroberten römischen Feldzeichen gaben die Basternen in der dem Schlachtorte benachbarten Hauptfeste der Geten, zu Genucla, in Verwahrung. Cäsar wurde nur durch den Tod gehindert, den lange geplanten Feldzug gegen die Daken im östlichen Ungarn und Siebenbürgen, sowie gegen die Geten und Basternen auszuführen, die alle damals mächtig südwärts drängten. Erst Oktavian griff hier wirksam ein, sobald er durch die Seeschlacht bei Aktium zur Alleinherrschaft über das römische Weltreich gelangt war.

Auf seinen Befehl sicherte der Feldherr Licinus Crassus in zweijährigem Kriege, 29—28 vor Chr., nicht nur die römische Provinz Makedonien, sondern er erreichte teils durch unermüdliche Ausnutzung der römischen Überzahl an Truppen, teils durch ebenso treulose als grausame Kriegslisten, wie sie die Römer gegen gefürchtete nordische Völker anzuwenden ja stets bereit gewesen sind, daß die Basternen sich über die Donau nach Norden zurückzogen, daß die Myser, die Bewohner etwa des heutigen Bulgarien, gezüchtigt wurden, daß die im Rücken des römischen Heeres aufständischen südlichen Stämme der Serder und Maider, also die eigentlichen Thraker, zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrten, endlich daß die Geten in der Dobrudscha nach einer Reihe von Niederlagen die von Prokonsul Antonius an die Basternen einst verlorenen Feldzeichen in Genucla an ihn wieder ablieferten.

Ein großartiger Triumphbau in Form eines mit hochragenden Trophäen bekrönten Rundturms, nahe bei dem heutigen Adamklissi in der Dobrudscha, sollte das dauernde Wahrzeichen dieser Siege sein. Es zeigt in einem unterhalb des Daches umlaufenden Friese und auf einem den Dachrand überragenden Kranze von Zinnen die vier von Crassus besiegten Volksstämme, sowohl die als Feinde weniger hervorgetretenen Thraker und Myser, als auch die germanischen Basternen nebst den mit ihnen verbündeten Geten, diese beiden Stämme in bevorzugter Weise dargestellt. Die Gegend von Adamklissi in der Dobrudscha, nahe demjenigen Knie der Donau, wo sie zum letzten Male die Richtung nach Norden einschlägt, um die Westgrenze der nördlichen Dobrudscha zu bilden, war offenbar dieselbe Stelle, wo einst Genucla lag, und wo ganz in der Nähe, bei Istropolis an der Donau, das Heer des Antonius von den Basternen vernichtet worden war. Von hier aus, an der dem Feinde zugekehrten Grenze des neueroberten Landes, schaute das gewaltige Siegesdenkmal, das zugleich ein Sühnedenkmal war, drohend in das Gebiet der Basternen hinüber. Und es hat lange Zeit seine Wirkung getan. Während die anderen von Crassus besiegten Donaustämme Rom andauernd feindlich gesinnt blieben, schlossen die Basternen nunmehr Freundschaft mit Rom und hielten sie ein ganzes Jahrhundert. Denn erst in den Wirren des Dreikaiserjahres, das dem mit Neros Tode erfolgten Aussterben der julisch-klaudischen Dynastie folgte und dem Emporkommen der flavischen Dynastie voranging, sehen wir die Basternen an den Einfällen der sarmatischen und dakischen Stämme über die Donau in die römischen Provinzen hinein beteiligt. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten, zu Trajans Zeiten, zeigen sie sich wieder als Freunde Roms.

Was wir heute als Ruine des Triumphdenkmals sehen (Abb. 457), zeigt uns nichts von dem eigentlichen, gewaltig zum Himmel ragenden Turmbau: von dem einst freistehenden Oberbau mit der Tropaion-Bekrönung und auch vom Dach sind nur schwache Trümmerreste am Boden zerstreut aufgefunden worden und es bedurfte der eindringenden Genialität Furtwänglers, um aus diesen Trümmern die wahre einstige Gestalt in ihrer imposanten Größe von neuem erstehen zu lassen (Abb. 458). Was man in dem Ruinenbilde sieht, ist der kreisförmige Mantel von Betonmasse, der sich um den von unten auf in Quadern erbauten Kern des massiven Fundaments des oberen Turmbaus legt, gleichsam den Innenturm. Nach außen hin aber war der allein sichtbare, aus Bruchsteinen und Kalkmörtel bestehende Betonmantel zugleich wieder der Kern für die äußere Quaderbekleidung, die auch völlig abgefallen ist oder abgebrochen worden ist, indes aus den verstreuten Trümmern fast vollständig wiederhergestellt werden konnte. Erhalten ist dagegen der Unterbau von sieben sehr hohen Stufen, der von einem Plattenpflaster umgeben war. Der Durchmesser dieses Stufenbaues beträgt 38,40 m und genau soviel beträgt die Höhe des ganzen Denkmals nach Furt-

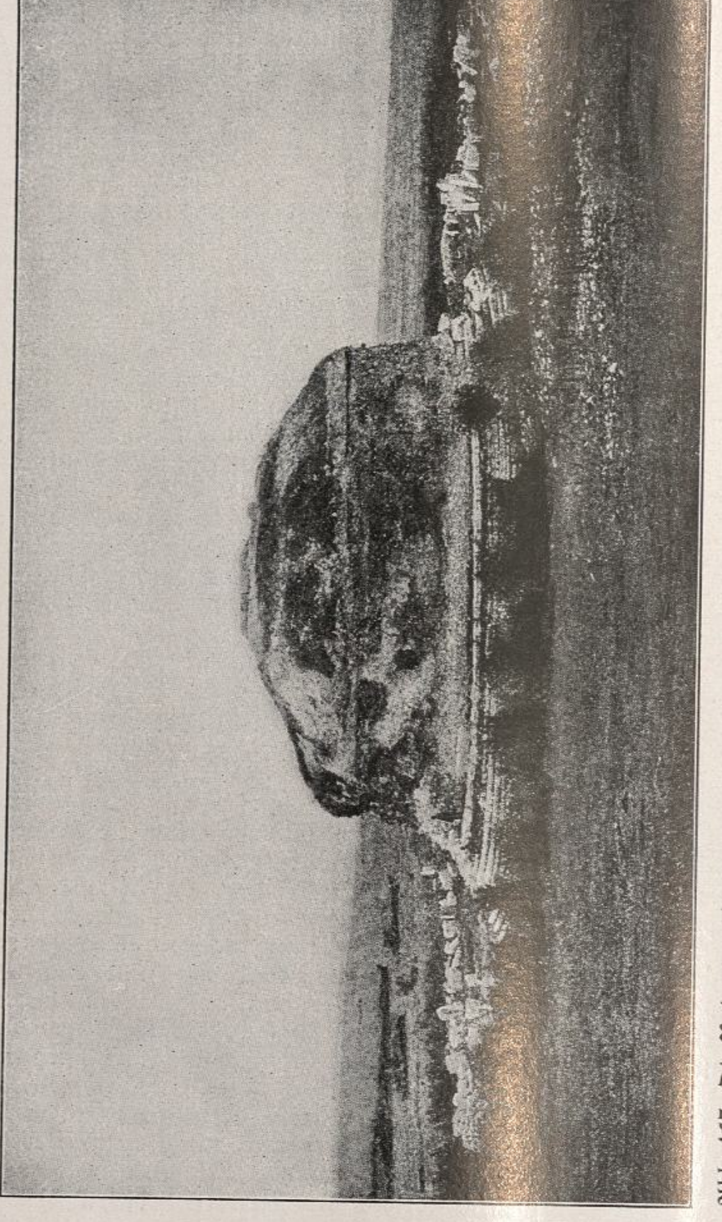


Abb. 457. Die Ruine des Triumphdenkmals des Crassus bei Adamklissi in der Dobrudscha von Norden gesehen. Heutiger Zustand (nach Tocilescu).

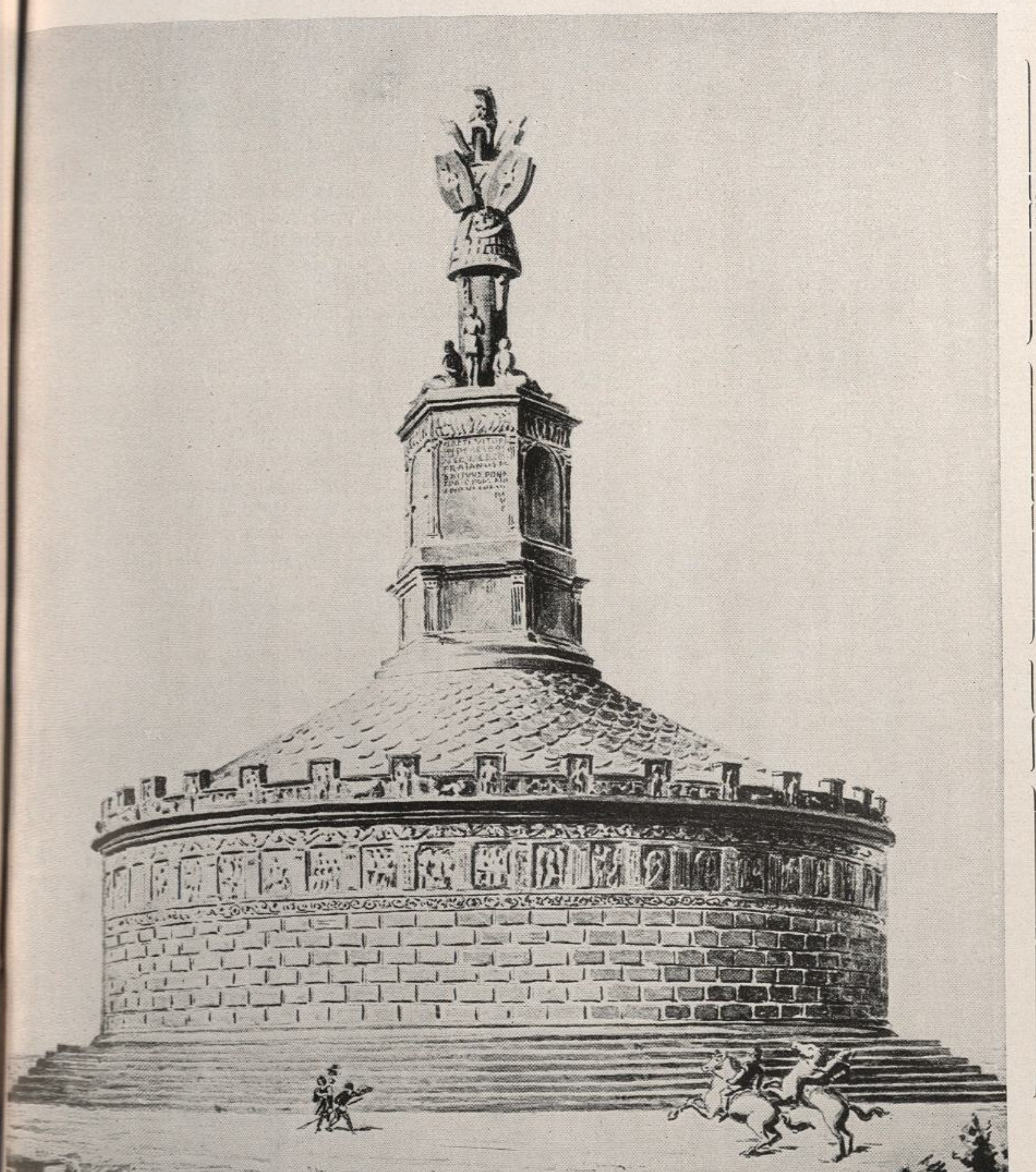


Abb. 458. Das Triumphdenkmal des Crassus bei Adamklissi in der Dobrudscha. Wiederherstellung von A. Furtwängler. (Abh. d. bayr. Akad. d. Wissenschaften, I. Kl., 22. Bd., III. Abt., Taf. I.)

wänglers Wiederherstellung, wodurch ein Verhältnis gewonnen wurde, wie es in der römischen Baukunst beliebt war.

Die über dem Stufenbau befindlichen sechs Lagen des Quadermantels sind, wie das ganze Denkmal, aus einem sehr harten, gleichmäßig weißen Kalkstein hergerichtet worden, wie er der römischen Provinzialkunst der frühesten Kaiserzeit eigen ist. Der Mantel wird oben abgeschlossen durch einen Rankenfries, dessen Akanthusblatt genau der Form entspricht, die dieses Blatt auf dem in den Jahren 13—9 vor Chr. erbauten Marmorwerk der Ara Pacis des Augustus zu Rom zeigt. Die Akanthusranken endigen in Wolfsköpfe statt der sonst hier üblichen Blüten. Darüber zieht sich die schon erwähnte Reihe von Metopen mit Bildern von Kriegsszenen hin, voneinander getrennt und zugleich hervorgehoben durch ganz flach gehaltene Pilaster, die mit Ranken oder senkrechten Kannelüren bedeckt sind. Die Höhe des Frieses beträgt 1,48 m, also genau 5 römische Fuß, die Breite jeder Metope 1,16 m. Über dem Fries läuft ein Architrav, den Palmetten schmücken, die durch strickartige Doppelspiralen verbunden sind. Darüber das Gesims und endlich der abschließende Kranz von Zinnen, deren jede, wie die Metopen 1,48 m hoch, aber nur 0,88 m breit, das Bild eines einzigen gefesselten Gefangenen bietet; zwischen je zwei Zinnen außerdem ein liegender Löwe als Wasserspeier.

Bis hierher mißt die Höhe des Denkmals 11,40 m; hinter den Zinnen steigt das schuppenförmig gedeckte Dach sanft an in einer Höhe von 5 m und stößt oben an den Quaderturm, der im verdeckten Innenbau quadratisch und nach oben kreisrund gestaltet ist, mit einem Durchmesser von 9,1 m. Nach seinem Austritt aus dem Betonmantel geht der Quaderturm in einen sechseckigen Oberbau über, der aus einem niedrigeren Untergeschoß und einem hochstrebenden Obergeschoß besteht. Diese Anordnung der beiden Geschosse durch Furtwängler ist offenkundig die richtige gegenüber der von Niemann zuerst vorgeschlagenen umgekehrten, bei der der niedrige Teil als Obergeschoß gedacht war, wodurch nur ein schwerfälliger, ja plumper Eindruck erzielt wird: sie ist eines der feinsten Stücke in Furtwänglers völlig neugeschaffener Gestaltung des ganzen über dem Dach befindlichen Teiles des Denkmals. Nun erst läßt das schlanke Obergeschoß das Tropaion zu seiner ganzen gewaltigen Höhe sich emporrecken, um über die Lande hinaus der Römer Macht zu verkünden. Das Obergeschoß trägt an der Nordseite, der Vorderseite, den Inschriftstein und wird bekrönt von einem Architrav, der durch Darstellung aneinandergereihter Schilde nach griechischer Sitte als Waffenfries gebildet ist. Nun folgt das eigentliche Denkmal, das Tropaion, zu dessen Füßen eine Kolossalgruppe dreier Kriegsgefangener sich befindet, ein gefesselter stehender Mann zwischen zwei sitzenden Frauen. An dem Panzer des Tropaions ist der die Feinde niedersprengende Feldherr, ein stehendes Motiv der Triumphaldenkmäler dieser Zeit, angebracht. Bedeutungsvoll ist wiederum das Maß der Hauptteile des Oberbaues; seine Höhe von 11,20 m entspricht genau der Höhe des von ihm getragenen Tropaions.

Betrachtet man das Ganze dieses Aufbaues, so wird man sich dem großartigen Eindruck nicht entziehen können und ebensowenig den künstlerisch feinst empfundenen Einzelheiten der Ornamentik seine Bewunderung versagen. Der schwache Punkt bleibt allein die Lösung der bildnerischen Aufgaben, was wir um so mehr bedauern müssen, da dies ja der Angelpunkt ist, an dem unsere Teilnahme für dieses Denkmal hängt.

Wir sprachen von dem Inschriftstein. Mit der Inschrift hat es in diesem Falle seine besondere Bewandtnis. Kein Triumphaldenkmal ist denkbar ohne die Inschrift, die seine Bestimmung kund tut. Solche kolossale turmartige Rundbauten mit Tropäen kennen wir schon seit dem Jahre 121 vor Chr.: damals wurde eines in Südfrankreich errichtet, als die Gallier dort geschlagen worden und Gallia Narbonensis als erste Provinz eingerichtet wurde. Dann hat Sulla in Böotien ein solches erbaut, ebenso Pompejus im Jahre 72 vor Chr. in Spanien, nachdem er den Sertorius vernichtet hatte. Weiter wurde in La Turbia auf der Höhe bei Monaco im Jahre 7/6 vor Chr. dem Augustus von Senat und Volk ein Denkmal gewidmet, das heute noch sichtbar ist, „Tropäa Augusti" genannt, zum Andenken an die Unterwerfung der Alpenvölker durch Augustus. Er bestand aus einem runden Turmkern, über den ganz wie bei dem Denkmal bei Adamklissi, ein Betonmantel aus Bruchsteinen und Mörtel gelegt war, hier jedoch nicht mit rundem, sondern quadratischem Unterbau.

Dann hat Drusus im Jahre 9 vor Chr. an der Elbe einen „Tumulus nach Art der Tropäa" aufgeführt, also in Ermangelung von Bausteinen einen Erdbau, mit Inschrift und Waffenbekrönung. Und ebenso hat Germanikus an der Weser einen 'agger', d. h. den örtlichen Verhältnissen entsprechend, eine Erdaufschüttung hergestellt, gleichfalls „nach Art der Tropäa", und mit monumentaler Weiheinschrift versehen, wie Tacitus berichtet.

Immer also stehen solche Tropäen an der Grenze eines zwar schnell eroberten, aber noch nicht römisch besiedelten Landes, eines Landes, das noch nicht auf die Dauer unterworfen erschien, noch kein gesicherter Besitz war. Solche Tropäen entsprechen also gewissermaßen unseren Flaggenhissungen in besetztem, aber vorläufig wieder verlassenem fernen Koloniallande. Niemals fehlt ihnen die Weiheschrift.

In dem Sinne ist unser Denkmal ein unfertiges geblieben. Denn der Sieger Crassus kam nicht dazu, den Wortlaut der Inschrift festsetzen zu können. Der junge Kaiser Oktavian war eifersüchtig auf den ihm von nun an allein zustehenden Titel eines Imperators. Allein Crassus verlangte für seine großen Erfolge nach republikanischer Sitte nicht nur den Triumph in der Reichshauptstadt, der ihm bewilligt wurde, sondern auch den Imperatortitel. Davon aber wollte Oktavian nichts wissen. Die Verhandlungen hierüber werden sich so lange hingezogen haben, daß Crassus schließlich nach Rom zurückging, ehe die Inschrift ihre Fassung erhalten konnte. Und so ist sie von ihm überhaupt nicht angebracht worden.

Diejenige Inschrift, die der Inschriftstein trägt, rührt nicht von Crassus, sondern erst von Trajan her. Inzwischen hatte sich nämlich in der Dobrudscha allerlei für die Römer wenig Ehrenvolles zugetragen, besonders unter Domitian. Die Daker waren unter dem Könige Dekebalus von neuem zu großer Macht gelangt. In den Jahren 86 und 89 nach Chr. wurden zwei römische Heere von ihm völlig geschlagen; die beiden römischen Heerführer verloren dabei ihr Leben. Die Dobrudscha kam damals in die Macht der Daker und hierdurch war nach römischer Auffassung das Triumphaldenkmal des Crassus entweiht und befleckt. Als Trajan siebzehn Jahre später das Dakerreich vernichtet hatte, konnte er das nun wieder gereinigte Denkmal jenem seit Augustus im römischen Heere besonders hoch verehrten Gotte weihen, dem Mars Ultor, dem rächenden Kriegsgotte. Und bei der neuen Weihe des Denkmals konnte Trajan sehr wohl eine Inschrift hierüber anbringen, auch wenn er baulich nicht zuviel daran erneuert hatte. Die Inschrift besagt, soweit die verlorenen Worte und Wortteile zu ergänzen sind, nichts weiter, als daß er das Denkmal wiederherstellen ließ (restitui jussit). Gerade daß Trajan sich nicht enthalten konnte, den bis dahin leeren Inschriftstein mit seinem Namen zu füllen, würde ein Zug sein, der so recht zu seinem Bilde paßt. Denn seine Schwäche war es, überall auf Denkmälern, auch solchen, zu denen er nicht in die

mindeste Beziehung getreten war, seinen Namen einkratzen zu lassen. Das wissen wir durch eine sarkastische Bemerkung Constantins des Großen, der ihn um jener Schwäche willen das „Mauerkraut" nannte.

Zum Denkmal des Crassus hatte aber Trajan durch seine großen dakischen Kriege entschieden eine bedeutende Beziehung gewonnen. Und so ist seine Inschrift hier also nicht einmal als unpassend zu bezeichnen.

Betrachten wir nunmehr in erster Linie die Darstellungen der Basternen. Es handelt sich um fünf von den erhaltenen 27 Zinnenbildern, und zwar um Nr. I—5, von denen Nr. 5 leider zu stark zerstört ist, als daß darauf einzugehen lohnte. In zweiter Linie handelt es sich um elf von den erhaltenen 50 Metopen; ursprünglich hat das Denkmal 54 Metopen besessen. Es sei gleich bemerkt, daß die Zinnen an sich sorgfältiger ausgeführt erscheinen oder wenigstens durch die etwas größere Darstellung, die jedesmal nur eine einzige Gestalt, noch dazu in klarer ruhiger Haltung, bietet, den Beschauer weit mehr befriedigen, als die Mehrzahl der Metopen. Letztere enthalten eine bunte Folge von Kriegsbildern ohne geordnete Geschichtserzählung. Die Gruppierung der einzelnen Gestalten, in der Mehrzahl drei auf jedem Felde, ist hier vielfach so ungeschickt, daß diese sich gegenseitig geradezu im Wege stehen. Hier zeigt der durch die Verwendung des sehr harten Kalksteins bedingte ungemein harte und ungelenke Stil dieser Soldatenkunst ganz besonders seinen primitiven Charakter. Alles wird auf der Fläche ausgebreitet, Verkürzungen sind so gut wie unbekannt. Doch herrscht eine große naive, freilich auch nüchterne, Treue in Wiedergabe der Einzelheiten der Wirklichkeit.

Zuerst die Zinnen. Das Bild des basternischen Kriegsgefangenen auf der ersten Zinne (Abb. 459) gibt das vollkommenste Abbild eines Germanen in dem hohen Wuchs, den schlanken, fast eleganten Gliedmaßen, den dabei so kräftigen Schultern, der edlen Bildung des langen Gesichtes und der vornehmen Haltung. Mit schmerzvollem Pathos ist sein Blick in die Ferne gerichtet, als wäre er voll Heimatsgedanken. Die Wahl dieses Gesichtsausdruckes durch den Künstler bekundet ein offenbares Nachwirken hellenistischer Ausdrucksmittel, wie sie von der jüngeren pergamenischen Schule des zweiten Jahrhunderts vor Chr., z. B. an dem Altarfriese auf der Burg zu Pergamon, hier freilich in unschöner Übertreibung an dem Kopfe des Riesen Alkyoneus, des Gegners der Athena, angewendet wurde.

Mit edlerem Maßhalten nach älterer, klassischer Weise gestaltet, finden wir dies Motiv des schmerzhaften Aufblickes aus weit geöffneten, tiefliegenden Augen, deren Umrandung im Schatten starker Stirnknochen liegt, — ein Motiv, das in letzter Linie auf den Meister pathetischer Idealkunst, auf Skopas, zurückgeht — an der vielleicht schönsten Büste eines jugendlichen Germanen, gleichfalls eines Basternen, die zu der Sammlung Somzée im Brüsseler Cinquantenaire-Museum gehört. Sie ist zugleich die einzige erhaltene Germanendarstellung, die uns der Meißel eines echten griechischen Künstlers geschaffen hat (Abb. 455, 456). Wir besitzen in ihr wohl das Bruchstück einer ganzen Figur, eines Schwerverwundeten, der in schmerzlichem Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. Auch hier der edle Germanentypus in dem langen, schmalen Gesicht, das jugendliche Hagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist. Ganz charakteristisch für die Basternen, wie für alle Germanenstämme der frühen Kaiserzeit, ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen" Haarknoten beschreibt und die auch bei dem Basternen von Adamklissi (Abb. 459) deutlich erkennbar ist, obwohl hier, ebenso wie bei der Brüsseler Büste, der Knoten beschädigt worden ist. Während am Nacken die Haare ganz

kurz herabfallen, sind sie am Oberkopfe in beträchtlicher Länge überall nach der rechten Schläfe hinübergekämmt und dort in einem Knoten zusammengeknüpft, der leider fast gänzlich abgestoßen worden ist. — Dieses köstliche Originalwerk hellenistischer Kunst wird in seiner Entstehung erst verständlich, wenn wir an-



Abb. 459. 1:13. Gefesselter Basterne. Kalksteinrelief. I. Zinne des Siegerdenkmals von Adamklissi (nach Tocilesco, Fig. 114); Museum Bukarest. Die Zinnen sind 1,48 m (= 5 röm. Fuß) hoch und 0,88 m breit. Die Hose scheint rautenförmig gemustert zu sein. Man beachte Mäntelchen, Gürtel, Schuhwerk.

nehmen, daß den galatischen Söldnerscharen, die den Diadochenfürsten Kleinasiens dienten, um 200 vor Chr. oder wenig später auch basternische Abteilungen sich anschlossen. Ich komme sogleich bei Besprechung der sogenannten Thusnelda auf die Notwendigkeit einer solchen Annahme zurück.

Einen Mann besonders ruhiger, gesetzter Haltung zeigt Zinne Nr. 3 (Abb. 460). Der Haarknoten an der rechten Kopfseite ist hier besser als sonst auf dem Denk-

mal erhalten und in seiner Drehung gut erkennbar. Wie alle Basternen des Denkmals hat auch dieser das rautenförmig geschnittene Mäntelchen, und zwar auf der Brustseite hier besonders lang herabfallend. Das Mäntelchen wurde durch einen Schlitz, der nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer der langgezogenen spitzen Ecken hin in das Tuch geschnitten war, über den Kopf gezogen und fiel mit der kürzeren Spitze auf die Brust, mit der längeren auf den Rücken herab, so daß der hintere Zipfel zuweilen zwischen den Beinen sichtbar ist. Die eng anliegenden Hosen scheinen bei Zinne Nr. 1 einfach rautenförmig gemustert zu sein; bei allen anderen basternischen Gefangenen oder Kriegern (an den Metopen) scheinen sie aus einem oder vielleicht mehreren breiten langen spiralig gelegten Bandstreifen zusammengenäht zu sein — falls hier nicht etwa Ungeschick in Darstellung des Hosenmusters oder eher noch der Hosenfalten vorliegt. Stets hängt die Hose an einem Ledergürtel, dessen Schnallenschluß oder Ringschließe jedoch niemals dargestellt worden ist, und stets bemerkt man Lederschuhe, falls nicht die Füße so abgestoßen sind, wie es bei den Zinnen, mit Ausnahme von Nr. 1, leider überall der Fall ist.

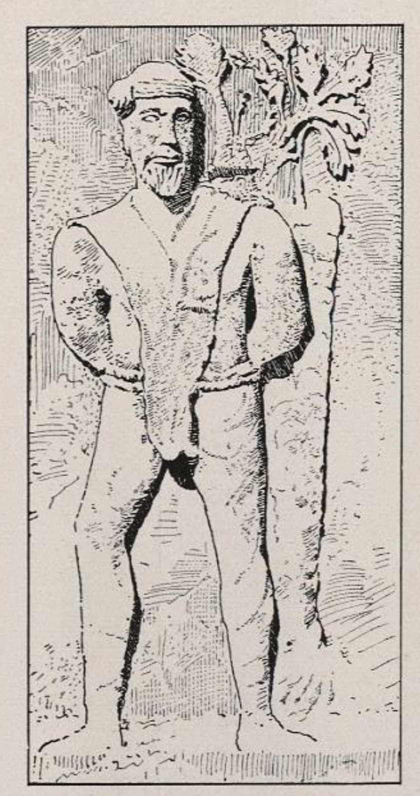


Abb. 460. 1:13. Gefesselter Basterne. 3. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilesco Fig. 15). Das Mäntelchen fällt hier besonders lang herab; der gedrehte Haarknoten ist sehr deutlich.

Der Kinnbart ist mehr oder weniger spitz zugeschnitten (Zinne Nr. 1, 3, 4 = Abb. 459, 460, 461); nur an Zinne Nr. 2 (Abb. 462) ist ein noch unbärtiger Jüngling dargestellt, von überaus kräftigem Wuchse und mit zorniger Geberde, die durch die über der Nase stark zusammengezogenen Brauen ihren Ausdruck erhält. Auch hier ist der Haarknoten abgestoßen.

Noch weit ingrimmiger, das Auge halb zu Boden geschlagen, halb rückwärts auf seinen Peiniger gerichtet, schaut der Basterne darein, der an Metope Nr. 47 (Abb. 463) von einem Römer an der Kette vorwärts getrieben wird. Die basternische Tracht ist hier in allen Punkten sehr deutlich zu erkennen.

Und nun vermögen wir auch den in offenbar schwerer Verwundung niedersitzenden Basternen der Metope 17 (Abb. 464) richtig zu beurteilen. Wir erkennen den recht ungeschickt dargestellten Haarknoten, das noch ungeschickter über dem rechten Arm wiedergegebene faltige Mäntelchen, die gestreifte oder faltige Hose und die Schuhe; wir sehen, daß der Kinnbart in seinem runden Schnitt gar zu sehr demjenigen des hinter ihm stehenden Geten angeglichen worden ist. Wir sehen auch in seinem linken Arme die Lanze ruhen, die gewöhnliche Waffe der Basternen in den Metopenbildern, wie das große Sichelschwert für die Geten bezeichnend ist. Kaum einmal sieht man am Denkmal ein Schwert auf Seiten der Feinde Roms, niemals jedenfalls in den Händen eines dieser Feinde, so daß es nicht sicher ist, ob die Basternen des Donaugebietes neben der Lanze das Schwert



Abb. 461. 1:13. Gefesselter Basterne. 4. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilesco, Fig. 115). Die Füße sind stark abgestoßen.



Abb. 462. Gefesselter jugendlicher Basterne. 2. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi. Der Haarknoten an der r. Schläfe ist abgestoßen. (Furtwängler: Abh. d. bay. Ak. d. Wissenschaften, Kl. I, Bd. 22, Abt. III, Taf. VI.)

überhaupt geführt haben. Es fällt uns freilich schwer, einen solchen Mangel anzunehmen für eine Zeit, aus der die Ostgermanengräber Ostdeutschlands eine geradezu strotzende Fülle von ausgezeichnet geschmiedeten Eisenschwertern von einheimischem Typus ans Tageslicht gegeben haben. Auch die Erklärung, die ich hierfür vorschlagen könnte, daß nämlich die Basternen sich von den Wandiliern zu einer Zeit abgetrennt haben, Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr., als die Wandilier noch keine nennenswerte eigene Schwertindustrie entwickelt hatten, will mich nicht recht befriedigen. Denn in diesem Falle ist der Schluß aus dem Versagen der Gräber der frühen und mittleren Latènezeit durchaus noch nicht einwandfrei als richtig gesichert.

Was den Schild anlangt, so ist für den Geten oder Thraker der ovale Schild, für die Basternen aber durch die (hier nicht abgebildete) Metope Nr. 16 der sechs-



Abb. 463.



Abb. 464.

Abb. 463. Gefesselter Basterne, dessen Haupthaar über der Stirn geteilt und rechts über dem Ohr geknotet ist; an einer Kette geführt von einem Römer, der eine Halsbinde (Focale) Harnisch mit Tunika-Vorstoß, vorn geschlitzten und rechts auf die Achsel geschobenen Umhang (Pänula) und Schnürschuhe trägt. Metope 47 (Tocilesco, Fig. 95). Die Metopen sind 1,48 m (= 5 röm. Fuß) hoch und 1,16 m breit.

Abb. 464. Römer im Kampf mit einem Geten, der eine Kappe trägt und das Sichelschwert vor sich hält; daneben sitzender Basterne mit rechts befindlichem Haarknoten, Mäntelchen (die Falten über dem rechten Arme) und Lanze. Der Römer, wie alle Römer rasiert, hat hohen Kegelhelm, dessen unterer Reif durch senkrechte Rippen mit dem Doppelknopf an der Spitze in Verbindung steht und der mit mächtigem Nackenschutz versehen ist, weiter einen Schuppenpanzer, eine aus 11 Ringen bestehende Armschiene am rechten Arm, Halsbinde und hohe Winter-Schnürschuhe. Man beachte die Form des römischen Schwertes und die in einen Ortbandknopf ausgehende Scheide, die an der rechten Körperseite auffallend hoch befestigt ist. Der halbzylindrische Schild ist an den Seiten stumpfwinklig ausgebogen. Metope 17 (Tocilesco, Fig. 65.)

eckige Schild bezeugt, eine Form, die wir sonst nur bei Westgermanen kennen, kaum bei den Ostgermanen, deren Kennzeichen der runde Schild war, wie wir früher (S. 207) bereits gehört haben.

Das Ruhmbedürfnis und die Eigenliebe der Griechen und noch mehr der Römer ließen es kaum zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder Gnade flehende Unterworfene zu verewigen. Nur mehr zufällig sehen wir die Nichtrömer einmal in voller Unabhängigkeit und den Römern ebenbürtiger Stellung auftreten, wie jenen Basternenhäuptling, den die Trajanssäule in nur geringer Verstümmelung bis heute uns erhalten hat (Abb. 465). Er war der Führer einer der zahlreichen Gesandtschaften, die Kaiser Trajan während des zweiten großen Dakerkrieges in der Winterpause der Jahre 105—106 empfing. Dies geschah zu Dobretae an der untern Donau, dem heutigen Turnseverin an der Westgrenze der Walachei. Der Künstler schildert den Augenblick, wo gerade die Edlen der Basternen dem Kaiser vorgestellt werden und dieser Häuptling in vornehmster Gebärde den Kaiser mit der halberhobenen linken Hand grüßt. Der linke Arm ist auf dem Ausschnitt des Bildes, den unsere Abbildung bringt, leider nicht sichtbar. Vergleichen wir diese Gestalt mit den ihr gesellten der vielen anderen Stämme, Daker, bosporanische Griechen, Sarmaten, Jazygen, so sehen wir hier einen der vollkommensten von den vielen Belegen dafür, mit welcher Hochachtung und Bevorzugung vor allen anderen Fremdvölkern die Römer gerade die Germanen behandelt und dargestellt haben. Eine kostbare Gestalt dieser kraftstrotzende, straffmuskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein König!



Abb. 465. Basternenfürst vor Trajan. Relief der Trajanssäule. Rom.

Wohl in dieselbe Zeit, d. h. in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr., fällt eine neuentdeckte Bronzebüste eines schon bejahrten Germanen, die in den Trümmern der alten pannonischen Donaufestung Brigetio, gegenüber Komorn in Ungarn, zum Vorschein gekommen ist (Abb. 466). Aus diesem Orte machte erst Trajans Nachfolger Hadrian ein Legionslager. Was die Haartracht anlangt, so trifft hier alles zu, was über den Basternen Somzée gesagt worden ist. Nur ist dieser ein ganz jugendlicher, jener ein alter Mann, dieser in höchster leidenschaftlicher Erregung und heftiger körperlicher Bewegung dargestellt, jener in vollkommenster Ruhe, in körperlicher und geistiger Ruhe, und dennoch die eindringende Überlegung eines scharfen Verstandes, einer durchaus sachlichen Denkweise verratend, dieser eben ein hellenistisches, jener ein römisches Kunstwerk.

Bewunderten wir vorher an dem Basternenhäuptling der Trajanssäule die königliche Haltung, so zeigt uns die andere große Kaisersäule tatsächlich einen König, den einzigen germanischen König, dessen Bild wir haben und den wir

zugleich mit Namen kennen. Es ist die Markussäule, deren spiralig aufsteigende Reliefs die Taten eines langwierigen Krieges im Donaugebiet uns so lebendig und lehrreich veranschaulichen. Sie ist die Schilderin der Markomannenkriege Mark Aurels aus den Jahren 171—175 nach Chr. und bietet eine Fülle von Darstellungen aus dem Leben der germanischen Stämme am Nordufer der mittleren Donau, darunter die herrlichsten germanischen Männer- und Frauengestalten. Leider kann sie als Ganzes und auch im Einzelnen nach rein künstlerischer Seite hin den Vergleich mit der Trajanssäule nicht aushalten. Dazu kommt, daß die Bilder wegen ihres weit höheren Reliefs ungleich mehr durch Abstoßung gelitten haben, als es bei ihrem Vorbilde der Fall ist. Immerhin müssen wir uns glücklich schätzen, daß noch soviel von diesem unersetzlichen Schatze auf uns gekommen ist.



Abb. 466. Bronzebüste eines bejahrten Germanen aus Brigetio (Ungarn); 9 cm hoch.

Eine der edelsten Erscheinungen ist hier der Quadenkönig Ariogais, die Seele hartnäckigsten Widerstandes im Freiheitskampfe gegen den das mährische Germanenland bekriegenden Kaiser. Im Jahre 173 hatte der König vor der einbrechenden Übermacht des römischen Heeres außer Landes fliehen müssen. Er hielt sich verborgen bei den benachbarten Basternen, die jenseits der Kleinen Karpaten an den Gebirgshängen der Nordwestecke des Hauptzuges der Karpaten ihre hochgelegenen Burgen hatten. Aber auch hier wird er im nächsten Jahre von den nachdringenden Patrouillen der Römer aufgespürt, hatte doch Mark Aurel tausend Goldstücke ausgesetzt, wenn der Quadenkönig lebend, fünfhundert, wenn er tot eingebracht würde. Und nun zeigt uns das Säulenrelief (Abb. 468) den König und dahinter einen ihm sehr ähnlich sehenden germanischen Edlen, vielleicht des Königs Bruder, die Hände bei beiden auf den Rücken gefesselt, ebenso wie bei den voraufgehenden beiden lieblichen Knaben, wohl des Königs Söhnen. Wir sehen, wie sie, ein jeder durch einen hinter ihnen herschreitenden römischen Soldaten an

der Fessel geleitet, von der hoch auf dem Felsen aus Quadern gebauten germanischen Königsburg mit Kuppeldach herabsteigen müssen. Wie vornehm und würdevoll zeigen sich alle diese Germanen in ihrem Unglück. Zumal des Königs



Abb. 467. Kopf des Quadenkönigs Ariogais (vgl. Abb. 468).



Abb. 468. Der Quadenkönig Ariogais und die Seinen werden von römischen Auxiliarsoldaten (daher ihr Kettenpanzer) in die Gefangenschaft abgeführt. Markussäule, Rom. (Petersen, Taf. 98a.)

edles Antlitz (Abb. 467) blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die Zukunft — wohl in Gedanken an sein Volk, — aber dennoch ruhig und gefaßt.

Aber auch die böhmischen Markomannen fühlen in dem Kriegsjahr 173 die Härte der römischen Macht. Ein Teil von ihnen wird zu dauernder Übersiedlung in das Land südlich der Donau, also auf römisches Gebiet gezwungen. Die Säule

schildert, wie unbewaffnete Edle der Markomannen unter Führung von berittenen und bewaffneten Germanen desselben edlen Typus das Gestade des Flusses betreten, an dessen anderer Seite andere schon früher auf römischem Boden angesiedelte Germanen ihnen freundlich herüberwinken. Indes scheint es den neu übergesiedelten Germanen unter römischer Herrschaft doch nicht behagt zu haben, denn sie werfen bald den Zwang ab und schließen sich wiederum ihren am Nordufer der Donau den Krieg weiterführenden Brüdern an. Doch wiederum mit Unglück. Ein Teil ihrer Edlen muß für den Freiheitsdrang des ganzen Stammes, der zum Wortbruch geführt hat, mit dem Leben büßen. So lautet der Urteilsspruch des Kaisers.



Abb. 469. Hinrichtung von 6 markomannischen Edlen, von denen einer am Oberkörper nackt ist, die Hände auf den Rücken gebunden, während zwei bereits enthauptet am Boden liegen. Markussäule, Rom. (Petersen, Taf. 69.)

Seine Gardereiter kommen in voller Gala, mit der Standarte, und umstellen den Richtplatz; die links abseits stehenden Frauen der Germanen, die traurig, aber gefaßt dem grausigen Vorgang zuschauen, sind auf unserem Bildausschnitt (Abb. 469) nicht mehr sichtbar. Den Strafakt leitet ein deutlich als Nichtrömer Gekennzeichneter, der mit dem Sinnbild des Schwertes bedacht ist. Vollzogen aber wird die Hinrichtung der sechs markomannischen Edlen, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind, durch Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen — welch römischer Hohn! Germanen vernichtet durch Germanen, nicht in freiem Wettkampf gegeneinander, sondern ausschließlich im Dienste einer fremden Macht. Also wie in der Völkerwanderung und wie 1806 und sogar noch 1813: immer dasselbe Trauerspiel!

Die Markomannedlen dieses Bildes sind, abgesehen von Ariogais, die schönsten Gestalten der ganzen Säule, einschließlich der Römer, von dem römischen Künstler mit großer Liebe gezeichnet. Der mächtige Kopf, das lange Gesicht, das

reiche Haupthaar und der üppige Vollbart, endlich der hohe, schlanke Wuchs: alles das vereinigt sich hier, um germanische Idealgestalten zu verkörpern. Von Interesse ist es auch, hier die Friedenstracht der Germanen kennen zu lernen. Während zur Kriegszeit die Germanen (und übrigens auch die Gallier und Geten), das Obergewand ablegen und entweder mit völlig nacktem Oberkörper oder nur durch



Abb. 470. Knieender Germanenjüngling. Bronzestatuette; Paris, Nationalbibliothek, Nr. 915. Beinahe Originalgröße.

ein leichtes freiflatterndes Mäntelchen geschützt in die Schlacht ziehen, sehen wir sie hier mit einem enganschließenden Ärmelrock bekleidet; nur einer der germanischen Henker hat einen ärmellosen Rock, eine Ausnahme, die wir als solche im 3. und 4. Jahrhundert nach Chr. bei einem ganzen germanischen Stamme finden, der infolgedessen den Namen Armalausi, Armilausini (Ärmellose) erhielt.

Die weitaus zahlreichsten Denkmäler von Germanen, durchweg von Gefangenen oder Unterworfenen, hat aber die in realistischer Wiedergabe von Völkertypen außerordentlich hochstehende römische Kunst des ersten Jahrhunderts nach Chr., namentlich seiner ersten Hälfte, hinterlassen. Es sind das fortlebende Erinne-

rungen aus der Zeit der augusteischen Triumphe über die Siege und mehr noch die vermeintlichen Siege während der großen Germanenkriege unter Drusus, Tiberius, Germanikus. In die immer wiederkehrende Gruppe der Triumphaldarstellungen jener Imperatoren gehören die häufigen Miniaturnachbildungen knieender oder sonst in unterwürfiger Haltung abgebildeter Germanen. Die vielleicht schönste davon ist das kleine Pariser Bronzefigürchen eines germanischen noch unbärtigen Jünglings (Abb. 470) von kräftigsten Gliedmaßen und schmalem,

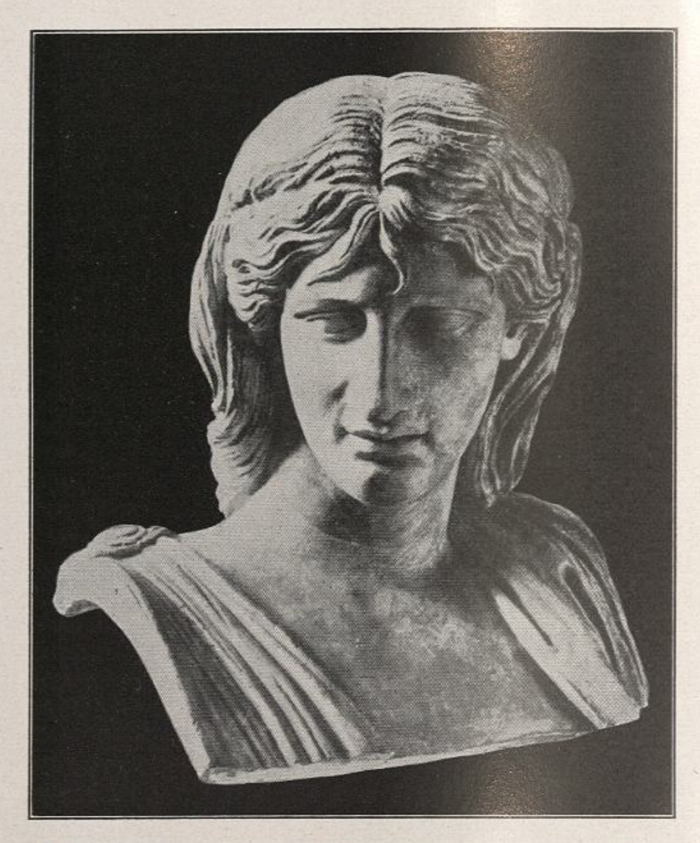


Abb. 471. Sog. „Thusnelda"; Büste nach der Vollfigur (Abb. 472); Florenz, Loggia dei Lanzi.

hagerem Gesicht mit energischem Ausdruck in der gewöhnlichen Kriegertracht mit Mäntelchen um die Schultern, Hosen, die um die Hüften ein Gürtel festhält, und Lederschuhen. Vorzüglich, wie sonst nirgends wieder, ist hier der Erhaltungszustand des hornartig dargestellten Haarknotens, der, wie man deutlich sieht, nur durch sorgfältigstes Kämmen und Knüpfen des mit batawischer 'Seife' gut pomadierten Haares erreicht worden sein kann.

Und nicht minder schön werden germanische Frauen von römischer Kunst dargestellt. Die volkstümlichste Darstellung dieser Art ist ja unstreitig die berühmte Marmorstatue der „Thusnelda" (Abb. 471 und 472), obwohl sie ihren Namen zweifellos mit Unrecht führt, ja vielleicht nicht einmal eine Germanin, sondern ein Gallierin darstellt. Auch diese edelste Kunstschöpfung geht, wie so vieles in

römischer Kunst, auf griechische Überlieferung zurück, nicht nur in ihrer typischen Trauerstellung, mit dem auf die linke Hand aufgestützten rechten Arm, der wiederum das gesenkte Haupt stützen soll, und mit der als Zeichen der Trauer entblößten Brust, sondern auch in greifbaren Einzelheiten, wie den dicksohligen Gitterschuhen, die uns an den Pergamenischen Altar erinnern, in gleicher Weise, wie das bei dem Basternen der ersten Zinne von Adamklissi und noch mehr bei dem Basternen der Sammlung Somzée der Fall ist. Ich erwähne die Vermutung französischer Gelehrter, daß wir es hier vielleicht mit dem Nachleben einer griechischen Darstellung der Repräsentantin des durch die Griechen besiegten Galatervolkes zu tun haben, und weise auf einen Zug hin, der meines Wissens für diese Deutung noch nicht herangezogen worden ist, nämlich das Haarband, das wir ebenso bei der Relieffigur der Gallia auf dem Brustpanzer des Augustus von Prima Porta erkennen. Und doch mutet uns der Gesichtstypus mit dem feinen Oval, das wunderbare Haar, wie die ganze Gestalt und die Haltung so durch und durch germanisch an. Ich spreche daher hier eine andere Vermutung aus. Wir müssen uns daran erinnern, daß bei den Galaterkämpfen des dritten, zum mindesten bei denen des zweiten Jahrhunderts vor Chr. in Kleinasien oder in Griechenland sicher schon germanische Basternen beteiligt waren, wie ja der Basterne Somzée beweist. Und so könnte auch für diese besiegte „Galatia" leicht eine herrliche Basternenfrau als Vorbild gedient haben. Da ist nichts leidenschaftlich Übertriebenes, keine Pose, wie sie schon damals galatische und gallische Eigenart war, sondern bei aller Trauer herrscht die stille Ergebenheit, die Hoheit eines unbeugsamen Charakters. Diese Züge schweben dem Dichter Halm vor Augen, wenn er im „Fechter von Ravenna" zu Thusnelden sagen läßt: „Du stehst so



Abb. 472. „Thusnelda"; Florenz, Loggia dei Lanzi.

still, so trüb mir gegenüber" — „Schweres Leid kam über dich, doch auch die Kraft, es groß und still zu tragen".

Ganz anders wirkt der Kolossalkopf einer Germania (Abb. 473) in London auf uns ein, der zwar auch durch ein prächtiges Gelock sich auszeichnet und ganz gewiß das reine Gepräge des germanischen Typus trägt, aber von dem Künstler — sicher schon des zweiten Jahrhunderts nach Chr. — in keiner Weise genügend geistig charakterisiert worden ist, sondern vielmehr ziemlich leere Züge aufweist.

Unvergleichlich besser gelungen ist die Gestalt einer besiegten, trauernden Germania (Abb. 474), jetzt in der Villa Pamfili zu Rom, die von der Neptuns-



Abb. 473. Kolossalbüste einer „Germania". London, Britisches Museum (nach Bienkowski, de simulacris usw. Fig. 88).

basilika auf dem Marsfelde in Rom herrührt und zu den Darstellungen unterworfener Provinzen gehört, die um 150 nach Chr. jenem weit älteren Säulenbau angefügt wurden. Bei aller großen Ähnlichkeit des Kopfes dieser Germania mit dem Londoner Kolossalkopf werden wir hier, trotz starker 'Eleganz' in der Darstellung dieser Gewandfigur, tief ergriffen, wo wir dort kalt blieben. Nicht mit Unrecht hat man diese Germania voll leidenschaftlichen Trotzes eine antike „Mater dolorosa" genannt.

Und als letztes Bild einer Germania wählen wir ein Kalksteinrelief, das freilich weder durch Größe, es ist nur 73 cm hoch, noch durch gute Erhaltung, das Gesicht ist stark bestoßen, noch endlich durch Schönheit der Ausführung sich für diese Bevorzugung empfiehlt. Allein es knüpfen sich an diese Steinplatte so wichtige Erörterungen über die weibliche Tracht, daß wir sie schon um deswillen hier nicht gut übergehen können.

Diese Platte ist ein Teil des Brüstungsschmuckes, womit der Sockel des Säulenumganges im Binnenhof des Prätoriums des Mainzer Legionslagers bekleidet war. Das Legionslager war gleich nach dem großen Bataverkriege, der sich an Neros Tod anschloß und überall eine Gefährdung der alten Erdlager am Rhein herbeigeführt hatte, von Vespasian in Stein erneuert worden. Bei dieser Ge-



Abb. 474. Marmorrelief einer trauernden „Germania". Rom, Villa Pamfili (nach Bienkowski, de simulacris. Fig. 79).

legenheit spätestens wurde jener Brüstungsschmuck in Kalkstein geschaffen; ich bin freilich geneigt, ihn für noch etwas älter zu halten, da er noch stark jene alte, harte, eckige Soldatenweise atmet, jenen oberitalischen Stil, dessen frühesten Vertreter wir im Denkmal von Adamklissi kennen gelernt haben.

Wir sehen die typische Trauerhaltung mit den aufeinander und auf den Körper aufgestützten Armen, die wir schon bei der „Thusnelda" besprachen. Das reiche Haar fällt in langen Strähnen über Hals und Brust, darüber vom Haupte den Rücken entlang und nach vorn zum Schoße ein breiter Schleier. Den Leib bedeckt ein trikotartig enge anliegendes Gewand, das in dem bei germanischen

Kleiderstoffen so beliebten Rautenmuster gewebt ist. Und nun kommt das anscheinend Wunderbare, daß auch der Unterkörper der Frau und die Beine in trikoartig engen Hosen desselben Stoffes stecken. Wir haben hier nicht irgendeine trauernde Germanin vor uns, sondern eine trauernde Germania. Und dieser große Unterschied ist bisher noch gar nicht genügend berücksichtigt worden.

Darstellungen besiegter trauernder Länder finden sich eben nicht nur in Gestalt aufrecht stehender Frauen, sondern auch als an der Erde oder auf einem erhöhten

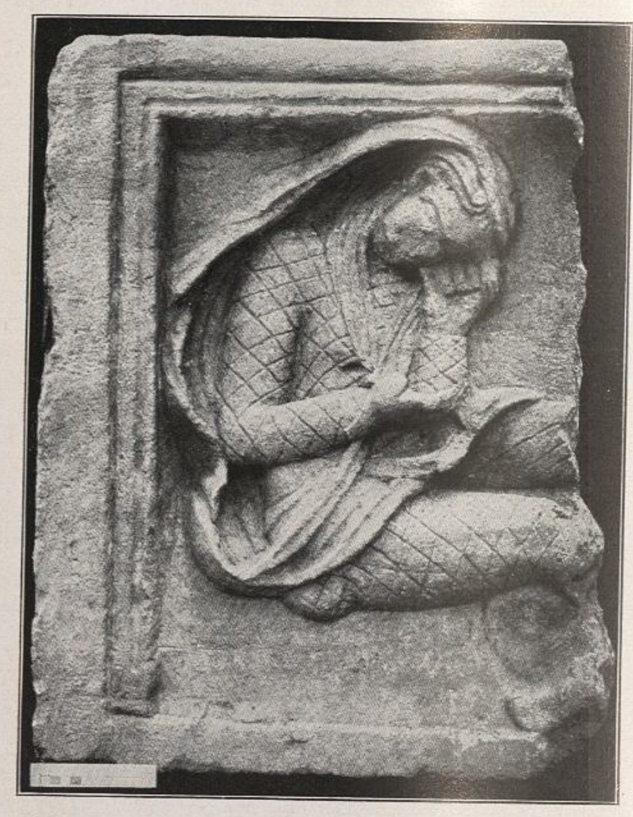


Abb. 475. Kalksteinrelief einer trauernden Germania; Mainz, Legionslager. 0,73 m hoch.

Sitze neben einem Tropaion ruhende Frauen, denen oft, aber durchaus nicht immer, eine männliche Person als zweiter Vertreter desselben besiegten Landes gegenübersitzt. In diesen Fällen, die namentlich auf Münzbildern unzähligemal sich wiederholen, ist es durchaus Regel, daß die Frauengestalt, soweit es irgend angeht, in der Kriegstracht des Landes vorgeführt wird, also in der Mannestracht. Und dies geschieht nicht nur bei „nordischen" Völkern, sondern ganz allgemein. Am auffallendsten ist dies allerdings bei allen jenen Völkern, wo die Hose ein wesentlicher Bestandteil der männlichen Tracht ist. So erscheinen als Frauen in gegürtetem Leibrock mit Ärmeln, Mantel und Hose, also in vollkommener Mannestracht, und zum Teil noch mit der landesüblichen Hauptwaffe in der Hand, folgende Länder: Armenia, Parthia, Asia Minor (Kleinasien), Dacia (Siebenbürgen), Noricum (Österreich), Gallia, Britannia, Germania, Francia.

Aber auch für diejenigen Länder, wo die Mannestracht die Hose nicht kennt, wird den weiblichen Figuren ganz deutlich die Mannestracht des Landes angelegt. Das ist z. B. der Fall bei der Hispania an dem figurenreichen Panzer des Augustus von Prima porta. Denn ganz wie wir es bei den balearischen Schleuderern im Heere Trajans sehen, hat diese Frau völlig unbekleidete Beine, dagegen Schuhe, einen gegürteten Ärmelrock, Mantel und in der Hand das spanische Schwert. Dasselbe ist der Fall bei der weiblichen Personifikation Indiens auf der bekannten Silberschale von Lampsakus, die im Museum zu Konstantinopel sich befindet. Auch diese „India" hat die indische Mannestracht, nämlich einen Lendenschurz, dazu einen langen, fast den ganzen Körper bedeckenden Shawl und Sandalen, sowie als Waffe einen Bogen in der Hand, während man für gewöhnlich die indischen Frauen mit ganz anderer Kopftracht und dazu mit nacktem Oberkörper darzustellen pflegte.

Diese zahlreichen Beispiele zeigen, daß die weiblichen Personifikationen besiegter Länder in der römischen Kaiserzeit vornehmlich im ersten Jahrhundert vor Chr., in der männlichen Tracht dieser Länder dargestellt worden sind. So war es auch bei den Darstellungen der trauernden Germania und also auch bei der Germania des Mainzer Prätoriums.

Wie konnte also nur ein so tüchtiger Archäologe wie Bienkowski auf den sonderbaren Gedanken verfallen, in der Tracht der Mainzer Germania die gewöhnliche Tracht der germanischen Frauen und im besonderen der Frauen aus dem Chattenlande zu sehen? Und mochte diesem Gedanken auch ein Vielschreiber wie Ed. Heyk in mehreren seiner Schriften begeistert zustimmen, wie konnte sich dem ein Gelehrter wie Karl Schumacher anschließen, der Verfasser zweier Schriften über die antiken Darstellungen von Germanen und von Galliern? Bei beiden Gelehrten ist wieder einmal der klassische Philologe mit dem Archäologen durchgegangen. Mit Hilfe eines sehr unklar gefaßten Satzes des Wort- und Satzkünstlers Tacitus versuchen diese Herren ihre verfehlte archäologische Anschauung auf philologischem Wege zu rechtfertigen. Aber Müllenhoff hat hier längst das Richtige getroffen. Wenn Tacitus sagt, die weibliche Kleidung habe sich von der männlichen kaum unterschieden, so hat er den selbstverständlichen Unterschied männlicher und weiblicher Tracht, insofern letztere fast überall in Europa nur lange, bis an die Erde reichende Gewänder kennt, gar nicht erst besonders hervorheben wollen. Vielmehr bezieht sich seine Äußerung nur auf den Stoff der Kleidungsstücke.

Die Meinung, die schamhaften germanischen Frauen und gerade nur diese wären gleich den Männern in engen Trikothosen umhergelaufen, ist so ungeheuerlich und geradezu beleidigend für germanisches Fühlen, daß man ohne innere Entrüstung diesen Punkt nur schwer besprechen kann. Warum wird denn von Bienkowski und Schumacher die Trikothose nicht auch den dakischen, norischen, gallischen, britischen Frauen als gewöhnliche Tracht zugeschrieben? Denn auch diese Frauen tragen doch, wo sie als Darstellungen ihres besiegten Vaterlandes auftreten, die Hose. Und dann, wie kommt es, daß, wo Frauen in lebenswahren Bildern vorgeführt werden, wie an der Trajanssäule, Markussäule, der Gemma Augustea: sie stets in langen Gewändern erscheinen. Zuweilen ist dies selbst bei den schematischen oder halbschematischen Triumphaldarstellungen der Fall, wie wir es gleich bei der Gemma Augustea kennen lernen werden (Abb. 478). Wie will man auf der anderen Seite erklären, daß auf Münzen Domitians, also ungefähr zur selben Zeit, als die Mainzer Germania geschaffen worden ist, die besiegte „Germania" auch insofern die Kriegstracht der Männer zeigt, als sie mit nacktem Oberkörper dargestellt ist. Glauben Bienkowski und Schumacher, daß die Germaninnen gleich den indischen Frauen tatsächlich sich je so gezeigt haben?

Es wird nun, glaube ich, genug sein, um den unglücklichen, weil durch und durch ungeschichtlichen Gedanken von der Hosentracht germanischer Frauen, hoffentlich für immer, beseitigt zu haben. Aber noch einen Punkt möchte ich berühren. Im 1. Jahrhundert nach Chr. sehen wir die Germanen stets nur in der Kriegstracht dargestellt, diese stets ohne den gegürteten Ärmelrock; im 2. Jahrhundert aber meist in diesem Ärmelrock bekleidet, weil meist in Friedenstracht; so namentlich auf der Markussäule. Klassische Archäologen, die nichts von germanischer Vorgeschichte wissen, haben in dem späteren Auftreten des Ärmelrocks der germanischen Männer einen großen Kulturfortschritt sehen wollen, der natürlich erst unter dem Einfluß der Römer sich vollzogen haben soll. Ach, du lieber Gott! Immer dasselbe kenntnislose Phantasieren! Hatten denn etwa die Römer gegürtete Ärmelröcke? Und hatten etwa die Germanen der Vorzeit nicht schon vor Jahrtausenden Ähnliches? Es nimmt wunder oder auch nicht, daß auch Karl Schumacher diesen „klassischen“ Irrweg mit einschlägt! Bereits in der alten Bronzezeit hatten die Germanen einen gegürteten, sehr langen Schurz, wie es unser Bild Abb. 140 deutlich genug zeigt. Ebenso hatten die germanischen Frauen damals lange, bis an die Knöchel reichende Röcke. Sie hatten also nicht nötig, solche seit indogermanischer Urzeit in Nord- und Mitteleuropa herrschende Sitte sich wieder erst von den Römern aufdrängen zu lassen.

Diese Beurteilung der germanischen Tracht durch die klassischen Archäologen ist ein so charakteristischer Zug in dem falschen Bilde, das die ‘klassische’ Wissenschaft im allgemeinen von germanischer Kultur sich macht, daß ein längeres Verweilen bei diesem Punkte gerechtfertigt schien.

Bei fast allen Bildwerken mit Germanendarstellungen fiel es uns auf, daß die antiken Künstler nicht nur die so besondere germanische Schönheit, sondern auch den eigenartigen germanischen Charakter, die germanische Denk-, Gefühls- und daraus folgende Verhaltungsweise mit tiefem Feingefühl und hohem Wirklichkeitssinn erkannt und verewigt haben. Wer etwa dieses ganz Besondere der germanischen Bildnisse nicht herausfinden sollte oder seine Aufspürung für eine nur uns Deutschen unterlaufende Selbsttäuschung halten möchte, den kann man bald eines Besseren belehren durch Hinweis auf die antiken Darstellungen anderer Völker.

Daß die Galater und Gallier frühgeschichtlicher Zeit, die zwar nicht mehr durch ihre von der germanischen so stark abweichende Kopf- und Gesichtsgestaltung, wohl aber durch ihren noch bewahrten hohen Wuchs und ihren gleichfalls noch bewahrten lichten Typus in Haut und Haar unter den europäischen Indogermanen in dem nächsten Verwandtschaftsverhältnis zu den Germanen unstreitig noch standen, ist bekannt. Daß sie aber längst nicht die ebenmäßige Körperschönheit der Germanen besaßen, lehrt ein Blick auf den bei aller Naturtreue immerhin noch mit einem gut Teil hellenischer Idealisierung geschaffenen Galatertypus der Diadochenzeit. Die berühmten Köpfe der beiden Galaterkrieger (Abb. 476), des „sterbenden“ (links), wie des zum Todesstoß ausholenden (rechts), lassen das weit weniger fein gebaute, weniger profilierte Gesicht, sowie die breiteren Backenknochen des Kelten leicht erkennen. Gewaltig ist der Hang zur theatralischen Pose, der sogar bei dem Entschluß zum Tode und im Tode selbst diesen Stamm nicht verläßt. Den Römern haben die Gallier in ihrem sittlichen Charakter sehr wenig imponiert, wie das sehr deutlich auch aus der steten Geringschätzung hervorgeht, mit der ein Tacitus von diesem Volk im Gegensatz zu den Germanen spricht.

Und daß dieser Unterschied der Bewertung dieser beiden Völker bereits hundert Jahre vorher, zur Zeit des Kaisers Augustus, genau derselbe war, das lehrt handgreiflich die Darstellung der unterjochten Stämme auf der Unterhälfte der herrlichen Gemma Augustea (Abb. 478), jenes Wiener, einst Toulouser Sardonyx-

kameo aus der Künstlerhand des unter Augustus blühenden Kleinasiaten Dioskurides. Das Werk verherrlicht den Triumph des Tiberius vom Jahre 12 nach



Abb. 476. Büsten der Marmorfiguren des „Sterbenden Galliers“, kapitolinisches Museum in Rom (links), und des „Galliers“ der Ludovisischen Gruppe, Thermenmuseum in Rom (rechts).



Abb. 477. Daker. Büste vom Trajansforum; Vatikan, Rom.



Abb. 478. Etwa $^2/_3$. „Gemma Augustea“, untere Hälfte. Antikensammlung des Kunsthistorischen Hofmuseums, Wien. Die Gestalten milchweiß auf dunkelbraunem Grunde. Links: sitzende Germanengruppe; rechts: knieender Keltoillyrier mit Weib. Links und in der Mitte errichten römische Legionssoldaten ein Siegeszeichen; Mitte rechts makedonische Hilfstruppen der Römer.

Chr. über Germanen und Keltoillyrier und bringt im unteren Teile Vertreter beider Stämme, je einen Mann und eine Frau. Während das männlich schöne, üppig umlockte Antlitz des gefesselten Germanen edlen Zorn gegen die feindlichen Sieger atmet, wird der mit keltischem Halsreife geschmückte Skordiske, dessen

Kopf Züge von bäurisch-barbarischer Häßlichkeit, strähniges, ungeordnetes Haupthaar, lückenhaften Wangenbart und struppigen Kinnbart zeigt, in unterwürfigster Sklavenhaltung wiedergegeben.

Die Züge dieses Skordisken von der unteren Donau finden wir in auffallender Ähnlichkeit wieder bei dem den Keltoillyriern zwar benachbarten, aber als ostindogermanisches Volk (in der führenden Oberschicht wenigstens und in der Sprache ostindogermanisch) verwandtschaftlich recht fernstehenden Stamme der

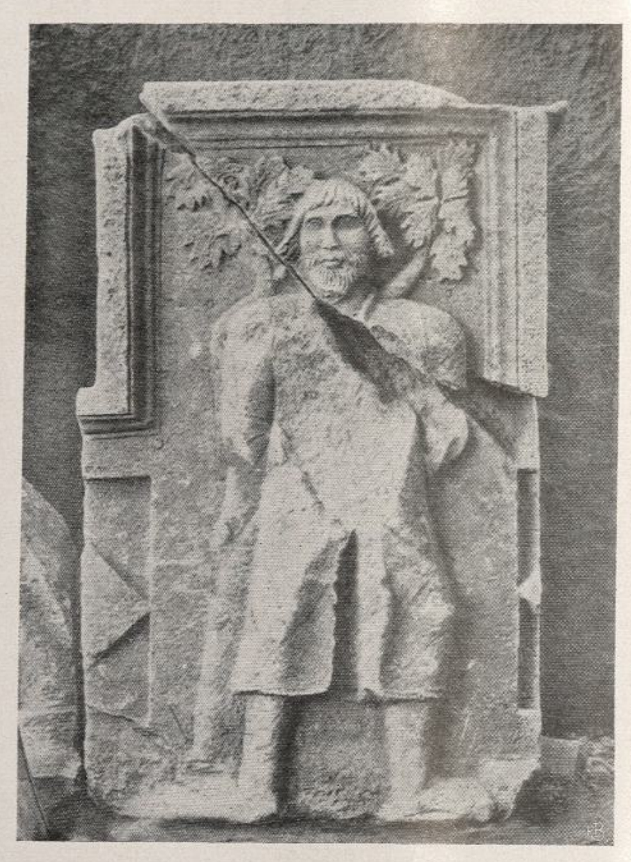


Abb. 479. Gefesselter Thraker. 8. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilesco, Fig. 117).

Daker des südlichen und östlichen Ungarns, Siebenbürgens und der Walachei (Abb. 477). Vertreter des dakischen Stammes sind von römischen Künstlern in den Reliefs der Trajanssäule, wie als Vollstatuen an anderen Plätzen des Trajansforums mit meisterhafter Realistik in der Erfassung des Nationaltypus dargestellt worden. Das Unedle dieses Volkstypus gegenüber dem Germanentypus springt dermaßen in die Augen, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht, zumal wenn wir uns erinnern, daß dieselbe Trajanssäule jenes stolze Bild des als Gesandter vor Trajan erscheinenden Basternenfürsten trägt (Abb. 465).

Und dieselben Gegensätze offenbaren die Volkstypen des Siegesdenkmals von Adamklissi (oben S. 231), namentlich die Einzelgestalten der Gefangenen der

Zinnenreliefs. Wir sahen schon den prächtigen Basternen der ersten Zinne (Abb. 459), und ihm steht eine Reihe ähnlicher Germanen dort und an den Metopen zur Seite (Abb. 460—463). Ganz anderen Schlages sind aber die drei anderen an der unteren Donau damals ansässigen Volksstämme, die ebenfalls von Crassus besiegt, an den Zinnen des Tropäums ihre Vereinigung gefunden haben: Geten, Myser, Thraker.

Wir sahen schon in einem der Kampfbilder der Metopen (Abb. 464) neben

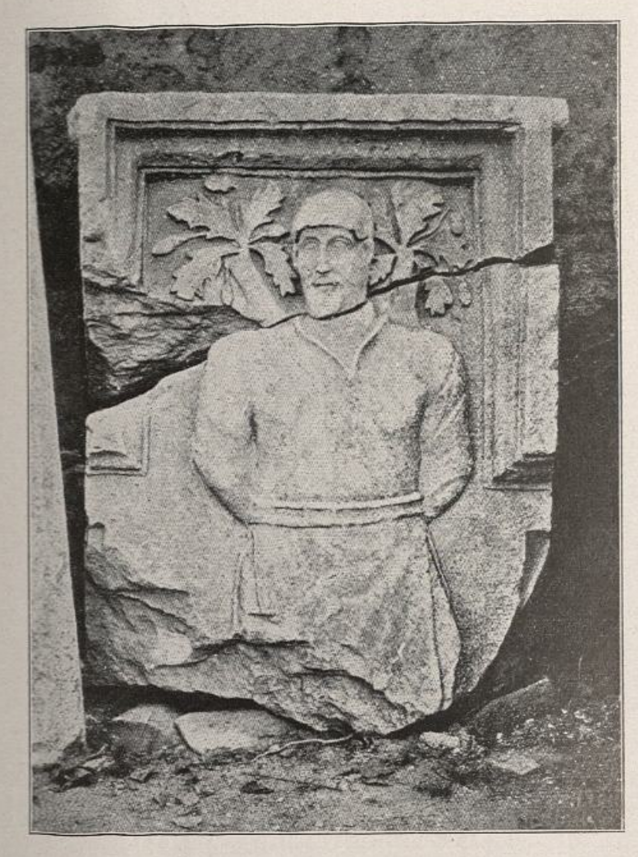


Abb. 480. Gefesselter Gete. 16. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi. (Tocilesco, Fig. 122.)

einem römischen Legionssoldaten einen schwerverwundeten Basternen und einen Geten, der abwehrend sein riesiges Sichelschwert dem Römer entgegenschwingt. Während an den Zinnen alle vier Feindesstämme in annähernd gleicher Anzahl erscheinen, sind an den Metopen die Geten mit den Basternen die beiden weitaus am häufigsten zur Darstellung gebrachten feindlichen Stämme. Die verbündeten Basternen und Geten waren eben die Hauptfeinde, gegen die die beiden anderen, Mysen und eigentliche Thraker, stark zurücktreten. Den Geten sind nicht weniger als 14 Metopen gewidmet, den Mysern aber und Thrakern, die in der Kriegstracht schwer zu unterscheiden sind, zusammen nur 5 Metopen, von denen nur eine einzige mit Sicherheit den Thrakern zugeschrieben werden kann, die einzige be-

rittene Gestalt unter den Feinden Roms. Die Geten sind sowohl mit den Mysern als auch mit den eigentlichen Thrakern verwandt, insofern alle drei Stämme zur großen thrakischen Völkergruppe gehören. Aufs nächste verwandt sind die Geten aber mit den ihnen nordwestlich benachbarten Dakern in Ungarn und Siebenbürgen. Dies zeigt sich auch in ihrer Tracht und Bewaffnung. Haben die Daker der Trajanssäule, wenigstens die Vornehmen unter ihnen, regelmäßig eine faltige Tuchmütze (pileus), so hier die Geten eine dem Haupthaar enganliegende glatte



Abb. 481. Zwei gefesselte Geten, die ein Römer an der Kette vor sich hertreibt. Man beachte auch die Schnallen an den Gürteln der Geten. 46. Metope des Siegesdenkmals von Adamklissi (Tocilesco, Fig. 94).

Filzkappe; führen die Daker ein kleines Sichelmesser, so die Geten das große Sichelschwert. Aber auch mit den Mysern haben die Geten einen Zug gemein: beide verbindet die Kitteltracht, falls nicht die Geten, wie es in den Kampfbildern der Metopen meist der Fall ist, mit nacktem Oberkörper erscheinen (z. B. Zinne 6, Metope 9 = Abb. 482), eine Sitte, die sie vielleicht erst von den Basternen angenommen haben (Abb. 480, 481 und 482).

Von den Geten wissen wir durch Strabo, daß sie sehr unstät lebten, mit ihren Karren oft auf die Wanderschaft gingen und von einem Donauufer nach dem anderen wechselten. Dies finden wir am Denkmal mehrfach bestätigt, da ihnen hier öfter ein Gefährt als charakteristisch beigegeben wird, so auch an Metope 9 (Abb. 482), wo allerdings nur der Führer des Gefährtes Gete ist, während die mitgenommene Familie nach dem Manne zu schließen eine mysische ist. Auch hier

muß ich mich gegen Schumacher wenden, der in seinem Verzeichnis der Germanendarstellungen und auch an den Abgüssen im Mainzer Museum selbst die Gestalten dieser Metope wie auch den mit dem gänzlich ungermanischen Sichelschwert ausgerüsteten Geten der Metope 17 (Abb. 464) unbegreiflicherweise als germanisch bezeichnet.

Die Myser oder Möser (Abb. 482 und 483) sind auf der einen Seite durch den kürzeren Kittel nebst Gurt mit den ihnen nordöstlich benachbarten Geten,



Abb. 482. Myserfamilie (oder Thrakerfamilie) auf Wagen, der von einem Rind gezogen wird. Auf dem Wagen eine mit Eisenbändern beschlagene Truhe, an der ein Schloßbeschlag mit Schlüsselloch sichtbar ist. Der Lenker des Zugtieres, ein Gete mit Filzkappe und nacktem Oberkörper, hat den Treibstock geschultert. 9. Metope des Siegesdenkmals von Adamklissi. (Tocilesco, Fig. 57.)

auf der anderen Seite durch das unbedeckte Haupt und das strähnig abstehende Haar mit ihren südlichen Nachbarn, den eigentlichen Thrakern, verbunden.

Was die eigentlichen Thraker (Abb. 479) in der Tracht für sich allein haben, ist der lange Kaftan, der nicht von einem Gürtel zusammengehalten wird, sondern offen steht, und die hohen Stiefel. Die Geten dagegen sind, soviel ich erkennen kann, überall barfuß dargestellt (z. B. Abb. 481).

Verbunden werden die drei Stämme dadurch, daß die Mehrzahl ihrer Vertreter mit ihren vollrunden, weichlichen Formen an Gesicht, wie Körper etwas von jener Besonderheit der Thraker haben, die uns auch literarisch überliefert wird, die Fettleibigkeit. Spricht doch auch Ovid von der fleischigen Fülle der Geten-

gestalten. Sie alle mit ihrem schwammig aufgedunsenen, weichen Körper, ihrem in langen, straffen Strähnen abstehenden Haar, das gar zu enge und zu rundlich ein bäurisch-derbes, wenig intelligentes Gesicht umkränzt, sie erinnern nur zu lebhaft an die rohen Erscheinungen der heutigen Stämme jener Gegend und Südrußlands und stechen in auffallendster Weise ab von allen Darstellungen germanischen Volkstums.



Abb. 483. Gefesselter Myser. Zinne b des Siegesdenkmals von Adamklissi. (Furtwängler, a. a. O., Taf. IV, 2.)

Ehe ich nun das auch für die germanische Vorgeschichte so bedeutungsvolle Siegesmal von Adamklissi verlasse, drängt es mich noch einiges über eine Streitfrage zu sagen, die sich früher an dieses Denkmal knüpfte, jetzt allerdings längst erledigt ist. Da es aber noch immer eine große Partei gibt, eine solche, die sich wie überall so auch hier für unfehlbar und allein zuständig hält — eines der sichersten Zeichen kurzsichtiger Beschränktheit —, für die jene große Streitfrage über Adamklissi immer noch besteht oder gar in einem Sinne gelöst ist, der meiner oben ausgesprochenen Ansicht in allem zuwiderläuft, so bin ich zu einer kurzen Aussprache mit jener Partei gezwungen. Es ist natürlich keine andere, als die der klassischen Archäologen, jener ganz besonderen und eigentümlichen Freunde der vorgeschichtlichen Archäologie, die in diese Wissenschaft so sehr verliebt sind, daß sie sie am liebsten sogleich ganz verzehren möchten.

Wir haben oben schon erfahren, daß das Triumphdenkmal eine Inschrift trägt, die Trajan hat einmeißeln lassen. Leider ist der Wortlaut der Inschrift so zerstört, daß er nicht mehr wiederherzustellen ist. Doch besagt der erhaltene Teil mit keinem Worte, daß Trajan der Erbauer des Denkmals gewesen ist, dagegen läßt sich der Text ohne Zwang derart ergänzen, daß Trajan darin als Wiederhersteller des Denkmals sich bekundet (oben S. 235 f.). Wie es kam, daß der Inschriftstein bis auf Trajans Zeiten leer geblieben ist, haben wir gleichfalls schon erfahren (S. 236). Die ganze Erkenntnis dieser merkwürdigen Umstände verdanken wir, wie auch bereits bemerkt, Adolf Furtwängler, dem leider der Wissenschaft zu früh entrissenen großen Forscher. Das, was Furtwängler zu dieser Erkenntnis führte, waren neben dem Inhalt der dargestellten Kriegsbilder und dem völkischen Charakter der dargestellten Feindesgestalten seine Beobachtungen über die am Denkmal dargestellte römische Bewaffnung und über den Stil des Denkmals, dieses sowohl als Ganzes betrachtet, wie namentlich auch in dem Figurenfries der Metopen und selbst in den Zinnengestalten.

Verführt durch den Namen Trajans in der Inschrift hatte man das Denkmal zuerst blindlings in die Zeit Trajans gesetzt; ja nicht nur das, der Herausgeber des Denkmals hatte mit allen möglichen Mitteln des Zwanges es sogar fertig bekommen, die Darstellungen für eine Schilderung der großen Dakerkriege Trajans und somit für ein Seitenstück zu der berühmten Trajanssäule in Rom zu halten. Es focht ihn dabei nicht an, daß die Dobrudscha als Ort zur Aufstellung eines Siegesmales für die Dakerkriege so unpassend wie möglich gewählt gewesen wäre, da weder dort Daker je gesessen haben, soweit wir es wissen, noch auch dorthin Trajan während der Dakerkriege gekommen ist. Das Schlimmste an dieser Deutung war aber, daß die Darstellung des Denkmals mit dem der Säule inhaltlich nicht in einem einzigen Punkte übereinstimmt, außer darin, daß es sich auch um einen siegreichen Römerkrieg handelt. Weder ist die Gestalt des Trajan, der die Dakerkriege, wie alle seine Kriege, persönlich an Ort und Stelle geleitet hat, an dem Denkmal irgendwo zu entdecken, noch irgendein Angehöriger des Dakenvolkes. Dagegen sind drei andere Stämme an dem Denkmal dargestellt, Geten, Myser und Thraker; die wiederum bei dem Dakerkriege ganz unbeteiligt waren und daher auf der Säule völlig fehlen. Nur die Basternen erscheinen sowohl am Denkmal, als auch an der Säule, doch dort als Feinde Roms, hier teils auf seiten Roms, teils neutral, dort sehr zahlreich und oft, hier recht selten auftretend. Die Aufdeckung dieser Tatsachen hätte genügen müssen, sollte man meinen, um jene erste voreilige Ansicht über Zeit und Bestimmung des Denkmals von Adamklissi ein für allemal zu beseitigen. Aber weit gefehlt. Die klassischen Archäologen verschmähten es, die Augen zu öffnen und zu sehen; sie pochten vielmehr auf ihren falsch aufgefaßten Inschriftrest und damit war für sie die Angelegenheit erledigt.

Furtwängler stand aber unendlich höher, als die große Mehrzahl seiner Fachgenossen, vor allem auch darin, daß er sich zeitlebens nicht nur mit der „großen" Kunst, sondern auch mit der Kleinkunst beschäftigt hatte, und nicht nur der Kleinkunst der klassischen Zeit, sondern auch aller früheren Perioden der Vorzeit Südeuropas. Er hatte sich sogar bemüht, auch von den so weit vorgeschrittenen Ergebnissen und namentlich den Methoden der nordischen Vorgeschichtsforschung möglichst viel in sich aufzunehmen und für ein Sondergebiet zu verwerten. Vor allem war es die typologische Methode der nordischen Prähistorie, die wir in diesem Buche ja in allen Kapiteln durch Anwendung auf Einzelfälle, z. B. bei der Ent-

wicklung der Sicherheitsnadeln, Schwerter, Fibeln usw., genügend erläutert haben, die Furtwängler für seine Zwecke ausnutzte.

So kam er dahin zu erkennen, daß die Art der Bewaffnung des römischen Heeres an dem Denkmal von Adamklissi diejenige Stufe der Entwicklung wiedergibt, die in cäsarischer bis frühaugustischer Zeit erreicht war, keineswegs aber noch in trajanischer Epoche bestand, wo alles dieses bereits ganz anders aussah.

Allein hier vermochten die heutigen Vertreter der klassischen Archäologie dem glänzenden Schüler der Vorgeschichtsforschung, als der sich Furtwängler hier erwies, noch viel weniger zu folgen, als vorher. Noch heute sind sie der zuerst aufgestellten verfehlten Ansicht, es handele sich in Adamklissi um ein Trajansdenkmal.

Ein schlagenderer Beweis, daß klassische Archäologie, wie sie in der erdrückenden Überzahl ihrer Vertreter heute noch gehandhabt wird, und Vorgeschichtsforschung nichts miteinander zu tun haben, konnte nicht gut geführt werden, als er hier von den klassischen Archäologen unfreiwillig selbst geführt worden ist. Nicht nur der Stoff ist bei beiden Wissenschaften ein ganz verschiedener: die klassische Archäologie will ein Teil der Kunstgeschichte sein; die Vorgeschichtsforschung aber ist eine allumfassende Wissenschaft, die eine ganze Welt wieder aufzubauen hat, aus einer Epoche, in der es keinen geschriebenen Buchstaben gibt, außerordentlich wenig oder gar keine große Kunst, aber recht viel Kleinkunst. Die Vorgeschichtsforschung hat nicht nur ein gewaltiges Feld typologischer und stilistischer Arbeit zu bewältigen, sie hat auch Boden- und Klimaverhältnisse der Epochen festzustellen und kann dabei die Hilfe der Diluvialgeologie und vorgeschichtlichen Landeskunde unmöglich missen. Die Vorgeschichtsforschung hat es in ihren Grabfunden allenthalben auch mit menschlichen und tierischen Skeletten zu tun: so kann sie sich den Fragen der vorgeschichtlichen Rassenforschung und auch der Tierzüchtung nicht entziehen. Im Gegenteil kann sie von diesem Stoffe gar nicht genug in ihre Hände bekommen und mit diesen Fragen gar nicht eingehend genug sich beschäftigen, denn sie hat ja auch die schwere, aber schöne Aufgabe, den Volkskörper vergangener Jahrtausende in seinem wahrsten leiblichen Sinne soweit zu erkennen, daß die allmähliche Entstehung der heutigen Völker Europas, und daneben auch der gesamten Mittelmeerwelt und Vorderasiens in leiblichem Sinne immer klarer herausgearbeitet werden kann. Zur Vorgeschichtsforschung gehört endlich auch als ein außerordentlich wichtiger Bestandteil die von mir geschaffene Siedlungsarchäologie, die das Werden, Wandern und Vergehen von Kulturen und von sie tragenden Siedlungsgebieten, d. h. Völkern und Stämmen, erforscht: eine ungemein langwierige, aber ebenso erfolgreiche Arbeitsweise.

Das sind also die ungeheuer viel größeren Aufgaben der Vorgeschichtsforschung gegenüber der klassischen Archäologie: wenn letztere auch über kurz oder lang sich mit der Vorzeit Südeuropas in eingehender Weise beschäftigen sollte — vorläufig tun dies ihre Vertreter nur ganz ausnahmsweise, für gewöhnlich aber kaum in oberflächlicher Weise —, so wird sie doch immer — wenn es hoch kommt — bei einem anderthalb Jahrtausende vor der Gegenwart liegenden Zeitpunkt das Ende ihres Interesses finden.

Die Vorgeschichtsforschung dagegen macht nicht eher Halt, als bis sie in die Gegenwart, in die heutigen Verhältnisse, einmünden kann. Ja, sie muß notgedrungen, wie bei den anthropologischen Verhältnissen der Bevölkerungen, bei Gebräuchen und religiösen Vorstellungen des Landvolkes und in vielen anderen Fällen, die Gegenwart als wichtige Quelle für die Erschließung der vorgeschichtlichen Urzeit heranziehen.

Alles das liegt der klassischen Archäologie, in ihren landschaftlich, zeitlich und stofflich eng gezogenen Schranken, vollkommen fern. Ihre Methode ist nicht die Methode der Vorgeschichtsforschung und umgekehrt. Darum leisten auch die Schüler der klassischen Archäologie, zumal wenn sie, wie das bei der ihnen angeborenen Bescheidenheit gewöhnlich ist, im Handumdrehen nicht nur ausgebildete Prähistoriker werden zu können vermeinen, sondern (man höre und staune) sogar die besser, die von vornherein am besten ausgebildeten Prähistoriker zu sein in Anspruch nehmen, — darum leisten diese Herren, sage ich, für gewöhnlich nichts oder nur traurig wenig in der Vorgeschichte. Freilich zeigen sie, wenn sie sich diesem Fach zuwenden, in der Regel nur eine halbe Hingabe, denn ihr Herz wohnt nun einmal in Südeuropa, in Griechenland oder im Ostlande, und die entsagungsvolle und ungemein viel Zeit erfordernde Arbeit, die für nennenswerte Leistungen auf dem Gebiete mittel- und nordeuropäischer Vorgeschichtsforschung nun einmal aufzubringen notwendig ist, sind sie meist nicht imstande, und haben sie meist auch nicht die Neigung, zu leisten.

Wenn diese Gruppe klassischer Archäologen oder auch nur diejenigen unter ihnen, die sich verurteilt fühlen, nördlich der Alpen Römerforschung zu treiben, so ganz unter sich zu sein glauben, so machen sie ja aus ihrem Herzen keine Mördergrube, sondern sie leiten, um „Stimmung" zu machen, ihren Vortrag mit dem bekannten Satze aus dem zweiten Kapitel der Germania ein, wo Tacitus rhethorisch fragt: Wer möchte Asien oder Afrika oder Italien verlassen, um nach Germanien zu ziehen, einem Lande ohne Schönheit, mit rauhem Klima, unerfreulich dem Bebauer wie dem Beschauer?

So kommt es, daß, wenn wir von den Historikern und Germanisten als einem Mitteldinge hier absehen, die Naturforscher entschieden ein weit besseres Rüstzeug für große Leistungen auf dem Gebiet der Vorgeschichtsforschung mitbringen, als die klassischen Archäologen. Ein klassisches Beispiel dafür ist der in diesem Buch so oft genannte, unvergeßliche Otto Tischler. Von Hause aus Naturforscher hat er den ganzen geschichtlichen und archäologischen Hilfsstoff, den er für seinen großartigen Betrieb der europäischen Vorgeschichte zu beherrschen nötig hatte, sich spielend angeeignet. Er war es, der die große Epoche der früheisenzeitlichen gallischen Kultur, die wir die Latènekultur nennen, als erster und sogleich so eindringend erforscht hat, daß seitdem die großen Züge unserer Kenntnis hier für immer festgelegt sind und daß nach Tischlers Leistung diese Epoche nur noch in den Einzelheiten genauer durchgearbeitet und nur der gesamte Stoff weiter aufgefüllt werden konnte. Und der Beginn dieser von Tischler erschlossenen Epoche, der früheste Latèneabschnitt, ist der kurze Zeitraum, wo, kaum ein bis anderthalb Jahrhunderte lang, der durch die einheimischen Schöpfungen an sich schon interessant genug gestaltete reiche Kulturinhalt der Epoche im linksseitigen Rheinland und Süddeutschland einen Nebenreiz dadurch erhält, daß griechische Bronzegefäße aus Unteritalien reichlich eingeführt werden. Natürlich spielt diese Einfuhrware gegenüber der gleichzeitigen einheimischen Ware zahlenmäßig eine nur geringe Rolle. In den gewaltig langen und inhaltsschweren Kulturläufen der gesamten mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichte vollends bedeutet die Tatsache jener ganz vorübergehend geübten griechischen Einfuhr nur eine bis zur Winzigkeit zusammenschrumpfende, ja geradezu verschwindende Einzelheit. Und diese winzige Einzelheit wollte ein klassischer Archäologe neuerdings benutzen, um daran die Behauptung zu knüpfen, die ganze europäische, also auch die mittel- und nordeuropäische Vorgeschichtsforschung sei nur ein Teil, eigentlich nur ein Anhängsel der klassischen Archäologie. Dieser Herr, übrigens ein früherer Vertreter der klassischen Archäologie zu Berlin, konnte weiter erklären, ohne ein homerisches

Gelächter in seinem Kreise auszulösen: seiner Ansicht nach müsse, wer ein rechter Prähistoriker werden wolle, nicht Prähistorie studieren, sondern — klassische Archäologie; für einen solchen Archäologen genüge dann nach dem Studium ein einjähriger Aufenthalt an einem größeren Museum, etwa in Mainz, um der gesamten Vorgeschichtsforschung mächtig zu werden. Und wie ehrlich dieser Herr es mit der Vorgeschichtsforschung meinte und mit ihrer „richtigen Organisation", zu deren Anbahnung er, obwohl vollkommener Laie darin, sich dennoch berufen fühlte, geht daraus hervor, daß er sich an die Studierenden der Vorgeschichte heranmachte und ihnen versicherte, er werde der Vorgeschichte als selbständiger Wissenschaft den Garaus machen.

Nun mit viel größerem Rechte könnte der Vertreter der Geologie oder der Anthropologie verlangen, der werdende Prähistoriker sollte statt Prähistorie nur Geologie oder Anthropologie studieren, um nach beendetem Studium nach Mainz zu gehen und dort alsbald zu einem vollen Prähistoriker sich umzubilden. Das wäre noch nicht derjenige Gipfel der Unsinnigkeit, den jener genannte Berliner erklommen hat. In die Denkweise jenes klassischen Archäologen erst einmal eingelebt, könnte man mit genau demselben Rechte sagen, die klassische Archäologie sei nur ein Teil und ein recht kleiner Teil der gesamteuropäischen Vorgeschichte: also fort mit dem Studium der klassischen Archäologie und nur noch Vorgeschichte studiert, dann ein Jahr nach Rom oder Athen, und man ist ein vollendeter klassischer Archäologe!

Ich kann über das ganze Vorgehen jenes Berliner Herrn gegen die deutsche Vorgeschichte nur sagen, daß ich es als pathologisch auffasse. Solche Ergüsse, wie die oben mitgeteilten, und andere immer desselben Herrn, wonach es der Vorgeschichte und vor allem dem Unterricht in der Vorgeschichte „an der notwendigen Universalität" fehlen solle, wie sie etwa die klassische Archäologie besitze — eine in völliger Verblendung gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen geschehene Äußerung, da es ja wohl ziemlich allgemein anerkannt ist, daß der klassischen Altertumswissenschaft eine große Enge des Gesichtskreises eigentümlich ist, während die Weite der Interessen der Vorgeschichtsforschung soeben geschildert worden ist — solche Ergüsse, sage ich, sind nicht ein Ausfluß ruhiger Tätigkeit des sachlich denkenden Verstandes, sondern schießen empor lediglich aus haßerfülltem Herzen. Mein oben abgegebenes Urteil, daß die Methode und der Stoff der klassischen Archäologie so ziemlich die schlechteste Vorbildung für den Betrieb der mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung sind, ist ein aus genügender Erfahrung aufgebautes, wohlerwogenes Urteil.

Nach dieser langen, aber leider notwendig gewesenen Abschweifung kehren wir nun zu dem „geliebten" Adamklissi zurück, wie Furtwängler das Lieblingskind seiner letzten Forschung zu nennen pflegte.

Zweierlei haben wir noch zu behandeln, von denen jedes, auch abgesehen von allen bisher schon angeführten schlagenden Gründen, für sich allein schon genügen müßte, um Furtwänglers Ansicht als die allein mögliche zu erweisen.

Das erste ist die römische Tracht und Bewaffnung. Beweisend sind hier acht Umstände.

Alle römischen Soldaten des Denkmals sind ausnahmslos rasiert; auf der Trajanssäule dagegen sieht man schon viel bärtige Soldaten, selbst in der Umgebung des Kaisers, so daß sich die bärtige hadrianische Zeit dort schon ankündigt.

Von den Angriffswaffen fällt zu Adamklissi das große cäsarische Pilum, die kolossale Wurflanze, auf; da dieses nur bis zur flavischen Epoche sich hält, etwa 70 nach Chr., fehlt es naturgemäß auf der Säule.

Von den Verteidigungswaffen ist zu Adamklissi besonders wichtig der von jeder Gattung von Soldaten getragene eiserne Kettenpanzer und der Schuppenpanzer (Abb. 464); es fehlt wiederum der erst zur flavischen Epoche aufgekommene orientalische Schienen- oder Streifenpanzer, der auf der Säule die ständige Tracht des Legionars ist.

Da das Cingulum, die vom Gürtel über die Bauchmitte senkrecht herabhängenden breiten Lederstreifen, die bereits frühe im 1. Jahrhundert nach Chr. allgemein üblich werden und auch das 2. Jahrhundert noch andauern, in Adamklissi völlig fehlt, muß das Denkmal notwendig früher, also in das 1. Jahrhundert vor Chr. fallen.

An Schilden zeigt Adamklissi bald den langen ovalen, bald den halbzylindrischen, an den Seiten stumpfwinklig ausgebogenen (Abb. 464), auf der Trajanssäule aber haben nur die Hilfstruppen einen zwar auch ovalen, dabei jedoch kleineren Schild, während der Legionar stets den halbzylindrischen, aber nun nicht mehr stumpfwinklig ausgebogenen, sondern vollkommen rechtwinklig gerade abgeschnittenen Schild trägt, das sogenannte scutum.

Die Standartenträger und Hornbläser haben in Adamklissi noch nicht die zur flavischen Epoche aufgekommene Tierfellbekleidung, die in dem Eindringen starker fremder Bestandteile ins römische Heer ihren Ursprung hatte.

Die Helme sind in Adamklissi sehr schwer und nach orientalischer Weise stark kegelförmig, mit einem Doppelknopf an der Spitze, von dem aus Rippen nach dem Stirnband herablaufen (Abb. 464); der Nackenschutz reicht sehr tief herab, was schon zu Beginn des 1. Jahrhunderts nach Chr. nicht mehr in dem Maße der Fall ist; außerdem wird aus der Kegelform dann eine einfache Halbkugelform.

In Adamklissi erscheinen noch mehrfach Beinschienen am linken Bein, Armschienen am rechten Arm (Abb. 464), beides griechische Dinge, die nach dem Militärschriftsteller Vegetius nur „im Altertum", zu Ciceros Zeiten, üblich waren; auf der Trajanssäule fehlen sie völlig.

Von der für Adamklissi charakteristischen Verwendung eines weißen sehr harten Kalksteins und dem damit in Zusammenhang stehenden harten und ungelenken Stil der Figuren sprachen wir schon (oben S. 236). Seit flavischer Zeit setzt auch hier ein Umschwung ein: an die Stelle des Kalksteins treten weichere Gesteinsarten, wie Sandstein; der Stil wird nun weicher, freilich auch viel flauer. Es kommt eine Art Hellenisierung auf, indem das Malerische der Darstellung jetzt erstrebt wird. Statt der früheren Ausbreitung auf die Fläche stellten sich nun Verkürzungen ein, sogar hellenisches Pathos. Jene trockene naturtreue oberitalische, also im Grunde gallische Soldatenkunst von Adamklissi hat ihr für die Frühzeit beweisendes Seitenstück in den gleichfalls von den oberitalischen Legionen geschaffenen frühen Soldatengrabsteinen an Rhein und Donau.

Damit sei die Betrachtung über Adamklissi nicht nur, sondern auch über die Darstellungen fremder Völkerschaften im Verhältnis zu derjenigen der Germanen durch griechische und römische Künstler abgeschlossen.

Fassen wir den Gesamteindruck der Germanendarstellungen in kurzen Sätzen zusammen, so können wir sagen: aus allen germanischen Gestalten spricht das ruhige Selbstbewußtsein, die verhaltene Kraft und Willensstärke, die körperliche Leistungsfähigkeit, wie die geistige Verfassung, die den Deutschen auszeichnen: das ruhige maßvolle Denken, aber auch der unbändige Freiheitsdrang, der eigenwillige Individualismus. Jedenfalls körperliche Schönheit, hohe geistige Begabung, harter Charakter.

Ein solches Volk — das waren keine faulen Bärenhäuter, die ihre Trägheit nur dadurch unterbrachen, daß sie „immer noch eins" tranken, — um sich dann

im Geraufe totzuschlagen. Nein, solche klassischen Fabeleien gehören in die Bierzeitung und in das ulkige Kneiplied, aber nicht in die geschichtliche Darstellung — mögen auch klassische Historiker von heute darüber ihre Sondermeinung hegen. Von Urzeiten her waren wir gute Trinker und wir sind es noch heute; aber wir trinken nicht immer und wir tranken auch nicht immer; sondern zuvor taten wir unsere Pflicht mit Energie und zäher Ausdauer und erst nach sauern Wochen kam dann ein Festtag mit ungebundener Lust. Und so war es auch bei den Germanen; so muß es immer bei ihnen gewesen sein. Wenn wir in den ersten zwei bis drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in den germanischen Gräbern das Trinkhorn in Doppelzahl keine unbedeutende Rolle spielen sehen, so ist nochmals an Cäsar zu erinnern, der berichtet, daß die Trinkhörner nur bei festlichen Gelagen verwendet wurden. Also auch die alten Germanen zechten nicht täglich, sondern nur ausnahmsweise. Und das ist ja für jeden denkenden Menschen eine selbstverständliche Voraussetzung. Ein Zechervolk ist auf die Dauer kein Heldenvolk. Die Germanen waren aber ein Heldenvolk und sind es stets geblieben. Denn nur ein durch und durch mannhaftes, leistungsfähiges Volk konnte am Ende der römischen Kaiserzeit die Welt erobern.

Und wie war es 2—3000 Jahre vorher? Welche Antwort gibt darauf die vorgeschichtliche Archäologie, insonderheit die Siedlungsarchäologie, wie ich sie erdacht, seit einem Vierteljahrhundert ausgebildet und in der Schrift über „die Herkunft der Germanen" kurz beschrieben habe? Die Hauptergebnisse wurden schon in die Darstellung der Gefäßkunst der Steinzeit verwoben (oben S. 14f.): Vom nördlichen Mitteleuropa, von der Ostsee her und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im dritten Jahrtausend vor Chr., die großen Völkerbewegungen ausgegangen, die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indogermanen. Überall dort wurde mitteleuropäisches Blut die herrschende Klasse und hat, auch wo es allmählich bis in ein Nichts oder fast in ein Nichts verflüchtigt worden ist, zum ewigen Angedenken des weltgeschichtlichen Berufes unserer Stämme wenigstens unsere Sprache dort untilgbar den Ländern eingeprägt.

> Die vielgerühmte deutsche Wissenschaft, vor allem die geschichtliche, Historie und Philologie, sind ihrer Pflicht gegen die Nation nur unvollkommen bewußt. Was ist zu hoffen, wenn man sie täglich selbst ihr zuwider handeln sieht?
>
> Karl Müllenhoff (1870).

5. Schluß.

So Großes, wie es am Schluß des vorhergehenden Kapitels nochmals kurz angedeutet worden ist, kündet die vorgeschichtliche Archäologie, freilich nicht in Museen und Sammlungen, wo die Denkmäler der Vorgeschichte — trümmerhaft, wie sie die Erde wieder herausgibt — das Auge des Laien nur zu oft enttäuschen, falls Eindrücke wie in einem Kunstmuseum oder auch nur in einem Kunstgewerbemuseum erwartet werden. Und dies um so mehr, da die prähistorischen Museen, selbst solche, die über halbwegs ausreichende Mittel gebieten, ihre Schätze dem stets lernbegierigen Publikum bisher in so trostloser Aufmachung darboten, daß dieses von solchem Trödelkram sich nicht angezogen fühlen konnte. Dieser für Wissenschaft, Volksaufklärung und Nationalbewußtsein gleich schädliche Zustand jener Museen ist nur die Folge einer geradezu betrüblichen Ahnungslosigkeit ihrer Leiter davon, was sich bei etwas weniger trockener, ja lederner Auffassung ihres Berufs und bei etwas mehr Phantasiebegabung leisten ließe. Es fehlt jeder schüchternste Versuch, durch anschauliche Wiederherstellungen, Ergänzungen, Nachbildungen im kleinen, wie im großen das alte Kulturleben dem Auge und der Phantasie der Beschauer wenigstens etwas näherzubringen. Eine Ausnahme machen hier allein das Römisch-Germanische Zentralmuseum zu Mainz, namentlich seitdem im letzten Jahrzehnt seine neue Aufstellung in dem so glücklich erneuerten Prachtbau des Schlosses, dieses Kleinods deutscher Renaissance, vollzogen wurde, und das Hallische Museum für Vorgeschichte[31]).

Wir müssen uns ja stets gegenwärtig halten, daß der Schwerpunkt der Wissenschaft der Vorgeschichte nicht in den einzelnen Fundstücken liegt, obwohl es auch an herrlichen Kunstwerken aus der Vorzeit gewiß nicht fehlt — wie dieses Buch genügend gezeigt hat —, sondern in dem Aufbau der Wissenschaft vom gesamten Leben unserer Vorfahren, sowohl von dem äußeren, mehr stofflichen, wie von dem inneren, mehr gedanklichen Leben, wofür die Erde gleichmäßig zahlreiche Zeugnisse andauernd herausgibt, also in dem Aufbau einer Kulturwissenschaft, für die der Museumsinhalt nur einen Teil der Grundlage bildet. Freilich ist dieser Teil von hervorragendster Bedeutung. Darum eben müssen die Museen für Vorgeschichte so hochgehalten werden, von Volk und Staat, nicht bloß in Dänemark oder in Schweden, wo der Kronprinz des Reichs als voll durchgebildeter Fachmann — er ist ein Schüler Oscar Almgrens — streng wissenschaftliche Ausgrabungen leitet, sondern ebenso bei uns, obschon oder gerade weil keines Medizeers Güte unserer heimischen Vorgeschichte lächelt.

Wie reimt sich aber mit solcher Notwendigkeit zusammen, wenn die Generalverwaltung der Preußischen Museen in ihrer Rangordnung an die Spitze die

[31]) Siehe Anhang „Anmerkung" S. 291.

Antikenmuseen stellt, an den Schluß aber als letzte Abteilung der langen Reihe das prähistorische Museum und die Sammlung für deutsche Volkskunde — noch hinter die berühmten Kulturen der Hottentotten und Papuas, Feuerländer und Botokuden?

Ich kann mir nicht versagen, hier an die beherzigenswerten, echt deutschen Worte zu erinnern, die unser Kronprinz im August des Jahres 1910 dem versammelten Professorenkollegium der Königsberger Albertina zurief, als seine feierliche Investitur und Proklamation als Rektor magnificentissimus dieser Universität erfolgte*):

„In meinen Bonner Studentenjahren", sagte er, „glaube ich durchgefühlt zu haben, was wir, die Jugend, aus gelehrtem Munde vor allem hören möchten, und meine neue Würde gibt mir die willkommene Gelegenheit, der Dolmetsch dieser Gedanken zu sein.

Weisen Sie uns die Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zu Recht zukommt. Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik, *vielmehr sehnen wir uns nach Betonung unseres deutschnationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen.*"

Nun, wer es bisher noch nicht gewußt hat —, durch dieses Buch wird jeder es erfahren haben, wie sehr gerade die deutsche Vorgeschichte, richtig verstanden, ein Gebiet ist, wie geschaffen, um die Forderungen des Kronprinzen überall und zwanglos zu erfüllen.

Aber wie reimt sich mit der hohen nationalen Bedeutung der Vorgeschichte weiter zusammen, daß in ganz Deutschland nur eine einzige Lehrkanzel für deutsche Archäologie besteht? Bei solchen Zuständen kann es nicht wundernehmen, daß auch die Lehrerschaft der höheren Schulen den alten einseitigen, von der Wissenschaft längst überwundenen Geschichtsauffassungen immer weiter huldigt.

Wie reimt sich endlich mit der hohen Stellung der Vorgeschichte zusammen, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften, die durch die hochsinnige Stiftung unseres Kaisers eine besondere Deutsche Kommission erhalten hat, die Aufgaben dieser Kommission ganz streng in den Rahmen rein sprachlich-literarischer Forschung eingeschnürt hat, *wogegen jede Förderung der so sehr der Förderung bedürftigen Sachwissenschaften, vor allem der germanischen Altertumskunde und der germanischen Archäologie oder Vor- und Frühgeschichte nach der Satzung der Kommission ausgeschlossen ist? Ein auf die Dauer unerträglicher Zustand der Vernachlässigung einer der wichtigsten Wissenschaften vom deutschen Volke, ein Zustand, dem die Akademie und die Deutsche Kommission um so eher ein baldiges Ziel setzen müßte, als sie doch sehen müssen, wie durch die Errichtung der Römisch-germanischen Kommission zu Frankfurt a. M., dieses Ablegers des Deutschen Archäologischen Instituts, zwar für die westdeutschen Gebiete der Römerforschung glänzend gesorgt worden ist und auch für die vor- und nachrömischen Kulturverhältnisse der Rheinlande hierbei einiges abfällt, daß aber das eigentliche Germanenland, also vor allem Norddeutschland und dann Mitteldeutschland, Gebiete, die durch ihren großen Fundreichtum eine unendliche Fülle dringlichster Forschungsnotwendigkeiten uns auferlegen, nach wie vor ein Stiefkind der Fürsorge geblieben sind bei den obersten Instanzen der wissenschaftlichen Behörden*[32].

*) Nachdem ich im Jahre 1911 bei meinem Koblenzer Vortrage und in der ersten Auflage seiner Veröffentlichung als Erster diese Worte des Kronprinzen mit scharfer Betonung angeführt habe, sind sie in den folgenden Jahren innerhalb der nationalen Kreise in Zeitschriften und Zeitungen ununterbrochen wiederholt worden. Dies kann mich indes nicht hindern, die Worte an der Stelle, wo ihre hohe Bedeutung zum ersten Male betont worden ist, auch jetzt noch weiter erklingen zu lassen.

Es gab eine Zeit — sie liegt freilich mehr als ein Jahrhundert zurück —, wo die schönwissenschaftliche Klasse der Berliner Akademie sich für deutsche Vorgeschichte lebhaft zu erwärmen anfing: damals als *Alois Hirt*, der treffliche Kenner der antiken Denkmäler Südeuropas, der berühmteste Cicerone in Rom und als solcher von *Goethe* dort hochgeschätzt, nicht minder später von *Schiller* —, als *Alois Hirt* in Berlin Akademiker ward und 1798 in den Schriften der Akademie eine für damalige Verhältnisse treffliche Vorlesung erscheinen ließ, die den „*Denkmälern der nordischen Völker*", gemeint sind die Urnenfriedhöfe Norddeutschlands, gewidmet ist. Dieser Anlauf war aber ein nur vorübergehender, zumal bald danach, seit Gründung der Berliner Universität, nur die amtlich dort beglaubigten Wissenschaften in der Akademie fortan Eintritt und einen Platz an der Sonne fanden. Da erhebt sich für jeden, dem die allseitige Erforschung unseres Volkes ernsteste Herzenssache ist, immer von neuem die Frage: *wie lange soll es noch währen, daß die deutsche Vorgeschichte von der Berliner Akademie mit völliger Nichtachtung übersehen wird? Wie lange noch soll die deutsche Archäologie die großzügigen Organisationen entbehren, die die Vertreter der römischen, griechischen, ägyptischen und orientalischen Archäologie innerhalb der Akademie der Wissenschaften diesen fremden Wissenszweigen der Archäologie seit vielen Jahrzehnten in so überschwänglich reicher Weise zu verschaffen gewußt haben. Ich rufe hier, so laut ich es vermag, das Ehr- und Vaterlandsgefühl derjenigen an, die zunächst berufen sind, hier helfend einzugreifen und wirksam vorzugehen: denn ohne solche Einwirkungen, aus sich selbst heraus, vermag hier nichts zu entstehen.*

Der Notruf dieser letzten Zeilen war ebenso schon in der ersten Auflage dieses Buches erklungen. Und was tönte darauf von jener, durch rein äußere Umstände zu entscheidendem Einfluß gelangten Seite als Antwort zurück? „Nun ja, es gibt viel schöne und nützliche Dinge, die die deutsche Kommission nicht treibt." Weiteres, als diesen höhnischen Ausspruch hatte die „berufene" Seite für die nationale Frage deutscher Vorgeschichtsforschung nicht übrig. So also lautete der Bescheid von einer Kommission, die ausdrücklich eingesetzt worden ist für Pflege und Erforschung der Sprache „in dem weiten Umfange, den Jacob Grimm der deutschen Sprachwissenschaft gegeben hat, wonach sie die *Wissenschaft vom deutschen Leben ist*". Von dieser Seite her ist also auch heute noch nicht das geringste Verständnis für die stärksten Notwendigkeiten nationaler Forschung zu erwarten. Wer freilich die Kräfte und Persönlichkeiten kennt, die der deutschen Kommission die Richtung vorschreiben, kann sich hierüber nicht wundern, konnte von vornherein nichts anderes erwarten. Ist es doch in wissenschaftlichen Kreisen längst zum Gespött geworden, wie merkwürdig diese „Deutsche Kommission" selbst die

[32]) Siehe Anhang „Anmerkung" S. 291.

von ihr so eng gezogenen Pflichten gegen die deutsche Sprache, ihre Pflege und Erforschung auffaßt*).

Und nun zum Schluß. Wir Prähistoriker sind — soviel steht fest — nicht aus Stellenhunger, nicht aus dem Zwange, einen Brotberuf zu ergreifen, zu unserer Wissenschaft gekommen, sondern trotz schwerer äußerer Hemmnisse, die aus der Unvollkommenheit der staatlichen Organisation unserer Wissenschaft ihr und uns beständig erwachsen, in reiner Begeisterung für diese herrliche, befreiende Wissenschaft dazu getrieben worden, unser ganzes Leben ihr zu widmen. Denn Begeisterung, ja mehr noch als das, leidenschaftliche Hingabe zu wecken, dazu ist keine nationale Wissenschaft geeigneter, als unsere Prähistorie, wie ich das mein Leben lang an mir, in den letzten Jahrzehnten an meinen Schülern und Zuhörern erfahren habe. Wie geht ihnen allen das Herz auf, sofern sie nur die neuen Erkenntnisse auf sich wirken lassen, — wenn sie über die Engen der herrschenden Vorurteile unserer Geschichtswissenschaft auf so nachdrückliche Weise emporgehoben werden. Nach Goethes bekannten Ausspruch ist „das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus, den sie erregt". Nun, in der Sicherheit, dieses Beste stets zu besitzen und dem anklopfenden und Einlaß begehrenden Jünger mühelos in Herz und Sinn einzugeben, kann keine geschichtliche Disziplin sich messen mit unserer Germanischen Vorgeschichte. „Wer eine große Vergangenheit ins Leben ruft, genießt die Freude des eigenen Schaffens": so lautet das stolze Bekenntnis eines berühmten Erforschers des griechischen Altertums. Aber wie viel stärker muß das Hochgefühl sein, das die Brust dessen schwellt, der nicht für irgendein fremdes, heute längst dahingegangenes Volk ein solcher Lebenswecker wird, sondern in hartem aber siegreichem Kampfe mit der Ungunst der Überlieferung Mittel und Wege findet, dem eigenen Volke, an dessen Ewigkeit er mit Ernst Moritz Arndt gern und freudig glaubt, seine berghoch verschüttete heldenhafte Urzeit in ihrer ganzen Größe in immer reinerer Gestalt, in immer überzeugender Klarheit von neuem erstehen zu lassen! Und so kehren wir hier am Ende zurück zum Anfang und zu Jacob Grimms schlichten und doch so ergreifenden Worten:

Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben.

*) Wer über diese Dinge Näheres erfahren will, mag es in der Broschüre eines der berufensten Meister deutscher Sprachforschung nachlesen: Friedrich Kluge, Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen. Freiburg i. Br. 1913.

Anhang.

I. Einleitung.

1) Wenn wir heute rückschauend das gewaltige Lebenswerk Gustaf Kossinnas überblicken, darf über den reichen wissenschaftlichen Ergebnissen nicht vergessen werden, daß er zu den Meistern am Bau eines neuen Weltbildes gehört, das in der nationalsozialistischen Weltanschauung seinen klaren Ausdruck gefunden hat. Schon in den ersten Sätzen der Einleitung setzt Kossinna dem einseitigen internationalen Fortschrittsgedanken des Liberalismus den Glauben an die Schöpferkraft des Bluterbes entgegen und wir können heute ermessen, wie ungeheuer damals die Widerstände gegen ihn gewesen sein müssen. Die „landläufigen Meinungen über die deutsche Urzeit in Vergangenheit und Gegenwart", die Kossinna so treffend geißelt, waren mehr als bloße Lehrmeinungen „objektiver Wissenschaft", wir erkennen heute deutlich den weltanschaulichen Untergrund, auf dem sie erwuchsen. Und wenn heute auch schon Millionen von Deutschen der „Mythus des 20. Jahrhunderts" zum Kernpunkt ihrer Weltanschauung geworden ist, so liegt doch die Zeit nicht allzufern, da die „landläufigen Meinungen über unsere Urzeit" noch genau so herrschend waren, wie sie uns Kossinna schildert. Es wird eines gewaltigen und zähen Erziehungswerkes bedürfen, um hier alte Vorurteile zu beseitigen und neues Wissen zu verbreiten.

Daß hier ein grundsätzlicher Umschwung eingetreten ist, verdanken wir dem Sieg der nationalsozialistischen Weltanschauung. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß in den Büchern derjenigen Führer, die sich um die geistige Grundlegung des Nationalsozialismus wesentlich verdient gemacht haben, Kossinnas Kampf um die gerechte Beurteilung der Kultur unserer Vorfahren kräftige Unterstützung gefunden hat. Es seien hier nur einige der wichtigsten genannt: voran Adolf Hitler: Mein Kampf, Alfred Rosenberg: Mythus des 20. Jahrhunderts, Walther Darré: Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, Hans F. K. Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes; Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens; Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. Es erübrigt sich hier, Einzelbelege aus diesen bekannten Werken anzuführen; soweit darin vorgeschichtliche Fragen behandelt werden, fußen sie meist auf den wissenschaftlichen Ergebnissen Kossinnas. Eine zusammenschauende Darstellung des neuen Weltbildes findet sich in: Paul Krannhals, Das organische Weltbild, München 1934.

Dagegen sei etwas ausführlicher auf ein Werk eingegangen, das von kunsthistorischer Seite eine Lücke auszufüllen sucht, die Kossinna damals bitter beklagte: Adama van Scheltema: Die altnordische Kunst (siehe unten). Zum ersten Male ist hier der Versuch einer kunstwissenschaftlichen Behandlung des vorgeschichtlichen Fundstoffes gemacht worden. Die Ergebnisse dieser fest gegründeten Untersuchungen sind eine volle Bestätigung von Kossinnas Gedankengängen. „Das mangelnde Verständnis für die künstlerische Bedeutung der ornamentalen Kunst, die falsche Ansicht, daß die naturalistische Darstellung als solche eine höhere Erscheinungsform der Kunst sein müsse, und die bekannten Strahlungserscheinungen der höher potenzierten Südkultur haben nur allzu leicht dazu geführt, den alten Norden zu einer Rumpelkammer des orientalischen und klassischen Altertums herabzuwürdigen, zu einem Gebiet, in dem kein eigenes Leben gedieh, und das nur dazu geeignet war, die von fremdem Geist geschaffenen Formen wahllos aufzugreifen und zu „verballhornen". Wir können schon jetzt sagen, ... daß diese Auffassung, die jedes Verständnis für die altnordische Kunstentwicklung prinzipiell unmöglich macht, die eigenartige Bedeutung dieser Kunst vollständig verkennt .... Aber wie man nun diese eigenwillige Beschränkung auf die geometrisch-ornamentale Form einschätzen will, jedenfalls gibt sie den sicheren Beweis, daß die nordische Kunst von Anfang an ihren eigenen Weg gegangen

ist, und gerade die Art und Weise, wie sie immer von neuem die einfließenden, artfremden Elemente dem eigenen Wesen entsprechend umgestaltet, hätte auf diesen scharf ausgeprägten Sondercharakter aufmerksam machen können. Es ist nicht so, daß die nordische Kunst in unfruchtbarer Passivität dahinschlummert, sich selbst gleichbleibend, solange ihr keine fremden Formen in den Schoß geworfen werden, sondern sie ist vielmehr in ihrer Gesamterscheinung als ein lebendiger Organismus zu betrachten, der kraft seines Lebens wächst nach eigenen, immanenten Gesetzen und fremde Bestandteile nur aufnimmt, indem er sie sofort dem eigenen Leben anpaßt. Nicht der Samen kam aus dem Süden, sondern bloß ein Teil der Nährstoffe. Im Samen liegt aber der Keim aller späteren Formentwicklungen beschlossen.“ Mit diesen Worten hat Scheltema die Eigenständigkeit der Kunst des alten Nordens durchaus im Geiste Kossinnas treffend gekennzeichnet. Darüber hinaus ist es durch seine gründlichen Untersuchungen auch möglich geworden, in manchen Fragen der vorgeschichtlichen Formentwicklung (Typologie) die Antworten noch schärfer und genauer zu fassen, da es ihm gelungen ist, gewisse Grundgesetze der ornamentalen Entwicklung im nordischen Lebenskreis festzustellen. Er hat damit auch wesentlich zur Verfeinerung der Methoden der Vorgeschichtswissenschaft beigetragen.

Die Methoden, deren sich Kossinna zur Lösung seiner gewaltigen Aufgabe bedient, haben sich — abgesehen von solchen Verfeinerungen — unverändert bis heute als richtig und fruchtbar erwiesen. Bei den Hörern seines Koblenzer Vortrags durfte Kossinna ihre Kenntnis voraussetzen, da er sie schon 1895 beim Anthropologenkongreß in Kassel vorgetragen hatte. Da sie aber nur an schwer zugänglicher Stelle gedruckt wurden (siehe unten) und er sie später nicht noch einmal so zusammenfassend behandelt hat, wenn sie auch als roter Faden durch all seine Werke sich durchziehen, so seien sie hier kurz angedeutet, wenigstens soweit sie zum Verständnis der folgenden Kapitel notwendig sind.

„Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen“ ist einer der treffenden Lehrsätze, die Kossinna geprägt hat. Das heißt mit anderen Worten, daß wir auf Grund der zufälligen und durch die Art der Überlieferung stark lückenhaften Grab-, Siedelungs-, Verwahr- oder Einzelfunden aus vorgeschichtlicher Zeit etwas über ihre Zugehörigkeit zu einem ganz bestimmten Volk oder Volksstamm aussagen können, daß wir diese Bodenaltertümer als ebenso wichtige Urkunden für die Geschichte der Völker anerkennen müssen, wie die geschriebenen Urkunden der geschichtlichen Zeit im engeren Sinne. Kossinna war sich wohl bewußt, daß er damit der Wissenschaft ein neues fruchtbares Feld erschloß. Er eröffnete seinen Kasseler Vortrag mit den Worten: „Wenn ich den Versuch wage, die vaterländische Archäologie mit der Geschichte in Verbindung zu bringen und den durch die Arbeit unseres Jahrhunderts aufgesammelten reichen Funden aus heimischem Boden gleichsam ihre Subjektlosigkeit zu nehmen....“ Ebenso war er als verantwortungsvoller Wissenschaftler durchaus darüber klar, daß jede wissenschaftliche Arbeitsweise ihre Grenzen und Gefahren hat. „Immerhin gehört zur Verbindung von Archäologie und Geschichte das höchste Maß kritischer Vorsicht.“ Trotzdem hat gerade dieser Kernsatz seiner „siedelungsärchaologischen Methode“, wie er seine Lehrweise genannt hat, manche Anfechtungen erfahren. Wir können dabei feststellen, daß besonders bei den eigentlichen Historikern das richtige Verständnis für sie sehr selten zu finden war. Es wird von dieser Seite her gerne mit einer gewissen Schadenfreude darauf hingewiesen, daß in der Vorgeschichtsforschung da und dort Meinungsverschiedenheit über die Bewertung dieser Quellen auftreten. Wenn man aber daraus schließen wollte, daß man deswegen überhaupt nicht zu einer wissenschaftlich einwandfreien Beurteilung und Beweisführung kommen könne, so ist das ebenso absurd, als ob man aus dem Streit um die Echtheit irgendeiner historischen Quelle überhaupt die Echtheit jeder frühgeschichtlichen Quelle anzweifeln müßte. Kossinna bemerkt ganz richtig, daß „die Wachstafel und das Pergament des Altertums mindestens ebenso geduldig waren wie heutzutage das Papier“ und er meint damit, daß zumindest für die Frühgeschichte den vorgeschichtlichen Bodenfunden ein wichtigerer und zuverlässigerer Wert zukommt als manchen geschriebenen Quellen. Wer heute noch sagt, daß es schwerlich angehe, archäologische Kulturkreise mit Rassen und Völkern gleichzusetzen (so z. B. Neckel, Deutsche Ur- und Vorgeschichtswissenschaft der Gegenwart, Berlin 1934), der hat eben kein Verständnis dafür, daß man diese Bodenfunde wirklich als Ausdruck eines bestimmten Stiles, einer

bestimmten Schöpferkraft eines Volkes, Volksstammes oder einer Rasse betrachten muß. Die Arbeiten Kossinnas und seiner Schüler über die Herkunft und Ausbreitung der Germanen und Indogermanen rechtfertigen allein schon die Fruchtbarkeit dieser Methode (s. u.), aber auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft finden schon längere Zeit ganz ähnliche Methoden Verwendung. So arbeitet man z. B. in der Völkerkunde fast ausschließlich mit „Kulturkreisen“, wenn auch deutlich gesagt werden muß, daß Kossinnas siedelungsarchäologische Methode nicht mit der Kulturkreislehre der Völkerkunde gleichgesetzt werden darf, auch wenn sie in Einzelheiten, so z. B. der kartographischen Arbeitsweise Übereinstimmungen zeigt. Viel eher besteht Übereinstimmung mit den „Lebenskreisen“ Haberlandts, die — im Gegensatz zu der Kulturkreislehre — aber in Übereinstimmung mit Kossinna die einzelnen Lebenskreise nicht als eine bloße mechanische Häufung von Einzelmerkmalen betrachten, sondern ihren organischen Zusammenhang in den Grundgegebenheiten von Rasse und Lebensraum sehen (s. u.). Erst die moderne Rassenseelenkunde hat die mannigfachen Beziehungen aufgedeckt, die zwischen dem Stofflichen und Geistig-Seelischen bestehen, auch sie hat damit dazu beigetragen, Verständnis für die siedelungsarchäologische Methode zu erwecken.

So können wir heute feststellen, daß sich das Aufgabengebiet und das Fundament von Kossinnas Arbeitsweise immer nur verbreitert haben, ohne daß der Kern etwas dabei eingebüßt hätte. Diese Ausweitung zeigen am besten die Worte Hans Hahnes, eines der ältesten Schüler des Altmeisters, die folgendermaßen die Forschungsrichtung einer deutschen Vorgeschichte umreißen: „Da die unmittelbare Überlieferung durch zeitgenössische Aufzeichnung erst in geschichtlicher Zeit beginnt, und auch dann oft äußerst fraglicher Art ist, entstellt von bewußtem und unbewußtem Fälschen des Geschehenen in Erinnerung und Mitteilung, dagegen die Funde selbst nur dann falsche Auskunft geben, wenn wir ihre Sprache nicht recht gelernt haben, halten wir uns an das, was sie sagen, und befragen sie mit scharf zugespitzten Untersuchungsweisen. Unterscheidung von jüngeren und älteren Funden z. B. hilft uns die Erdgeschichte aufstellen, was tiefer im Erdboden liegt, muß zwar nicht immer das Ältere sein, wohl aber, wenn das Darüberliegende, ohne das Ältere zu berühren oder in seiner Lage gestört zu haben, schichtenkundlich das andere überlagert. Unterstützend wirken Betrachtungen über die Stufe formenkundlicher und technischer Entwicklung.

Wie in der materiellen Kultur ist es im Seelischen und Geistigen, so schon im Gebiete der Siedelung und Ernährung, dann des Brauchtumes im Menschenleben, im Jahreslauf; die Heimat und Scholle mit ihren Naturgesetzen spricht überall mit, wo Menschen denken und handeln, auch bei Entstehung und Umbildung körperlicher Artungen. Und mit wandernden Völkern und Stämmen wandern die Formgebungen ihres Daseinskampfes, ihrer Sitten, ihrer Weltanschauungen. An der Ausbreitung bestimmter Körperformen, an dem Verbreitungsgebiet kennzeichnender Geräte, Schmuckstücke und Stilarten lesen wir durch die verschiedenen Zeiten die Geschicke der Völker ab. Für Zeiten und Gegenden stellen wir Ablauf und Sonderart völkergeschichtlichen Werdens und Vergehens fest. Herkunft und Schicksale von Völkern und Kulturen geben uns das bunte Bild der Gesamtgeschichte und auch der Vorgeschichte eines Erdteiles.“ (Süddeutsche Monatshefte Sept. 1934.)

Schrifttum: Die beste Einführung in das Lebenswerk Kossinnas bietet neben den schon erwähnten Aufsätzen von Hans Reinerth in den Nationalsozialistischen Monatsheften Nr. 27, Juni 1932, in denen auch ein Nachruf für Kossinna enthalten ist, das knappe, aber vielseitige Lebensbild aus der Feder eines seiner letzten Schüler: Rudolf Stampfuß: Gustaf Kossinna, ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte. (Leipzig, Verlag Curt Kabitzsch 1935.) Die wissenschaftliche Arbeitsweise Kossinnas ist niedergelegt in Gustaf Kossinna, Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Berlin 1896. Gustaf Kossinna: Die Herkunft der Germanen. 2. Aufl. 1920. Mannus-Bibliothek Nr. 6 (trägt seit der stark vermehrten Neuauflage [1928] den Titel: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit).

Zur Begründung seiner Methode vgl. auch: E. Blume, Die germanischen Stämme und Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Kap. I. Mannus-Bibl. Nr. 8, 1912. Als Beispiel für die Anwendung der siedlungsarchäologischen Methode

seien genannt: Hans Hahne, 25 Jahre Siedlungsarchäologie; Arbeiten aus dem Kreis der Berliner Schule. Mannus-Bibliothek Nr. 22; Leipzig, Verlag Curt Kabitzsch, 1922.
Ferner: Walther Schulz, Die Bevölkerung Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr. auf Grund der Bodenfunde. Ein Beitrag zur Methode in der Vorgeschichtsforschung. Jahresschrift für die Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder. Band XVI. Halle 1928.

Von kurzen Einführungen in die Methoden der Vorgeschichtsforschung seien noch genannt: Hans Hahne, Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung. Süddeutsche Monatshefte, Sept. 1934 (München): Von deutscher Vorzeit.
Geschwendt, Handbuch für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland. Breslau, Verl. Ferd. Hirt, 1934.
G. Neumann, Jenaer akademische Reden, Heft 21: Die Sendung der Vorgeschichte und ihrer Vertreter in unserer Zeit. Jena 1935.

Ein allgemeines Lehrbuch der Vorgeschichtswissenschaft gibt es z. Zt. noch nicht. Das Werk von K. H. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung; Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Abteilung des Provinzialmuseums Hannover, Bd. I, 1928 ist wegen seiner negativen Stellung zu Kossinna, seiner verfehlten Definition der Vorgeschichtsforschung und wegen der darin betonten Nichtanerkennung rassischer Bedingtheiten scharf abzulehnen.

Für die kunstwissenschaftliche Betrachtung der Vorgeschichte sei verwiesen auf: F. Adama van Scheltema, Die altnordische Kunst; Grundprobleme vorhistorischer Kunstentwicklung. Berlin, Mauritius-Verlag, 1923.

Eine der Kossinnaschen Arbeitsweise verwandte völkerkundliche Arbeitsweise findet man skizziert bei: P. Hambruch, Probleme einer Bio-Ethnologie in Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde, Hamburg 1928, S. 111ff.

Zur Geschichte der Vorgeschichtsforschung ist zu nennen: P. Stemmermann, Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung. Deutschlands Bodenaltertümer in der Anschauung des 16. und 17. Jahrhunderts, Leipzig, Verlag Curt Kabitzsch, 1934.

2) (zu Seite 3.) [*) Ende desselben 19. Jahrhunderts entstand den armen Germanen ein zweiter, noch schlimmerer „Adelung-Thersites" in Otto Seeck. In einem Aufsatz der Preußischen Jahrbücher vom April 1894 über die „Germanen", den er dann, etwas abgeschwächt in seine „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" aufgenommen hat, nennt S. die Germanen nicht nur „Naturvolk", „Barbaren", wilde Barbaren", „rohe Wilde", „wilde Horden", sondern auch Diebe, Räuber, Mordgesellen, „Trunken- und Raufbolde von wüster Völlerei", kleinmütige und durch Gold käufliche Feiglinge ohne jede Spur von Charakterfestigkeit usw. — So schimpft nur Beschränktheit gepaart mit Fanatismus; fast noch beschämender für den Universitätsprofessor Seeck ist die Unwissenheit die er hier auf einem Gebiete zeigt, in dem er zu schriftstellern versucht.]

Die traurige Reihe derer, die darin wetteifern, teils aus Unkenntnis, teils aus Gehässigkeit unseren germanischen Vorfahren jegliche Kultur abzusprechen, läßt sich leider bis heute verfolgen. Von der gutmütig-philisterhaften Bemäntelung moderner Trinkunsitten und den phantastisch-anachronistisch aufgeputzten „Theatergermanen" bis zu den gehässigsten Verleumdungen und Verdrehungen sind alle Schattierungen in der Verunglimpfung unserer Ahnen besonders in der Nachkriegszeit zu verzeichnen gewesen. Der nationalsozialistische Staat wird selbstverständlich eine bewußte Kulturlüge und Ehrabschneidung unserer Ahnen nicht mehr dulden können, aber es wird doch immer wieder, wenn auch in feinerer Form, die Kulturlosigkeit der Germanen auch heute noch behauptet. Kossinna hat in seiner „Altgermanischen Kulturhöhe" (Verlag C. Kabitzsch, 5. Aufl. 1935) und in seinem reifsten Werk „Germanische Kultur im 1. Jahrtausend n. Chr. I (Mannus-Bibliothek Bd. 50) auch einige zeitgenössische Urteile über die Kulturhöhe der „Barbaren" mitgeteilt, die besonders schlagend erweisen, wie hoch die Germanen der Völkerwanderungszeit von ihren Nachbarn geschätzt wurden. Besonders sei auf die Ehrenrettung der Wandalen hingewiesen; der Ausdruck „Wandalismus" in seinem üblen Sinn müßte als völlig unberechtigt endgültig zumindest aus dem deutschen Schrifttum verschwinden.

Ein Zeugnis sei aber doch hier genannt, weil es zeigt, wie man heute noch darauf besteht, den Germanen jegliche Kultur abzusprechen. Ein hoher geistlicher Würdenträger hat in einer seiner Predigten, die auch gedruckt eine weite Verbreitung gefunden habe, gesagt: „Von einer eigentlichen Kultur der vorchristlichen Germanen kann nach Tacitus keine Rede sein." Kann man schon unschwer aus der Germania des Tacitus ohne weiteres erkennen, daß die Germanen zu dieser Zeit eine hochstehende bäuerliche Kultur gehabt haben müssen, und hatte schon ein Jakob Grimm für eine gerechte Beurteilung gekämpft, so ist es heute eigentlich kaum mehr zu rechtfertigen, daß man bei der Beurteilung der vorchristlichen Kultur der Germanen die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung einfach übergeht und totschweigt (vgl. hierzu: J. von Leers, Der Kardinal und die Germanen. Hamburg 1934).

Auf eine andere Gefahr sei hier ebenfalls noch hingewiesen, trotzdem sie beim Erscheinen dieses Buches noch kaum vorhanden war, aber von Kossinna später doch auch schon schärfstens bekämpft werden mußte: das ist die künstliche Übersteigerung der germanischen Kultur. Wolfgang Schultz hat in seiner „Altgermanischen Kultur in Wort und Bild" (München 1934) dazu folgendermaßen Stellung genommen: „Und wir haben auch keinen Anlaß, die altgermanische Kultur, obgleich sie sehr erhebliche und bisher stark unterschätzte, ja kaum bekannte Gipfelleistungen aufzuweisen hat, höher erscheinen zu lassen, als sie war. Sie ist auch so schon bedeutsam genug und es hat keine Not, daß wir unsere Eitelkeiten oder Neigungen in sie hineintragen. Wer es tut, bringt sich um die Lehre, die er aus ihr empfangen kann, und bleibt so ungebildet von ihr, wie er an sie herangetreten ist. Und je häufiger dergleichen geschieht, desto mehr muß es das eben aufkeimende Vertrauen in die richtigen Grundgedanken unserer nationalen Erneuerung wieder gefährden und den Sinn für geschichtliche Wirklichkeit untergraben." (S. 8.)

*) Vorbemerkung. Schon in der ersten Auflage sind eine Reihe von Anmerkungen enthalten gewesen. Soweit sie zum Verständnis des Textes notwendig sind, wurden sie in der ursprünglichen Fassung Kossinnas auch jetzt im Anhang aufgenommen und durch eckige Klammern gekennzeichnet.

3) (Zu Seite 3.) [Dissertation tendant à expliquer les causes de la supériorité des Germains sur les Romains et à prouver, que le Nord de la Germanie ou Teutonie entre le Rhin et Vistule, et principalement la présente Monarchie Prussienne est la patrie originaire de ces nations héroiques qui dans la fameuse migration des peuples ont détruit l'Empire Romain et qui ont fondé et peuplé les principales monarchies de l'Europe (Nouveaux Mémoires de l'Académie R. des sciences et Belles-Lettres. 1779. p. 379—404).

Rein tatsächlich und wörtlich genommen ist Herzberg mit seiner Anschauung freilich nicht ganz im Recht, da die zur Zeit der Völkerwanderung aus Ostdeutschland ausgewanderten Ostgermanen, die in Südeuropa neue Völker- und Staatsgebilde schufen, ihre Heimatlande bis auf geringe Reste völlig geräumt und dort die einsickernden Wenden als Nachfolger erhalten hatten. Im tieferen Grunde denkt Herzberg aber trotzdem durchaus richtig, da die späteren niedersächsischen Kolonisatoren der ostdeutschen Lande von demselben rein germanischen Stamme und derselben einst gegen Rom bewährten Tüchtigkeit waren, wie jene früheren Bewohner, die Ostgermanen, und da weiter die süddeutschen Teilnehmer jener ostdeutschen Kolonisation, die alten Alemanen, sogar nur nach ihrer alten swebischen Urheimat in Brandenburg und Mecklenburg zurückkehrten.]

2. Steinzeit.

4) (Zu Seite 6ff.) In diesem Abschnitt behandelt Kossinna streng genommen nur einen Teil der Steinzeit, der meist als „Vollneolithikum" dem Frühneolithikum und der Mittleren Steinzeit, dem sog. Mesolithikum, gegenübergestellt wird. Diese älteren Abschnitte der Steinzeit hat Kossinna besonders in seinen „Indogermanen" und in „Ursprung und Verbreitung der Germanen" (s. u.) eingehender behandelt. Da diese älteste

Besiedelung des Nordens zum Verständnis des folgenden Kapitels vorausgesetzt wird, sei sie hier kurz skizziert.

Die älteste Besiedlung des Nordens am Ende der Eiszeit ist wahrscheinlich als eine Ausstrahlung der letzten Stufe der altsteinzeitlichen Kultur, des sog. Magdaléniens aufzufassen. Kossinna dachte als Heimatgebiet an das Oberrheinland; da aber inzwischen eine starke Besiedlung dieser Stufe in Mitteldeutschland nachgewiesen werden konnte, ist sie wohl eher von hier ausgegangen (s. W. Hülle, Die Altsteinzeit Mitteldeutschlands, NS-Monatshefte, Folge 62, 1935). In der sog. Ancyluszeit, die man zwischen 8000 und 6000 v. Chr. anzusetzen hat, findet sich dann eine ausgedehnte Besiedlung durch ein Jäger- und Fischervolk, das besonders an den stillen Gewässern des Binnenlandes zu finden ist. Auch bei ihm ist das Erbe der Magdalénienkultur noch wirksam. Kossinna nennt die Träger dieser Kultur die „Dobbertiner", während sie sonst meist unter der Bezeichnung Maglemose-Kultur bekannt sind, ihrer vermutlichen Sprache nach sind es die „Vorfinnen". Allmählich werden sie von einem neuen Volk nach Mittel- und Nordskandinavien abgedrängt, ein kleiner Teil bleibt jedoch an der jütländischen Westküste, in Binnenjütland und an der südschwedischen Ostküste sitzen. Diese neu eindringende Bevölkerung, deren Auftreten mit der sog. Litorinaperiode der Ostsee zusammenfällt und demnach etwa von 6000 bis 4000 angesetzt werden muß, nennt Kossinna die Ellerbeker, sprachlich sieht er in ihnen Vorindogermanen oder auch schon Indogermanen. Gewöhnlich werden sie nach den auffallenden Resten ihrer Mahlzeiten als „Kökkenmöddinger" oder „Muschelhaufenleute" bezeichnet. Ihre Herkunft denkt sich Kossinna teils durch einen gewissen Auslesevorgang unter den Dobbertinern, teils aus fremden Zuwanderungen, da sie eine eigentümliche Feuersteingrobkultur besitzen. An eine Herleitung dieser Grobkultur aus altpaläolithischer Wurzel ist allerdings wohl kaum mehr zu denken, da Schwantes (s. u.) inzwischen einheimische spätpaläolithische Grobkulturen im Norden nachgewiesen hat. Aus der Ellerbeker Kultur, die schon die Anfänge von Keramik, Ackerbau und Viehzucht, also die Merkmale seßhafter Bauernkultur kennt, und damit zu den ältesten Bauernkulturen überhaupt gehört, läßt sich dann folgerichtig der Übergang zum vollneolithischen Hauptstamm des nordischen Kreises, der sog. Megalithkultur gewinnen, wie besonders die Entwicklung des spitznackigen Beiles aus dem Kernbeil der Ellerbeker und der Dolmenkeramik, z. B. des sog. Urbechers aus den großen Tonkruken der dänischen Muschelhaufen deutlich zeigt. Ebenso klar erweist sich auch die siedlungsmäßige Gleichartigkeit der Träger beider Kulturen.

Damit ist durch die Arbeiten Kossinnas die Herkunft des einen großen Lebenskreises die wir im Vollneolithikum in Mitteleuropa vertreten sehen, geklärt. Es erübrigt noch, auch kurz die beiden anderen zu erwähnen, die wir nach der klaren Herausarbeitung von Reinerth (s. u.) als ostischen und westischen Kreis unserem erwähnten nordischen gegenüberstellen können. Um Verwechslungen vorzubeugen, sei besonders darauf hingewiesen, daß diese jungsteinzeitlichen Lebenskreise nicht etwa die Entstehungszentren für die ebenso benannten Rassen gewesen sind, da der nordische Kreis zwar im wesentlichen von der nordischen, daneben aber auch von der fälischen Rasse getragen wird, während der westische Kreis ostische und eine kennzeichnende Kurzkopfrasse aufweist und die Träger des ostischen Kreises der ostischen und westischen Rasse in der Hauptsache angehören.

Der westische Kreis kann hier außer Betracht bleiben, da er in dem folgenden Abschnitt keine besondere Rolle spielt; erwähnt sei lediglich, daß auch die Glockenbecherkultur zu diesem westischen Kreis gehört, wenn auch ihre Ausbreitung in Mitteleuropa von einem sekundären Zentrum in der Rheinpfalz und Hessen ausgeht, ohne daß der Zusammenhang mit Westeuropa im einzelnen schon geklärt ist.

Wichtiger dagegen ist für uns der ostische Kreis, den man auch als donauländischen bezeichnet hat, und der im großen und ganzen auch mit der unter dem etwas mißverständlichen Namen Bandkeramik zusammengefaßten Kultur zusammenfällt. Kossinna hatte ursprünglich diesen Kreis als nicht indogermanisch betrachtet (vgl. hierzu Zeitschrift f. Ethnologie, 1903: Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet); später hat er die Träger dieses Kreises aber dann als „Südindogermanen" bezeichnet, offenbar auf Grund ihrer rassischen Zusammensetzung, bei der man früher den westrassischen Einschlag mit einem nordrassischen verwechselte. Er dachte sich, daß diese Trennung in Nord- und Südindogermanen der auf sprachlichem Weg erschlossenen in West- und Ostindogermanen entspreche. Überblickt man aber heute die ganze Kulturhinterlassenschaft des ostischen Kreises, so wird man wohl einen deutlichen Trennungsstrich zwischen der Entstehung dieses Lebenskreises und der Herkunft des nordisch-indogermanischen ziehen müssen. Sowohl die Formen der Gefäße und Steingeräte, die Verzierungsweise der Gefäße, die Bestattungssitten, die Formen der Siedlungen und die Art der Besiedlung sind so deutlich dem nordischen entgegengesetzt, daß man keinen ursprünglichen Zusammenhang zwischen ihnen vermuten wird. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß die starke Vermischung des nordischen und ostischen Kreises im Verlauf der Jungsteinzeit eine gewisse rassische Verwandtschaft voraussetzt. Wenn wir auch das Ursprungsgebiet der Spiralmäanderkeramik wohl in den Sudetenländern (Böhmen, Mähren, vielleicht auch Westpolen) suchen müssen, so ist es durchaus wahrscheinlich, daß die anderen Stilarten des ostischen Kreises so z. B. der Hinkelsteinstil und die sog. Stichkeramik ein Ursprungsgebiet haben, das weiter nördlich bzw. westlich reicht. Auch soll nicht unerwähnt bleiben, daß beispielsweise Scheltema aus kunstwissenschaftlichen Gründen den ostischen Kreis nicht als einen eigenständigen Kreis auffaßt, sondern als „Ausgleichszone" zwischen der abstrakten Kunst des Nordens und der naturalistischen des Südens betrachtet, in der stufenweise die Einwirkungen des Nordens im Abbau südlicher Ornamente zu verfolgen sind. In einem späteren Werk „Ursprung und Verbreitung der Germanen" (s. u.) hat Kossinna jedenfalls die Träger der Bandkeramik als eine „unnordische Unterbevölkerung" bezeichnet (S. 163), auch hat er in diesem Werk die Bezeichnung Südindogermanen vermieden. Damit ist er später doch wieder zu seiner ursprünglichen Anschauung zurückgekehrt, daß der ostische Kreis als nichtindogermanisch anzusehen ist.

Die Träger der zuerst auf sprachlichem Weg erschlossenen indogermanischen Kultur sind demnach, wie Kossinna in den Werken der letzten Jahre immer wieder betont hat, einzig und allein im nordischen Kreis der Steinzeit zu suchen. Diese von Kossinna eingehend begründete Gleichsetzung ist in den letzten Jahren Allgemeingut der Wissenschaft geworden und wird auch von den meisten Vorgeschichtsforschern geteilt. Eine andere, z. B. von E. Wahle vorgetragene Anschauung über die Entstehung der Indogermanen ist in ihrer wenig glücklichen Beweisführung nicht geeignet, die Kossinnasche Theorie zu erschüttern (s. u.).

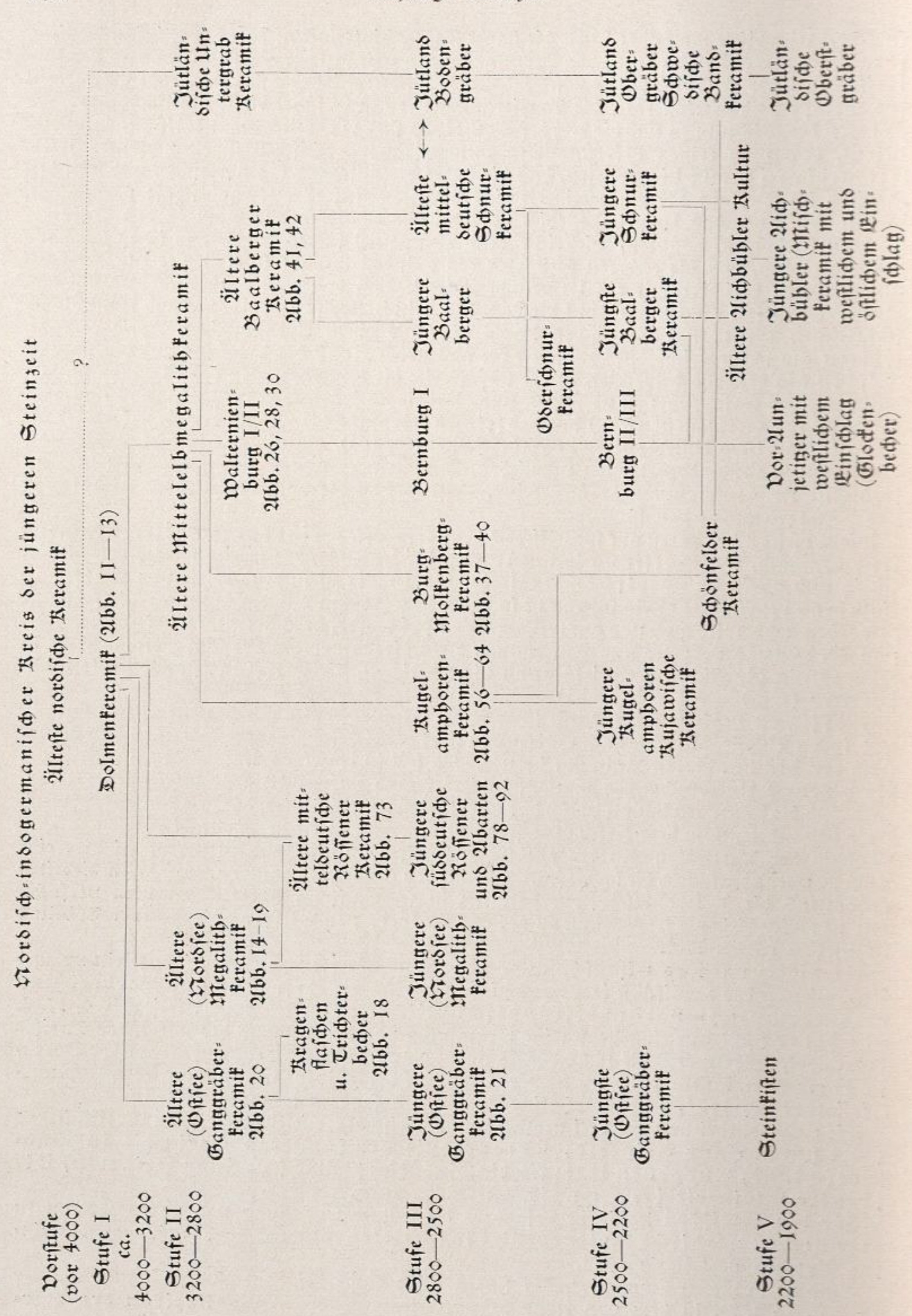
Kossinna beginnt seine Darstellung im 2. Hauptabschnitt mit der Megalithkultur und ihren Ausstrahlungen nach Süden und hebt dabei besonders ihre Überlegenheit gegenüber den beiden anderen Kulturen hervor. Es soll in einzelnen Anmerkungen jeweils der durch neuere Untersuchungen vervollständigte Stand unseres Wissens angegeben werden, während im folgenden hauptsächlich das Schrifttum genannt wird, das den ganzen Problemkreis behandelt. Um dem Leser aber schon gewissermaßen einen „Leitfaden" für das Verständnis der Verzweigungen des nordischen Kreises an die Hand zu geben, sei hier eine Tabelle vorausgeschickt, die im wesentlichen auf den genannten zusammenfassenden Arbeiten aufbauend die Verwandtschaftsverhältnisse in schematischer Form anzudeuten versucht. Sie ist gleichzeitig als Ergänzung zu der auf S. 16/17 von Kossinna gegebenen Tabelle I anzusehen (s. S. 276).

Schrifttum: Das wissenschaftliche Hauptwerk Kossinnas für die Herleitung und Ausbreitung des nordischen indogermanischen Kreises ist: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Mannus-Bibliothek 6, 1928. Hier hat er nicht nur eingehend seine Auffassung von der Bildung des nordischen Kreises begründet, sondern auch die 14 Indogermanenzüge dargestellt, die sich auf Grund der Bodenfunde erkennen lassen. Auch das früher erschienene Werk: Die Indogermanen, Mannus-Bibliothek 26, 1921, enthält wichtige Hinweise, besonders sprachlicher Art.

Die Herausarbeitung der drei großen Lebenskreise des mitteleuropäischen Neolithikums findet sich in Hans Reinerth, Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland, Augsburg 1924; für die Aichbühler Kultur s. a. Hans Reinerth, Die jüngere Steinzeit der Schweiz, Augsburg 1926.

Für den nordischen Kreis ist besonders die Zusammenstellung von Nils Åberg zu nennen: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, Uppsala u. Leipzig 1918.

Auch in größeren Sammelwerken finden sich zusammenfassende Darstellungen unserer Fragen, so z. B. in dem von Max Ebert herausgegebenen Reallexikon der Vor-



geschichte, Berlin 1924ff., wobei besonders auf den Artikel: Nordischer Kreis hingewiesen sei.

Erwähnt sei auch noch O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, wo unter Verarbeitung eines ungeheuren Materials ein Überblick über die gesamte Hinterlassenschaft der Steinzeit gegeben wird. Leider ist das Buch infolge seiner betont wissenschaftlichen Kunstsprache und der engen Bindung an die Kulturkreislehre nicht zu empfehlen. Wegen seiner ausgezeichneten Bilder sei noch angeführt: Sophus Müller, Oldtidens Kunst i Danmark I. (Stenalderen Kunst.) Kopenhagen 1918.

5) (Zu Seite 6.) Ein neuer Versuch, die, abgesehen von geringen Schwankungen in der Ansetzung der Jahreszahlen, allgemein anerkannte Zeitrechnung der jüngeren Steinzeit gänzlich umzuwerfen, und zwar auf Grund eines einzelnen Fundes, ist neuerdings von P. Reinecke unternommen worden. (Ein Kupferfund der Dolmenzeit aus Jütland, Mainzer Zeitschrift 1930, S. 58.) Reinecke geht von einem Depotfund von Bygholm aus, wo in einem Tongefäß, von dem aber nur ein Scherben übriggeblieben war, einige Kupfergegenstände, und zwar Beile, Dolche und Spiralen gefunden worden sind. Den Tonscherben weist er der Dolmenstufe zu, also der ältesten Periode der nordischen Jungsteinzeit, die Kupfergegenstände dagegen einem sehr späten Abschnitt des norditalischen Gräberfeldes von Remedello. Er zieht daraus den Schluß, daß die Dolmenstufe demnach der Endstufe der Steinkupferzeit in Süddeutschland und Italien entsprechen müsse und daß folglich im skandinavischen Norden die Hauptmasse der Ganggräber und ihre Fundinhalte, von den nachfolgenden Steinkisten ganz zu schweigen, in die frühe Bronzezeit Italiens und Mitteleuropas gehören.

Bei der sonstigen kritischen Einstellung Reineckes zu den Problemen der Vorgeschichtsforschung muß man über einen so kühnen Schluß staunen. Ist schon die Zuweisung des Gefäßes zur Dolmenstufe zweifelhaft, so hätte er doch bei einem so ausgefallenen Ergebnis in Betracht ziehen müssen, daß es schließlich möglich ist, daß ein einzelnes Gefäß von altertümlichen Aussehen sich auch einmal durch längere Zeit hindurch halten kann. Bestände der Schluß Reineckes zu Recht, so würde sich ergeben, daß beispielsweise die bayrische Münchshöfer Kultur, die bekanntlich als eine Unterabteilung der älteren Aichbühler Kultur einen deutlichen Einschlag der Schnurkeramik aufweist, älter oder mindestens gleichzeitig mit der Dolmenkeramik wäre. Da aber die Schnurkeramik auch von Reinecke als jüngste Stufe der ganzen Entwicklung der Megalithkultur angesehen wird, bliebe für ihre ganze reiche Entfaltung überhaupt keine Zeit mehr übrig. Mit Recht urteilt daher Aberg über diese Deutung Reineckes: „Die Analyse mündet also aus in vollständiges Chaos.“ (Nils Åberg, Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie, III, Stockholm 1932, S. 11.)

Selbstverständlich ist auch die von Reinecke daraus gewonnene absolute Zeitbestimmung der Dolmenstufe „ganz wenig vor dem Jahr 2000“ verfehlt. In diese Zeit gehören höchstens die jüngsten Ausläufer des nordischen Kreises, während für seine ganze Entfaltung viel größere Zeiträume erforderlich sind. Kossinna setzt bekanntlich dafür einen Zeitraum von 2000 Jahren an.

6) (Zu Seite 9.) Das Problem der Entstehung und Ausbreitung des Steingrabbaus zu Beginn der Jungsteinzeit ist leider bis heute noch nicht einwandfrei entschieden worden. So viel steht jedenfalls fest, daß die älteste Form des Steingrabes, der sogenannte Dolmen, die weitaus größte Verbreitung besitzt. Sie umfaßt Südskandinavien, Dänemark, Norddeutschland bis zur Oder, Holland, England, Schottland, Irland, Frankreich einschließlich Korsika, die Pyrenäenhalbinsel, Etrurien und die Provinz Otranto, dehnt sich aber auch auf den Nordsaum Afrikas von Marokko bis einschließlich Tripolis, Oberägypten, Syrien, Palästina, Bulgarien, die Krim, den Kaukasus, Nordpersien, Indien, dort namentlich an der Küste von Malabar und in den Nilgeris, schließlich sogar bis nach Korea aus. Es verbietet sich von vornherein, auf einem so ungeheuren Gebiet, das die verschiedenartigsten rassischen und räumlichen Bedingungen aufweist, an einen einzigen Lebenskreis als Träger dieser Grabform zu denken. Man wird mindestens getrennte Entstehung eines westeuropäischen Kreises und eines östlichen Mittelmeerkreises annehmen müssen, zwischen denen

eine lose Verbindung höchstens dadurch herzustellen ist, daß man einen ganz allgemeinen Gedanken der spätpaläolithischen Zeit, dem Toten eine unzerstörbare Wohnung aus Steinen zu geben, als Entstehungsursache annimmt.

Wo der Ursprung des westeuropäischen Dolmenkreises zu suchen ist, kann noch nicht als endgültig entschieden betrachtet werden. Kossinna hat sich für die iberische Halbinsel ausgesprochen, da er Mannus-Bibliothek 26, S. 72 sagt: „Es hat sich in mir immer mehr die Überzeugung gefestigt, daß der Steingrabgedanke von Portugal über Irland nach Dänemark gewandert ist.“ In der Tat läßt sich in Portugal die Entwicklung der Dolmen in lückenloser Formentwicklung verfolgen (s. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Art. Megalithgrab, Bd. VIII, S. 77ff.). Aber es ist doch auch von manchen Forschern, so z. B. von Much, die Anschauung vertreten worden, daß der Steingrabbau im Norden entstanden sein müsse. Auch hier im Norden kann man eine typologische Entwicklungsreihe ins Feld führen und kann auch darauf hinweisen, daß sich im Norden die folgerichtige Fortentwicklung der Steingrabformen als Totenwohnung auch in späterer Zeit findet. Nach dem Abschmelzen des Eises waren auch in der Grund- und Endmoränenlandschaft des Nordens genügend große Steinblöcke vorhanden, die dem Gedanken, dem Toten eine unzerstörbare Wohnung zu errichten, monumentalen Ausdruck verleihen ließen. Auffällig bleibt dabei, daß nur ein Teil des nordischen Kreises den Steingrabbau entwickelt, bzw. übernimmt, worauf die bekannte Spaltung der Kultur in Jütland beruht.

7) (Zu Seite 11.) Eine Zusammenstellung der inzwischen bekanntgewordenen natürlichen Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa findet man in Mannus-Bibliothek 22: J. Andree, Das natürliche Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa, Leipzig 1922.

8) (Zu Seite 11.) Einen neuen Beweis für die Zähmung des Pferdes im nordischen Kreis hat Walther Schulz erbracht: Die ältesten Trensenknebel aus Mitteldeutschland, Jahresschr. für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, XX 1932, S. 1ff. Auch O. F. Gandert tritt Mannus 17, 1925, S. 123ff. dafür ein, daß das Pferd im jungsteinzeitlichen nordischen Kreis gezähmt worden ist. Von älteren Arbeiten sei noch die von B. Schnittger in der Prähistorischen Zeitschrift, 2, 1910, S. 174ff. genannt. Dagegen ist die von F. Flor (Haustiere und Hirtenkulturen, Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, I, 1930) vorgenommene Zuteilung der Pferdezucht an die kammkeramische Kultur als unbegründet abzulehnen.

9) (Zu Seite 15.) [Gegenüber der neuerdings ausgesprochenen laienhaften Ableitung der Kugelflaschen aus der Kürbisform schien es angezeigt, das Vorkommen ihrer Vorläufer, der langhalsigen, flaschenartigen Amphoren mit Kugelbauch, seltener mit kleinstem Standboden, innerhalb der ältesten nordischen Megalithkeramik kurz zu beleuchten. Es ist das geschehen in einer Abhandlung, die ich im 13. Band des Mannus 1922 veröffentlicht habe unter dem Titel: Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen. Diese Abhandlung bringt ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher bis 1922 gemachten Funde jener frühen Megalith-Kugelflaschen der Dolmenzeit, die auf Dänemark und Schleswig-Holstein beschränkt sind, ferner der Übergangsformen aus der Zeit der älteren Ganggräber, die nur in Schleswig-Holstein und in Vorpommern erscheinen, endlich der norddeutschen Kugelflaschen der Zeit der jüngeren Ganggräber, deren Westgruppe von der Uckermark über das Havelland nach der Elbe wandert, um die Elbe aufwärts bis nach Böhmen, ebenso Saale, Elster und Mulde aufwärts zu ziehen und im Norden und Osten des Harzes sich auszubreiten. Die Ostgruppe geht ebenfalls von der Uckermark aus, zieht sich von hier die Oder aufwärts und wandert längs der Warthe nach dem Weichselknie, um von hier sich bis nach Kiew zu verbreiten. Drei Karten zeigen sämtliche Fundorte.]

Auch Scheltema hat sich von der Kunstwissenschaft her mit guten Gründen gegen die Herleitung von Gefäß- und Verzierungsformen als Nachahmungen von Kürbis-Flechtwerk oder Lederformen entschieden gewandt. (Die altnordische Kunst, S. 51ff. und 83ff.)

10) (Zu Seite 21.) Eine genauere Aufteilung der verschiedenen Becherkulturen in Westdeutschland findet sich bei R. Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, Bonn 1929, wo besonders die Herausbildung der Zonenbecherkultur aus ihren beiden Wurzeln der nordischen Schnurkeramik und der westischen Glockenbecherkultur behandelt ist, ebenso die Ausdehnung dieser Zonenbecherkultur nach England.

11) (Zu Seite 22.) Die Mittelelbmegalithkeramik ist inzwischen von Nils Niklasson einer eingehenden Bearbeitung unterzogen worden: Studien über die Walternienburg-Bernburger Keramik I., Jahresschrift für Vorgeschichte der Sächsisch-Thüringischen Länder, XII, 1925, Halle. Niklasson hat darin neben einer vollständigen Zusammenstellung der Funde dieser Kultur ihre Entwicklung in 5 deutlich erkennbaren Stufen dargelegt, die er als Walternienburg I und II, Bernburg I, II und III bezeichnet hat. Die jüngeren Stufen entsprechen dem von Kossinna benannten Anhalt-Latdorfer Stil. Jedes der 4 Hauptgefäße dieser Kultur, die Henkeltasse, das Hängegefäß, das Tonnengefäß und die Schüssel haben in den 5 Stufen charakteristische Formen entwickelt. Niklasson betont besonders die Eigenständigkeit dieser geschlossenen Kultur. „Die Walternienburg-Bernburger Kultur läßt sich nicht aus irgendeiner anderen bekannten Keramikgruppe herleiten. Sie ist nahe verwandt sowohl mit der Megalithkeramik des Nordseegebietes als mit der dänischen Ganggrabkeramik, aber nicht in der Weise, daß in dieser oder jener ihr Ursprung oder ihre Prototypen zu suchen sind. Die Verwandtschaft, die unzweifelhaft besteht, geht eher auf eine gemeinsame Wurzel zurück.“ (S. 182 a. a. O.)

Zur Herleitung und Entwicklung der Walternienburg-Bernburger Kultur sei auch noch verwiesen auf P. Kupka, Die mitteldeutschen Ganggräber und die Tonware ihrer Zeit. Stendaler Beiträge, Bd. V, S. 429ff.

[Von großer Bedeutung für die Beurteilung der genauen zeitlichen Stellung des eigentlichen Anhalter (Latdorf-Bernburger) Stils im Verhältnis zu den nächstverwandten nordischen Kulturen, wie auch zu den nur entfernt verwandten donauländischen sind die bei ihm unverhältnismäßig stark auftretenden symbolischen und anderen Ornamente, wie Malteserkreuz, gezahnte Räder, ineinander gestellte Spitzbögen, Kammornament (vgl. Mannus I, 238 Anm. 1). Besonders wichtig ist hier das Schachbrettmuster, das z. B. bei einem hochhalsigen Gefäß mit S-förmig geschwungenem Wandprofil aus Tangermünde erscheint (Ztschr. f. Ethnol. 1883, Tafel VIII, Nr. 4), ebenso auf dem Unterteil einer „Trommel“ aus dem Spitzen Hoch bei Latdorf und auf dem Scherben einer typischen Tasse aus Bernburg (O. Merkel, Katalog des Altertumsmuseums der Stadt Bernburg, S. 24, B. 114 und S. 56, B. 229), endlich auf einer kugelbauchigen Tasse mit zwei durchbohrten Griffleisten aus dem Lausehügel bei Derenburg, Kr. Halberstadt (Friedrich, Abbildungen von mittelalt. und vorchristl. Altert. Wenig. 1827, Taf. V, 12). — Im Gebiete der Megalithkeramik nenne ich sein Vorkommen in Mecklenburg-Schwerin bei Moltzow (IV, 6; Beltz, Vorgesch. Alt. d. Gr. Meckl.-Schw., S. 90, 4e), entartet bei Dargun und Remlin (Beltz, ebd. S. 89, 2c) in genauer Übereinstimmung mit dem nur einmalig innerhalb der Thüringischen Schnurkeramik vorkommenden Schachbrettmuster einer Amphore von Lohholz bei Schkölen, Kr. Naumburg (Vorgesch. Alt. d. Pr. Sachsen IV, Taf. VII, e); in Ostdeutschland: Gefäß aus dem Kreise der Kugelflaschen von Kulmsee, Kr. Thorn; ferner in Dänemark (S. Müller, Nord. Altertumskunde, S. 159, Muster j); in Schonen aus Ganggräbern von Oester-Werlinge, Fjelkinge und Quistofta (Bruzelius, Svenska Fornlemningar. Lund 1855, I, Taf. II, 12; Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 90). — Aus England liegt ein Beispiel vor in einem der schlanken Becher, die ich 1909 und später öfter besprochen und abgebildet habe (Mannus I, Taf. XXII, 15); wiederum ein neues Zeichen, daß diese englischen Gefäße nicht, wie man immer noch meint, bronzezeitlich, sondern steinzeitlich sind. Und zwar haben wir es nach Ausweis Dänemarks (Madsen, Afbildninger af danske Oldsager og Mindesmaerker, Stenalderen, 1868, Taf. XXI, r: Ganggrab von Arby auf Seeland) und Südschwedens mit der Periode der jüngeren Ganggräber zu tun, auf die ja auch manche andere Parallelerscheinungen gerade im Anhalter Stil deutlich hinweisen. — Danach ist dann die Zeit der selteneren Gefäße der donauländischen Steinzeitkulturen zu bestimmen, die das Schachbrettmuster führen, wie die herrliche Vase von Bschanz in Schlesien vom Stichreihentypus (s. unsere Abb. 105),

ferner sehr roh ausgeführte Stücke aus Butmir in Bosnien, die in spiralkeramischer Umgebung auftreten (die neolith. Station von Butmir Bd. I, Taf. VI, 10, 15; Bd. II, Taf. XIII, 6; vgl. auch Jahrbuch d. k. k. Zentralkommission 1905, S. 9, Abb. 11), ebenso wie ein Scherben mit aufgemaltem Schachbrettmuster aus Oslawan in Mähren (Červinka, Morava za pravěku, S. 78, Abb. 31, Nr. 3) und solche aus Kronstadt in Siebenbürgen (Teutsch, Mitt. d. Wiener anthrop. Ges. 1900, S. 190, Fig. 47). Ob das bekannte weiblicher Idol von Kličevac in Jugoslawien, dessen Gewandung in Schachbrettmuster verziert ist, hier eingereiht werden muß, bleibt so lange zweifelhaft, als der steinzeitliche Ursprung dieser Figur nicht sichergestellt ist. Anzuschließen sind hier endlich Scherben aus der neolithischen Schicht des Palastes zu Knossos (Lagrange, La Créte ancienne, Fig. 10); ein Scherben von oberitalischen Pfahlbau am Vareser See (Montelius, Civ. pr. en Italie I, Taf. 2, Abb. 22); endlich noch einschlägige Scherben aus Frankreich, wie vom Camp de Chassey, Saone-et-Loire, abgebildet bei Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique I, S. 560, 7, 9.]

Wenn man den von Kossinna geprägten Ausdruck Mittelelbmegalithkeramik beibehalten will, so ist er am besten für diese Wurzelkultur, von der Niklasson spricht, zu gebrauchen. Aus dieser Wurzelkultur ist dann auch noch eine andere mitteldeutsche Kultur herzuleiten, die Niklasson unter dem etwas farblosen Namen „Nordische Kultur" erwähnt. Man wird sie besser nach Grimm (Jahresschrift Halle XVIII, 1930, S. 17ff.) als Baalberger Gruppe bezeichnen. Es handelt sich offenbar auch hier um eine einheimisch-mitteldeutsche Entwicklung einer Keramik aus nordischer Wurzel, deren Gefäße sich durch Verzierungslosigkeit auszeichnen. Neben den eigentlichen Baalberger Kannen (s. Abb. 41) treten unverzierte Amphoren mit 2 und 4 Henkeln und unverzierte Trichterschalen auf. In einigen mitteldeutschen Grabhügeln finden sich Bestattungen dieser Stufe als älteste Zentralgräber und durch die Berührung dieser Kultur mit der Walternienburg-Bernburger kann man schließen, daß sie schon in der älteren Ganggräberzeit nachzuweisen ist, während ihre jüngsten Formen bis in die Voraunjetitzer Zeit hineinreichen. Es handelt sich also ähnlich wie bei der Walternienburg-Bernburger Kultur um eine verhältnismäßig langlebige Gruppe. Ein Teil dieser Kultur ist gegen Ende der Jüngeren Steinzeit nach Böhmen, Mähren und Schlesien abgewandert und bildet dort zusammen mit anderen nordischen Einflüssen die sog. Noßwitzer Kultur, während in Süddeutschland ihre Spuren in der Aichbühler Kultur zu finden sind. Über ihre Beziehungen zur Schnurkeramik siehe unten. Eine zusammenfassende Darstellung dieser Kultur von P. Grimm ist noch ungedruckt.

Über die Noßwitzer Kultur vgl. H. Seger, Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild VII, S. 27.

12) (Zu Seite 26.) Die Schnurkeramik, die nach einem Vorschlag Åbergs besser als „Sächsisch-Thüringische Kultur" bezeichnet wird, ist neuerdings ganz besonders in den Blickpunkt des Interesses getreten, weil sie eine derjenigen Stufen des nordischen Kreises ist, deren Ausstrahlungen nach Süden, Westen und Osten in den Bodenfunden deutlich greifbar sind, die wir als Wanderungen auffassen müssen und in denen wir Teilvorgänge der Indogermanisierung zu erblicken haben. Leider fehlt es bisher noch an einer umfassenden Darstellung der Schnurkeramik in ihrem sächsisch-thüringischen Kerngebiet. Die von Kossinna gegebene Darstellung ihrer Entstehung ist immer noch die beste: im Flußgebiet der Saale ist sie aus einer mitteldeutschen Wurzel und einer Zuwanderung der jütländischen Einzelgrabkultur entstanden. Die mitteldeutsche, „elbmegalithische" Wurzel hat die Form der sog. Amphore geliefert (siehe Abb. 49), die man am ehesten aus den 2- und 4-henkligen Amphoren der Baalberger Gruppe herleiten kann, während die Form des Bechers aus der jütländischen Einzelgrabkeramik stammt. Für die vielkantige Streitaxt hat Kossinna auf die Ähnlichkeit mit der jütländischen verwiesen, doch ist neuerdings auch der begründete Versuch gemacht worden, die vielkantige Axt aus frühneolithischen einheimisch-mitteldeutschen Formen herzuleiten. Wenn sich auch in manchen Feuersteingerätformen Beziehungen zu mesolithischen Formen nachweisen lassen (siehe unten Bicker) so ist doch die Herleitung gerade der schnurkeramischen Kultur als einer der jüngsten neolithischen aus mittelsteinzeitlicher Wurzel nicht sehr wahrscheinlich. Eine Herleitung aus altsteinzeitlicher Wurzel ist vollends unmöglich.

Kossinna unterscheidet 3 Stufen der Schnurkeramik: Vorstufe, Hochstufe und Spätstufe, während von Reinerth und Stampfuß eine 4-Teilung der Schnurkeramik vorgeschlagen wurde.

Besonders hochentwickelt war der Wohnbau der schnurkeramischen Kultur. Nicht nur die Gräber zeigen interessante Holzeinbauten, auch die Häuser selbst sind besonders durch die glücklichen Ausgrabungen H. Reinerths in allen Einzelheiten bekannt geworden. Besonders in der älteren Aichbühler Kultur Süddeutschlands und der Schweiz tritt uns dank der ausgezeichneten Konservierung des Moores die erstaunliche Höhe der Wohnbaukultur in allen Einzelheiten entgegen. Hier konnte u. a. auch die Urform des Griechentempels, das sog. Megaron in Holz nachgewiesen und somit die Überlegenheit des Nordens auch auf dem Gebiet des Hausbaues überzeugend aufgezeigt werden.

Außer den genannten Werken von Åberg, Reinerth und Stampfuß seien für die Schnurkeramik noch genannt:

F. K. Bicker, Mesolithisch-neolithische Kulturverbindungen in Mitteleuropa? Mannus 25, S. 249ff.

G. Neumann, Die Spitzhauen vom Vogtländischen Typus. Sitzungsberichte und Abhandlg. der naturwissenschaftl. Ges. Isis in Dresden, Jahrg. 1929, S. 101—115.

W. Nowothnig, Die Spitzhauen vom Vogtländischen Typus. Mannus 25, S. 270.

ferner:

J. E. Forssander, Die schwedische Bootaxtkultur und ihre kontinentaleuropäischen Voraussetzungen. Lund 1923.

Für den Wohnbau der Aichbühler Kultur:

H. Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. 4. Aufl. 1929.

H. Reinerth, Das Pfahldorf Sipplingen. Führer zur Urgeschichte. Bd. 10, 1932.

R. R. Schmidt, H. Reinerth u. G. Kraft, Jungsteinzeitsiedlungen im Federseemoor. Augsburg 1930.

W. Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibl. 43, 1930.

13) (Zu Seite 30.) Die Kultur der Kugelamphoren hat inzwischen Sprockhoff wenigstens für ein beschränktes Gebiet eingehender dargestellt: Die Kulturen der Jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg. Vorgesch. Forschungen I, 4. Berlin 1926, S. 83ff. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß nicht Nordbrandenburg die Heimat der Kugelamphoren sein könne, sondern daß wir ihre Entstehung in Mitteldeutschland, etwa im nördlichen Harzvorland vermuten müssen. Er weist dabei darauf hin, daß es sich hierbei um eine geschlossene keramische Gruppe handelt, die neben der Kugelamphore auch den weitmundigen Topf, die flache halbkugelige Schale und wahrscheinlich auch den Warzennapf umfaßt. Diese geschlossene keramische Gruppe hat ihr Hauptverbreitungsgebiet zwischen Harz, mittlerer Saale und Elbe. Hier ist sie wohl aus „mittelelbmagelithischer" Wurzel entstanden.

Die Ostausbreitung der Kugelflaschenkultur hat zusammenfassend dargestellt: A. Ayräpää: Über die Streitaxtkulturen in Rußland. Studien über die Verbreitung neolithischer Elemente aus Mitteleuropa nach Osten. Eurasia Septentionalis Antiqua Helsinki 1933. VIII. S. 1ff. Ihre Ausbreitung geht elbaufwärts nach Sachsen und Böhmen, oderaufwärts nach Schlesien und Mähren und längs der Weichsel bis nach den Stromgebieten des Dnjepr und Dnjestr. Spuren dieses Wanderzuges lassen sich bis zum Schwarzen Meer und Kaukasus verfolgen.

14) (Zu Seite 33.) Auch für die Oderschnurkeramik vgl. die oben genannte Arbeit von E. Sprockhoff (S. 55ff.). Er faßt dort die Oderschnurkeramik als eine Kultur auf, die im unteren Odergebiet aus der Vermischung einer einheimischen megalithischen Wurzel mit einer Zuwanderung der mitteldeutschen Schnurkeramik entstand.

15) (Zu Seite 35ff.) Es ist schon in der Einleitung darauf hingewiesen worden, daß wir die Heimat des ostischen oder donauländischen Kreises, wie wir an Stelle der „Südindogermanen" jetzt sagen, wahrscheinlich in den Sudetenländern suchen müssen, wo sich eine älteste Linearkeramik findet, die auf ganz einfachen henkellosen halbkugeligen Schalen

kräftig eingravierte Spiralen und Mäander aufweist. In dieser ältesten Linearkeramik werden wir wohl die Hauptwurzel des ganzen ostischen Kreises zu suchen haben. Von ihr stammt in gerader Linie die ältere Spiralmäander (Flomborner Gruppe) und die jüngere (Plaidter Gruppe) ab. Während aber z. B. in Bayern die ältere Spiralmäanderkeramik als älteste Besiedlungsschicht des ostischen Kreises schichtenkundlich nachgewiesen werden kann, ist im Rheinland durch O. Koehl der Beweis erbracht worden, daß die Hinkelsteinkeramik oder wie sie auch genannt wird, die ältere Winkelbandkeramik, die älteste Besiedlung des ostischen Kreises darstellt. Da sie sich durch ihre Gefäßformen und Steingeräte deutlich als ostisch ausweist, müssen wir annehmen, daß bei ihrer Herausbildung schon ein so starker nordischer Einfluß wirksam war, daß die Verzierungsweise unostisch geworden ist. Einen Parallelvorgang hierzu können wir in der Entstehung der böhmisch-schlesischen Stichbandverzierung erblicken, die ebenfalls in der Verzierungsweise andere Wege geht.

Die Verhältnisse in Süddeutschland zeigt untenstehende Tafel aus Reinerth: Chronologie der Jüngeren Steinzeit (Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig) S. 62.

Die bemalte Keramik des ostischen Kreises möchte Menghin als einen besonderen Hauptstamm von dem donauländischen scharf getrennt wissen, und nennt sie deshalb „vorderasiatische Keramik", da er an ihre Herkunft aus Vorderasien glaubt. Dem hat aber v. Tompa (siehe unten) widersprochen, da er wohl mit Recht den Zusammenhang der bemalten Keramik mit der donauländischen betont.

Als Ergänzung der Tabelle II ist eine schematische Übersicht über die Entwicklung des ostischen Kreises angefügt (S. 283).

Schrifttum: Außer den schon genannten Arbeiten von Reinerth, Menghin, siehe auch von Tompa, Die Bandkeramik in Ungarn. Archäologia Ungarica. Bd. V bis VI. 1929.

<table>
<tr><td rowspan="2"></td><td colspan="2">Hinkelsteiner Keramik 1)</td><td rowspan="2">Bodensee Art 1</td></tr>
<tr><td colspan="2">Spiral-Mäander-Keramik</td></tr>
<tr><td>Schnurkeramik Zeit 1</td><td rowspan="2">Rössener Keramik</td><td rowspan="2">Spiral-Mäander-Keramik</td><td rowspan="2">Bodensee Art 2</td></tr>
<tr><td>Schnurkeramik Zeit 2</td></tr>
<tr><td>Schnurkeramik Zeit 3</td><td rowspan="2">Michelsberger Keramik</td><td>Ältere Aichbühler Keramik</td><td>Hochwasser-Horizont</td></tr>
<tr><td>Schnurkeramik Zeit 4</td><td>Jüngere Aichbühler Keramik</td><td>Bodensee Art 3</td></tr>
</table>

1) ▬ bedeutet Überlagerung = Gleichzeitigkeit.

16) (Zu Seite 48.) Zusammenfassend können wir feststellen, daß die Arbeiten der letzten 20 Jahre durchaus den Grundgedanken Kossinnas auf allen Gebieten bestätigt haben: die Überlegenheit des Nordens in der Steinzeit hat sich immer deutlicher herausgestellt. Ebenso ist auch Kossinnas Anschauung, diesen nordischen Lebenskreis mit dem Kernvolk der Indogermanen gleichzusetzen und in den Wanderungen der einzelnen nordischen Jungsteinzeitkulturen Indogermanenzüge zu sehen, durch die Ergebnisse der Forschung nur noch fester begründet worden.

Ostisch-Donauländischer Kreis der Jüngeren Steinzeit

Stufe I		Älteste Linearkeramik des Kerngebietes	
Stufe II	Älteste Hinkelsteinkeramik	Ältere Spiralmäanderkeramik (Flomborner Stil)	Ältere Stichbandkeramik
Stufe III	Jüngere Hinkelsteinkeramik	Jüngere Spiralmäanderkeramik (Plaidter Stil	Jüngere Stichbandkeramik

3. Bronzezeit.

17) (Zu Seite 50 ff.) Die Bronzezeit verdankt ihren Namen dem neuen Werkstoff, der jetzt zur Herstellung von Waffen und Schmuck und allerlei Geräten in steigendem Maße Verwendung fand. Auf Grund einer reichen metallurgischen Erfahrung finden wir in jüngerer Zeit diese Bronze in einer Zusammensetzung von 90% Kupfer und 10% Zinn. Die früher so hart umkämpfte Einteilung der vorgeschichtlichen Zeit in Stein-, Bronze- und Eisenzeit, das sogenannte Dreiperiodensystem, hat sich inzwischen restlos durchgesetzt. Sie ging ursprünglich von einer sehr äußerlichen Einteilung der Funde nach Werkstoffen aus, und die moderne Vorgeschichtsforschung hätte diese nur formal begründete Einteilung längst durch eine tiefer begründete ersetzen müssen, wenn nicht eben mit der Ausbreitung dieses neuen Werkstoffes ein anderer Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung zusammenfiele: Die Herausbildung mehrerer großer Kulturen, von denen wir hier nur die drei wichtigsten auf deutschem Boden nennen wollen: Die germanische, die urkeltische und die illyrische.

Die Entstehung der germanischen Kultur hat Kossinna besonders eingehend erforscht und es leidet keinen Zweifel, daß er hier eine klare, ansprechende Lösung gefunden hat. Am Ende der jüngeren Steinzeit ist offenbar im Norden infolge der vielen Wanderzüge, die aus dem Megalithkreis nach Süden und Osten gerichtet waren, eine starke Entvölkerung eingetreten. Dagegen hielten sich die Träger der jütländischen Einzelgräberkultur, denen Kossinna den Namen Finno-Indogermanen beigelegt hat, als stärkere Bevölkerungsgruppe, da von ihrem Gebiet nur wenige Züge ausgegangen waren, darunter ein besonders wichtiger, der zur Entstehung der sächsisch-thüringischen Kultur geführt hatte. Auf Grund der Verbreitung der schönen endsteinzeitlichen Feuersteindolche können wir eine Verschmelzung der „Rest-Indogermanen" und der Finno-Indogermanen verfolgen, wobei u. a. auch die Grabform der jütländischen Einzelgräberkultur, das Einzelgrab unter Erdhügel mit Steinschutz und Holzeinbauten siegt. In der letzten Dolchperiode, die die schönsten und reichsten Dolchformen geliefert hat, ist daraus das germanische Kernvolk erwachsen und zwar in einem Gebiet, das von Norddeutschland zwischen Ems und unterer Oder bis nach Südskandinavien reicht. „Das Ergebnis der Vereinigung von Indogermanen und Finno-Indogermanen und der Verschmelzung ihrer beiderseitigen Kulturen zu einer Einheit kann aber .... kein anderes gewesen sein, als der Ursprung der Germanen, der also rund um 2000 v. Chr. anzusetzen ist." (Kossinna, „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Mannus-Bibliothek 6, S. 297).

Auch die beiden anderen großen Kreise der Bronzezeit sind aus einer ähnlichen Verschmelzung hervorgegangen. In der frühesten Bronzezeit finden wir in einem Raum zwischen der Theiß im Osten und dem Rhein im Westen, der Germanengrenze im Norden und den Alpen im Süden eine gleichartige Kultur, die wir gewöhnlich nach einem böhmischen Fundort als Aunjetitzerkultur bezeichnen. Es hat sich immer mehr herausgestellt, daß diese Aunjetitzer Kultur hauptsächlich aus nordischer Wurzel unter Einwirkung der Glockenbecherkultur hervorgegangen ist (siehe hierzu besonders G. Neumann, Die Entwicklung der Aunjetitzer Keramik in Mitteldeutschland. Präh. Zeitschrift XX, S. 70 ff.). Besonders in Schlesien hat sich aus dieser Aunjetitzer Kultur die sogenannte Lausitzer Kultur herausgebildet, als deren Träger wir die Illyrier ansehen dürfen. Als Kerngebiet dieser Kultur können wir neben Schlesien, Posen, und Westpolen, Brandenburg und Mitteldeutschland bis zur Saale, Böhmen, Mähren und Nieder-

österreich betrachten. (Zur Entwicklung der Aunjetitzer Kultur vgl. B. v. Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien. Vorgeschichtl. Forschungen I, 3, Berlin 1925). Die Entwicklung der Lausitzer Kultur haben besonders dargestellt M. Jahn: Zur Chronologie der Lausitzer Kultur auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien. Mannus-Ergänzungsband 3, 1923 und H. Seger, Die Stilentwicklung in der Keramik der Schlesischen Urnenfriedhöfe. Schlesiens Vorzeit N. F. 8, 1924, S. 5 ff. Eberts Reallexikon, Art. Lausitzer Kultur.

Ebenso wie im Südosten ersteht auch im Südwesten des germanischen Kreises aus der Aunjetitzer Kultur ein zweiter großer Nachbarkreis, der von Südmähren und Niederösterreich über Süd- und Südwestböhmen ganz Süddeutschland, die Nordschweiz, das Elsaß bis nach Frankreich hinein, rheinabwärts bis zur Lippe, an der Weser bis zum Wiehengebirge, in Mitteldeutschland bis zur Bode und Elster reicht. Er nimmt damit ungefähr ein Gebiet ein, das früher von dem ostischen Kreis besiedelt war; aber rassisch besteht ein großer Unterschied, da nun ein starker nordischer Einschlag festzustellen ist, der vermutlich besonders auf die schnurkeramische Einwanderung zurückgeht. Nach der Grabform, bei der ebenfalls der schnurkeramische Einfluß deutlich in Erscheinung tritt, wird dieser Kreis auch süddeutsche Hügelgräberkultur genannt. Besonders in den älteren Gräbern findet sich noch vielfach Bernsteinschmuck jütländisch-schleswigholsteinischer Herkunft. Wahrscheinlich infolge natürlicher Bevölkerungszunahme, vielleicht auch durch Zuwanderungen aus dem Südosten in der sogenannten Urnenfelderstufe, dehnt sich dieser Hügelgräberkreis in der eigentlichen Hallstattzeit bis nach Ostfrankreich und dem Ostteil der Iberischen Halbinsel aus, während er im Norden durch das Vordringen der Germanen an Boden verliert. In der Latènezeit entstehen in besonderen Zentren dieser Kultur, nämlich im Mittel- und Oberrheingebiet und im Marnegebiet neue Stile, die allgemein als die eigentlich keltischen angesehen werden. Neben dieser keltischen Kultur im engeren Sinne, die erst von der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. ab zu verfolgen ist, können wir den großen Hügelgräberkreis als „urkeltische Kultur im weiteren Sinne" bezeichnen. (Zur süddeutschen Hügelgräber-Bronzezeit vgl. G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands. Kataloge des Röm. Germ. Zentralmuseums Mainz 6, 1916 und G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit Süddeutschlands. Augsburg 1926).

Die Herausbildung und Ausdehnung dieser drei großen Kreise ist zusammenfassend gut dargestellt bei E. Wahle, Deutsche Vorzeit. Leipzig 1932.

So sind es also drei stammverwandte große Völker, die Mittel- und Nordeuropa von der Bronzezeit ab beherrschen. Immer deutlicher gestaltet sich das Bild besonders der altgermanischen Kultur, immer klarer ist auch die Überlegenheit des Nordens auch in der Bronzezeit hervorgetreten. „Die Bronzezeit ist die tausendjährige goldene Zeit des Germanentums, golden nicht nur, weil die Germanen damals durch ihren Bernsteinhandel viel Gold besaßen, das sie ebenso wie die Bronze zu herrlichen Werken zu verarbeiten wußten, sondern auch, weil ihre Kultur in dieser Zeit den Eindruck großer Ruhe, Geschlossenheit und Selbstsicherheit macht. Die Blüte, die sie etwa um die Mitte des ihr vergönnten Jahrtausends erreicht, vergeht dann bald .... Trotzdem ist die erste Blütezeit germanischer Kultur für alles spätere Germanische innerlich bestimmend geblieben und man kann es nicht verstehen ohne eindringliche Kenntnis der Bronzezeit." (Wolfgang Schultz, siehe unten).

Schrifttum: Die Kulturhöhe der altgermanischen Bronzezeit hat Kossinna noch einmal gesondert behandelt in: Altgermanische Kulturhöhe. Eine Einführung in die Deutsche Vor- und Frühgeschichte. 5. Aufl. Leipzig 1935. Eine umfassende Darstellung altgermanischer Kultur gibt auch Wolfgang Schultz: Altgermanische Kultur in Wort und Bild. München 1934. In beiden Werken finden sich auch Hinweise auf Gebiete, die hier nicht behandelt sind, in denen aber ebenfalls die Überlegenheit der bronzezeitlichen Germanen uns deutlich entgegentritt, wie z. B. im Schiffs- und Wagenbau.

18) (Zu Seite 51.) Auch heute ist die Frage nach der Bronzeerfindung noch nicht restlos geklärt; neben verschiedenen asiatischen Zentren wird das Mittelmeergebiet, Spanien und Südengland als Entstehungszentrum vertreten. Soviel darf heute als sicher gelten, daß wir hierbei zwei verschiedene Hauptstufen unterscheiden müssen, nämlich eine Kupferzeit und die eigentliche Bronzezeit. In beiden Hauptstufen gibt es wieder zwei Unterabteilungen, nämlich in der Kupferzeit eine Periode der Verwendung reinen Kupfers, in der wahrscheinlich nur das Kalthämmern bekannt war, und eine Periode des Rohkupfers, in der das Rohkupfer aus Erz geschmolzen wurde, von dem es allerlei Verunreinigungen wie Zinn, Arsen, Antimon, Silber, Gold usw. erhielt. Der Unterschied gegenüber der Bronzezeit besteht darin, daß von einer absichtlichen Zufügung eines anderen Metalles noch keine Rede sein kann. Erst nachdem der gewaltige Schritt getan war, daß man nämlich eine beabsichtigte Legierung herstellte, können wir von einer Bronzezeit reden. In der Frühstufe wird noch herumexperimentiert, und wir können stark schwankende Zinngehalte feststellen, erst in der Hochstufe wird dann die Standardlegierung von 1 : 9 gefunden. Wir müßten also streng genommen für jede dieser vier Phasen ein Entstehungszentrum nachweisen, wenn man überhaupt annehmen will, daß solche Erfindungen nur einmal und an einem Ort gemacht worden sind. Die erste Phase kann ihre Entwicklung überall da genommen haben, wo Kupfer in abbaufähiger Form zur Verfügung stand, für die zweite Phase ist das räumliche Zusammentreffen von Kupfer und Zinn erforderlich.

Die Entscheidung dieser Fragen setzt voraus, daß man die genaue chemische Zusammensetzung wenigstens einer großen Anzahl von Kupfer- bzw. Bronzegegenständen kennt. Leider sind aber bisher die Unterlagen hierfür noch viel zu spärlich und ungenau. Erst in jüngster Zeit ist es gelungen, hier unter Zuhilfenahme modernster physikalischer Untersuchungsmethoden Wandel zu schaffen. Die Spektralanalyse gestattet nicht nur, selbst bei Verwendung von kleinsten Proben, die genaue quantitative Bestimmung der chemischen Zusammensetzung der untersuchten Objekte, sondern sie gibt auch gleichzeitig Aufschluß über das Vorhandensein von sogenannten Leitmetallen, mit deren Hilfe wir auch die Herkunft des Ausgangsmaterials bestimmen können. Eine solche Arbeit, die mit der Spektralanalyse von mehreren hundert kupferzeitlichen und frühbronzezeitlichen Funden auch eine genaue Untersuchung der Kupfer- und Zinnlagerstätten Mitteleuropas verknüpft, ist seit einigen Jahren durch die Initiative von Hüttendirektor a. D. W. Witter gemeinsam mit dem Geologen Dr. Röpke, dem Physiker Winkler und dem Herausgeber im Gange. Ohne dem Ergebnis dieser Untersuchungen vorzugreifen, sei doch soviel angedeutet, daß als Hauptlieferant für das Kupfer zwei Gebiete in Frage kommen: das Salzburger Land, wo sich der bergmännische Abbau von Kupfer in der Bronzezeit sogar in der Form des Untertagbaues nachweisen ließ, und Mitteldeutschland, wo eine Reihe von Kupferlagerstätten wieder entdeckt werden konnte, die auch schon in vorgeschichtlicher Zeit einen Abbau über Tag erfahren haben müssen. Für das mitteldeutsche Zentrum der Kupfergewinnung und Verarbeitung kann man besonders auf die auffallenden Übereinstimmungen der frühesten Formen der Kupfergeräte mit Steingeräten hinweisen (siehe Abb. 131).

Wo die absichtliche Herstellung einer Legierung zum erstenmal geglückt ist, läßt sich heute noch nicht sicher entscheiden. Doch scheint auch hier Mitteldeutschland eine führende Rolle gespielt zu haben, da es sich herausstellte, daß beispielsweise im Vogtland Zinnstein neben dem Kupfererz auf demselben Gang vorkam.

Vgl hierzu: W. Witter in Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit 1934, Heft 7. „Über vorgeschichtliche Metallgewinnung in Mitteldeutschland. W. Hülle, Die Spektralanalyse im Dienste der Vorgeschichtsforschung. Ebenda 1933, Heft 6.

J. Winkler, Qualitative und quantitative Spektralanalyse vorgeschichtlicher Legierungen. Ebenda 1933, Heft 6.

J. Winkler, Quantitative spektralanalytische Untersuchungen an Kupferlegierungen zur Analyse vorgeschichtlicher Bronzen. Veröffentl. der Landesanstalt für Volkheitskunde zu Halle. Heft 7, 1935.

19) (Zu Seite 59.) Die Frage nach den Ursachen der schwachen Leistung der Germanen in der Töpferei der Bronzezeit hat Kossinna immer wieder bewegt, und er hat sich um ihre Lösung erneut bemüht. Im Vorwort zur 3. Auflage dieses Buches hat er darüber noch einmal Folgendes ausgeführt:

[Die Germanen sind das Ergebnis einer Überflutung der ostjütländischen und westschwedischen reinen Indogermanen, der Nachkommen der Ellerbek-Bevölkerung (Mannus,

Bd. 11—12), durch die binnenjütländischen und ostschwedischen Finno-Indogermanen, d. h. durch die indogermanisch beeinflußten, wohl auch indogermanisch gemischten Nachkommen der Dobbertin-Bevölkerung (Herkunft der Germanen, S. 27). Es handelt sich hier also um eine Mischung von Nordindogermanen und Finno-Indogermanen unter starkem Übergewicht der letzteren. Die von der Ostsee nach Mitteleuropa abgewanderten Teile der Nordindogermanen, besonders diejenigen, aus denen später die Illyrier und Kelten hervorgehen, nehmen die hohe Begabung der Nordindogermanen zu vollendeter Keramik mit in ihre neuen Sitze. Was dagegen die Streitäxte aus Felsgestein anlangt, so vermögen sie den Hochstand der Schöpfungen der Finno-Indogermanen nicht einmal in der Nachahmung zu erreichen. So erklärt sich ihre spätere Minderleistung in Bronzeguß gegenüber den Germanen, bei denen eben die Begabung zu kunstvoller Gestaltung von Waffen und Schmuck ein Erbe aus dem finno-indogermanischem Zweig ihrer Vorväter war. Dieses Erbe machte sich zunächst in der Zeit des Ausklangs nordischer Steinzeit nach Verfall der Streitaxtformen im Hochstand der Feuersteingeräte (Dolche, Pfeilspitzen, Sicheln) bei der Gesamtheit der neuerstandenen Germanen geltend und übertrug sich dann bald auf ihre Bronzetechnik. In der Tonware dagegen waren die Binnenjütländer nie zu wesentlicher eigener Schöpfung gelangt, sondern begnügten sich stets mit der Abwandlung der einzigen Form, die sie besaßen, des Bechers, der schließlich, in der Dolchzeit, wofern er überhaupt noch auftritt, zu rohester Formlosigkeit entartet ist. So war es nicht wunderbar, daß die Germanen der Bronzezeit in der Keramik ganz von vorn anfangen und während langer Jahrhunderte erst bei den Nordillyriern in die Schule gehen mußten, ehe sie zu Beginn der Eisenzeit endlich auch auf diesem Gebiet selbständig wurden.]

20) (Zu Seite 63.) Der hier abgebildete Schmuck von Dörrensolz wird heute eher zu einer mitteldeutschen Gruppe, der sogenannten Helmsdorfer Kultur gestellt werden müssen, die mit dem Hügelgräberkreis nur in loser Verbindung stand. Davon wird aber natürlich das Urteil Kossinnas nicht berührt. Denn auch nach dem Erscheinen der oben erwähnten Zusammenstellungen der Süddeutschen Bronzezeit von Behrens und Kraft (siehe oben) wird die Überlegenheit des Nordens über den urkeltischen Kreis nicht ernstlich bezweifelt werden können, wenigstens auf dem Gebiet der Bronzetechnik.

21) (Zu Seite 128.) [Die Klinge (Abb. 174), die Beigabe eines Mannesgrabes in Steinkiste unter Hügel, Amt Aalborg, ist dadurch von besonderem Interesse, daß sie in einem fünf Fuß langen Holzschaft eingesetzt war, der nicht, wie sonst bei allen Beilen, aus einem knieförmig gebogenen Astholz bestand, sondern aus einer graden Stange. Diese besaß am unteren Ende als Abschluß einen Bronzeknopf, der außer nordischer Spiralverzierung noch eingelegten Bernsteinschmuck trägt, also nur germanische Arbeit sein kann. Sollte also etwa nur die Klinge dieser herrlichen Waffe aus Italien bezogen sein?]

22) (Zu Seite 95.) Inzwischen sind durch die Initiative H. Hahnes Luren nachgegossen worden, die durch ihre Klangschönheit noch mehr überraschen. Die Luren, so genannt nach einem norwegischen Wort für Alphorn, sind jetzt in einer Zahl von über 50 Stück im nordischen Kreis bekannt. Sie haben sich entwickelt aus Metallnachahmungen einfacher Tierhörner. Ihre Herstellung ist eine ganz großartige Leistung germanischer Bronzegießerkunst, galt es doch, sie in einem „reinkonischen" Durchmesser von 2 m Länge und einem von 2 mm bis zu 5,5 cm zunehmenden Querschnitt zu bauen. Die Wandstärke blieb dabei teilweise unter $^1/_{10}$ mm Dicke. Natürlich war es nicht möglich, solch lange Stücke in einem Stück zu gießen, die Einzelteile mußten vielmehr mittels eines komplizierten Ringankerverbandes exakt aneinandergefügt werden. Nicht minder erstaunlich ist die musikalische Leistung der Lure. Sie zeigt eine natürliche Tonfolge mit den Schwingungszahlen von 1 : 16 und umschließt damit einen echten Akkord von Terzen, Quinten, Septen und Oktaven.

Zur Technik der Luren vgl. Hubert Schmidt, Die Luren von Daberkow. Prähist. Zeitschrift. Band VII, S. 85 ff.

23) (Zu Seite 104 ff.) Die Bearbeitung und Deutung der nordischen Felsbilder (Hällristningar) hat erst in den letzten Jahren weitere Fortschritte zu verzeichnen. Besonders sind hier die Arbeiten von A. W. Brögger, Hermann Schneider und O. Almgren zu nennen (siehe unten), die neues Licht verbreitet haben. Es würde selbstverständlich zu weit führen, hier die ganzen Ergebnisse dieser Forschungen zusammenfassend darzustellen, doch soll wenigstens auf einige wichtige Punkte hingewiesen werden.

Zunächst scheint mir die Feststellung wichtig zu sein, daß diese Felsbilder nicht im Kerngebiet, sondern nur im Randgebiet des bronzezeitlichen Germanentums vorkommen. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist die Landschaft Bohuslän an der schwedischen Westküste, doch finden sich auch Felsbilder in Herjedal und Jämtland, sowie an der norwegischen Ost- und Westküste. (Verbreitungskarte bei Walter Schulz,, Kartographische Darstellungen zur altgermanischen Religionsgeschichte. Halle 1926.) Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ältesten steinzeitlichen norwegischen Felsbilder nicht dem indogermanischen Kreis angehören, sondern der sog. Schieferkultur des Nordens, deren Träger wahrscheinlich ausgesprochene Jäger waren. Sie bezweckten mit ihren Felsritzungen vermutlich einen ähnlichen magischen Bildzauber, wie wir das aus der Altsteinzeit kennen und es ist auch nicht ausgeschlossen, daß hier ein genetischer Zusammenhang mit der Altsteinzeit besteht. Die bronzezeitlichen Felsbilder besonders in der Landschaft Bohuslän, aus der Kossinna seine Beispiele wählte, zeigen zwar deutlich, daß ihre Verfertiger eine Bauernkultur besaßen, die Bilder finden sich auch gerade in nächster Umgebung der Feldfluren, aber es haftet ihnen doch noch im Ganzen ein zauberisch-magischer Sinn an. Durch die Darstellungen des Kivik-Grabmales und den Stein von Anderlingen läßt sich zwar erweisen, daß auch im germanischen Kerngebiet solche Bildritzungen nicht fehlen, aber es besteht doch ein Gegensatz etwa zwischen der sinnbildlich-abstrakten Darstellung des Sonnenwagens von Trundholm und den naturalistischen Darstellungen der Felsbilder. Auch beim Kivikgrabmal überwiegen die symbolischen Zeichen über die szenischen Darstellungen.

Bing, auf dessen Deutung Kossinna vor allem sich stützt, hat bei seinen Deutungsversuchen besonders Anknüpfungspunkte an spätere Göttergestalten gesucht und es ist wohl möglich, daß man etwa in den großen männlichen Gestalten mit der Axt an Thor, oder bei einem Mann mit dem Speer an eine Urform von Odin denkt. Indessen scheint aber der Sinn der Felsbilder doch ein anderer gewesen zu sein, wie zuerst Hermann Schneider erkannt hat. „Zum Frühlingsfest sind die Felsbilder gemacht, aus Frühlingsglück und dem Wunsch, den Frühlingsgott, der ihnen zugleich Gott des Sommers war, günstig zu stimmen, den Frühlingssieg für alle Felder der Gemeinde und besonders für die eigenen und einzelnen fruchtbar zu machen. Alle Felsenbilder in Bohuslän wollen und sagen in ihren Gestalten und Gestaltverbänden eins und dasselbe: Sie feiern das größte Ereignis des Jahres, den Sieg des Lichts, die Wiederkehr der frohen, der fruchtbaren Jahreszeit, sie stellen den Naturvorgang und die Gefühle und Hoffnungen des Menschen dabei anschaulich dar; die volle Ausdruckskraft eines gefühlsstarken Erlebens, eines jungen Volkstums wirkt sich aus.

Ein Hauptstück der uralten Sonnen- und Jahresreligion, die zur Jüngeren Steinzeit im nördlichen Europa entstanden sein muß, und auch in Bohuslän im zweiten vorchristlichen Jahrtausend geglaubt und weitergebildet wurde, hat Jakob Grimm (um 1820/30) aus unseren Volksbräuchen, Mythen und Märchen mit seherischem Blick erschlossen: es ist der Jahreslaufmythus. . . . Der Kern des Jahreslaufmythus ist die Zweiheit der Jahreszeiten Sommer und Winter, innerhalb der Einheit des Jahres, ihre Abfolge und ihr Gegensatz, ihr Wechsel in der Macht über die Erde" (German. Religion, S. 3/4).

Dieser Kern wird nun aus anschaulichem Denken heraus in den Felsbildern dargestellt, so erklären sich die vielen Sonnenzeichen auf den Felsbildern ebenso wie die Alkisbrüder, die zweifellos nur Darstellungen der beiden Jahreshälften darstellen. Eine allzu starke Personifizierung von Gottheiten hat den Germanen nach dem Zeugnis von Tacitus fern gelegen, wenn auch gerade Tacitus durch seine Gleichsetzung von bestimmten nordischen Formungen mit der Götterwelt des Südens viel Verwirrung in der Anschauung über den ältesten Glauben der Germanen gestiftet hat.

Auch das Kivikgrabmal (s. Abb. 230—238) läßt sich gut vom Jahreslaufmythus her deuten. Neben den Zeichen des Jahreslaufes, dem Radkreuz, das auf zwei Platten auftritt und den beiden Pferdepaaren, die ebenfalls die Jahreshälften darstellen, finden sich szenische Darstellungen so z. B. 8 anscheinend verhüllte Figuren, die einmal (Abb. 235) nacheinander

angeordnet sind und einmal in Vierergruppe einander gegenüberstehen, dreimal Gruppen von 4 Männern, von denen je einer sichtbar ein erhobenes Schwert trägt, ein Streitwagen mit Wagenlenker und Pferdegespann, ferner die von Bing schon richtig gedeutete heilige Entfachung des Sonnenwendfeuers durch einen altertümlichen Feuerbohrer, wobei die Handlung offenbar durch Lurenmusik und Trommeln begleitet wird (Abb. 236). Fassen wir die szenischen Darstellungen zusammen, so scheint mir eine einheitliche Deutung durchaus möglich zu sein. Es sind auf den Tafeln die feierlichen Begehungen dargestellt, mit denen man das Fest des Frühlings feierte: Wagenrennen, Aufzüge tänzerischer Art vermummter Gestalten (Narro-Tänzer), das heilige Feuerreiben mit dem Bohrer, Lurenmusik und Schwerttänze. Die übliche Deutung der Gruppen mit dem Schwert als Opferung scheint mir von ganz falschen Voraussetzungen auszugehen; wenn wirklich die „Gefangenen" in einen „Kessel" hineingetrieben werden sollten, müßte die „Wache" hinter den Gefangenen stehen, aber nicht als ihr Anführer vorne. Außerdem erlaubt die Erhaltung der Zeichnungen, die meistens infolge ihrer zeichnerischen Darstellung übertrieben exakt vorgetäuscht wird, nicht eine sichere Deutung, daß die drei anderen Begleiter gefesselt waren. Es ist durchaus denkbar, daß nur der Vortänzer mit erhobenem Schwert dargestellt ist, während bei den andern drei Männern das Schwert, das nach abwärts gehalten wurde, nicht mit dargestellt worden ist. Die beiden umgekehrt C-förmigen Zeichen bedeuten wahrscheinlich einen heiligen Bezirk, in dem sich der Schwerttanz abgespielt hat, ähnlich wie auch die Szene des Feuerreigens umgrenzt ist.

Schrifttum: A. W. Brøgger, Kulturgeschichte des Norwegischen Altertums. Oslo 1926.

Hermann Schneider, Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivik, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion, Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, I, 2. Halle 1918.

Hermann Schneider, Germanische Religion vor 3000 Jahren. Leipzig 1934.

O. Almgren, Hällristningar och Kultbruk, 1927.

O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt 1934.

J. Bing, Der Sonnenwagen von Trundholm, Führer zur Urgeschichte, Bd. II. Leipzig, Verlag Curt Kabitzsch, 1934.

Otto Sigfrid Reuter, Germanische Himmelskunde. München, J. F. Lehmann, 1934.

24) (Zu Seite 121.) Auch heute ist die germanische Religion der Gefahr ausgesetzt, unter allen Umständen herabgewürdigt zu werden. Doch sind in den letzten Jahren auch Werke erschienen, die eine gerechte Würdigung anstreben. Besonders zu nennen ist hier das Werk von Bernhard Kummer, Midgards Untergang, Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. Leipzig 1927.

25) (Zu Seite 128.) Inzwischen ist auch von kunstwissenschaftlicher Seite her eingehend begründet worden, daß die Entwicklung des Kreis- und Spiralmusters eine eigenständige in der nordischen Bronzezeit gewesen ist. (A. van Scheltema, Die altnordische Kunst. Berlin 1923, S. 115ff.) Für die Entstehung des Kreismusters und der aus ihr erwachsenen Spirale weist Scheltema auf die Umrandungen der frühbronzezeitlichen Dolchnieten hin.

26) (Zu Seite 133.) Der Nachweis der Erfindung der zweiteiligen Gewandspange (Fibel) im germanischen Kreis der Bronzezeit durch Kossinna ist inzwischen zu einem wichtigen Bestandteil der Vorgeschichtsforschung geworden und eigentlich nur von solchen, die planmäßig den Germanen jede Kulturleistung absprechen wollen, in Zweifel gezogen worden. Diese Erfindung zeigt uns schlagend wieder einmal die technische Begabung der Altgermanen ebenso wie die sofort anschließende künstlerische Ausformung des neuen Gerätes (vgl. Abb. 273 u. Abb. 274).

27) (Zu Seite 143.) Die germanischen Griffzungenschwerter sind inzwischen von E. Sprockhoff zusammenfassend behandelt worden, der auch eine Zusammenstellung der Vollgriffschwerter vorgenommen hat. Es ergibt sich daraus, daß die meisten bronzezeitlichen Schwertformen ihr Heimatgebiet im germanischen Kreis haben.

E. Sprockhoff, Die germanischen Griffzungenschwerter. Berlin 1935.

E. Sprockhoff, Die germanischen Vollgriffschwerter der jüngeren Bronzezeit. Röm.-germ. Forschungen, Bd. 9. Berlin 1934.

28) (Zu Seite 149.) Die Fragen der absoluten Zeitbestimmung gehören auch heute noch zu den schwierigsten Problemen unserer Wissenschaft. In neuester Zeit hat Nils Åberg einen groß angelegten Versuch zu ihrer Lösung gemacht: Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie I—IV, Stockholm 1931ff. In seinem Band III: Kupfer- und frühe Bronzezeit, der übrigens dem Andenken an Gustaf Kossinna gewidmet ist, kommt er zu einer niedrigeren Zeitansetzung, da der Beginn der Periode III Montelius mit 1200 v. Chr. angesetzt wird. Es rührt dies besonders von seiner wesentlich späteren Einstufung von Troja II her, bei der sich Kossinna noch auf die Dörpfeldsche Datierung gestützt hat. Da aber ein Eingehen auf die ganze Frage die Heranziehung einer großen Anzahl von spezialwissenschaftlichen Problemen notwendig machen würde, ist hier in dem für die Allgemeinheit bestimmten Buche von seiner Aufrollung abgesehen worden. Auch für diesen Abschnitt gilt aber, was wir schon im vorigen betonen mußten: Die von Kossinna behauptete Überlegenheit des Nordens in der Bronzezeit hat sich immer deutlicher herausgestellt. Für einen Vergleich mit den südlichen Kulturen des Mittelmeergebiets und Vorderasiens muß man beachten, daß es sich dort um ausgeprägte städtische Zivilisationen handelt, die man nicht ohne weiteres mit dem bäuerlichen Lebenskreis des Nordens vergleichen darf. Ihre Entstehung und Fortbildung ist meistens durch den Zwang gegeben, eine große Bevölkerungsmenge auf engem Raum zu erhalten. Demgegenüber weist der Norden jederzeit eine organische Fortentwicklung seiner bäuerlichen Kultur auf, die wir, um sie richtig einzuschätzen, nur mit den benachbarten, ebenfalls bäuerlichen Kulturen der Kelten und Illyrer vergleichen dürfen, wie dies schon Kossinna richtig erkannt hat.

4. Eisenzeit.

29) (Zu Seite 150.) Auch die Eisenzeit ist als eine große Epoche in der Vergangenheit beibehalten worden, weil mit ihrem Beginn ein wichtiges weltgeschichtliches Ereignis zusammenfällt: Aus dem goldenen Zeitalter der Germanen, der Bronzezeit, wird jetzt ein eisernes, kriegerisches, wander- und abenteuerreiches. Die Ursachen kann man einmal in der durch natürliche Bevölkerungszunahme geschaffenen gespannten Lage sehen, die unausweichlich bei jedem Bauernvolk eintreten muß, dessen Grenzen nicht erweiterungsfähig sind und zum andern in einem klimatischen Grund, der ebenso als Triebfeder gewirkt hat. Eine langsame, aber stetige Klimaverschlechterung, die wir in der Nacheiszeit mindestens vom Ende der Bronzezeit ab wirksam werden sehen, hat zur Aufgabe ehemals fruchtbarer Gebiete geführt. Man muß sich klar darüber sein, daß einige aufeinanderfolgende Jahre mit Mißernten bei den damaligen einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen sich katastrophal auswirken mußten. Schließlich war besonders an der Nordsee die säkulare Senkung der Meeresküste ein zwingender Grund für einzelne Volksteile, ihre angestammte Heimat zu verlassen. Noch in den viel später überlieferten Wandersagen tritt uns die Erinnerung an solche Dinge im Fimbulwinter und in der Herrschaft des Königs Schnee entgegen.

Wir können dabei nach der Art der Auslese, die auf Wanderung auszog, unterscheiden zwischen den Wanderungen der Jungmannschaft, bei der es galt, den jüngeren Bauernsöhnen Land zu verschaffen, und den Wanderungen der Volksgemeinschaft, die fast alle Schichten eines Stammes bzw. Stammteiles umfaßte, und die besonders bei der völligen Aufgabe eines Landesteiles notwendig war. Die Jungmannschaft war, wenn sie sich allzu weit vom Stammesgebiet entfernte, bald der rassischen Zersetzung und Überfremdung ausgeliefert, da sie durch Heirat sofort fremdes Blut herein bekam (Erziehung

der Kinder durch die Mutter führte auch rasch zu einem Zerfall des Brauchtums). Dagegen konnte die Volksgemeinschaft auch in fremder Umgebung unter Umständen sehr zäh am eigenen Volkstum festhalten.

Diese Wanderzüge beginnen, wie gesagt, in der frühen Eisenzeit — in der Bronzezeit dehnte sich das germanische Gebiet geschlossen langsam aus — und dauern ununterbrochen in das Mittelalter hinein, wo wir in Wikinger- und Normanenzügen ihre letzten Ausläufer sehen. Lediglich die Auseinandersetzung mit dem römischen Weltreich hat diesen lang dauernden Vorgang eine Zeitlang aufgestaut. Nachdem der Damm geborsten war, ergossen sich die germanischen Völkerströme desto vielfältiger. Da ganz Mitteleuropa schon von seßhaften Ackerbauvölkern besetzt war — im Gegensatz zu den Auswanderungsvorgängen in indogermanischer Zeit — suchte der Strom zuerst die Zone geringsten Widerstandes, die in den ungeheuren Ebenen des Ostens und Südostens lag. Die gewaltigen Wanderzüge der Bastarnen und Skiren, der Wandalen und besonders der Goten sind dorthin gegangen. Nach Südwesten ging die Ausdehnung langsamer vor sich, da hier die Kelten erbitterten Widerstand leisteten, und nur an der Westküste ging ein früher Zug nach dem Niederrhein. Als dann später, nach dem Zerfall des Ostgotenreiches, im Gefolge der Hunnen, asiatische Steppenvölker die südrussische Steppe zurückeroberten, war hier wieder ein Wall errichtet und der Strom wird nach Südwesten abgelenkt, wo das zerfallende römische Weltreich als Sammelbecken wirkte.

Gegenüber diesen gewaltigen geschichtlichen Völkerwanderungen tritt die Einführung eines neuen Werkstoffes, des Eisens, an Bedeutung stark zurück. Man muß dabei feststellen, daß die Eisenbearbeitung zunächst gar keine wesentlichen Vorteile gegenüber der Bronze bot. Weder war das Eisen zunächst härter als die Bronze, da man erst später kunstvolle Härtungsverfahren kennen lernte, noch bot es in der Verarbeitung Vorteile, es mußte sogar im Gegensatz zur Bronze, die man gießen konnte, durch das umständlichere Schmieden gefügig gemacht werden. Dagegen war besonders für den Norden wichtig, daß die Rohstoffe für die Eisengewinnung, nämlich Raseneisenerz, Sumpferz und Bohnerz eine viel weitere Verbreitung als die Kupfer- und Zinnlagerstätten hatten. Eine besondere Überlegenheit des Südens durch eine frühere Eisenbearbeitung kann also kaum ins Gewicht fallen; die rasche Ausbreitung der Verwendung von Eisen, die im Süden und Norden fast gleichzeitig und schlagartig einsetzt, wird wohl eher aus einem Rohstoffmangel an Kupfer und Zinn zu erklären sein, der sich bei den natürlichen Schwierigkeiten, die sich einem Bergbau in vorgeschichtlicher Zeit entgegenstellen mußten, bald zeigen mußte.

Die Wanderzüge der Germanen, wie sie uns besonders aus den Bodenfunden erschließbar entgegentreten, haben Kossinna und seine Schüler inzwischen noch eingehender erforscht. Es sei hierfür besonders auf das letzte Werk des Altmeisters hingewiesen: Die Germanen im ersten Jahrtausend n. Chr. Mannus-Bibliothek 50, Bd. I, 1932. In der Mannus-Bibliothek finden sich ebenfalls eine Reihe von Einzeldarstellungen über die Germanen der Eisenzeit, die hier nicht einzeln genannt zu werden brauchen. In all diesen Werken tritt wiederum die Kulturhöhe der Germanen besonders auf Grund der Bodenfunde uns deutlich faßbar entgegen; die Lüge vom Barbarentum unserer Vorfahren wird ein für allemal widerlegt.

30) (Zu Seite 156.) Durch die eingehenden Forschungen besonders der schlesischen Schule sind in den letzten Jahren die ostgermanischen Wanderungen noch deutlicher und schärfer herausgearbeitet worden. Nach der Darstellung der frühgermanischen Kultur durch Petersen (s. u.) hat sich die Trennung zwischen Ost- und Westgermanen in der Periode V der Bronzezeit, also zwischen 1000 und 750 v. Chr. langsam vollzogen. In einem Kerngebiet, das das östliche Hinterpommern, das westliche Westpreußen, und das nordwestliche Polen umfaßt, hat sich aus der sog. Großendorfer Gruppe eine frühgermanische Kultur herausgebildet, die bis um 650 v. Chr. eine starke Bevölkerungszunahme zeigt. Wir haben es hier offenbar mit einer Neubildung einer Kultur auf neuerworbenem Kolonialboden des altgermanischen Kreises zu tun. Diese neue frühgermanische Kultur, die auch Gesichtsurnen- oder Steingräberkultur genannt wird, ist von Kossinna ursprünglich als wandalisch angesehen worden. Nach neueren Forschungen müssen wir aber als ihre Träger die Bastarnen ansehen. Man kann nämlich die langsame Ausbreitung dieser Kultur genau verfolgen, die schließlich, wie aus dem plötzlichen Abbrechen der Gräberfelder deutlich hervorgeht, durch eine Auswanderung nach Südosten abgeschlossen wird. Die Wanderwege dieser Frühgermanen lassen sich ebenfalls mit Hilfe der Bodenfunde genau verfolgen. Während der eine von der Weichsel über Bug, Zburcz zum Dnjester und Schwarzen Meer führt, geht ein zweiter quer durch Südwolhynien zum mittleren Dnjepr und von da ebenfalls zum Schwarzen Meer. Da die Gräberfelder etwa um 300 v. Chr. im Heimatgebiet der Frühgermanen abbrechen, die Bastarnen aber um 200 v. Chr. von Demetrius von Kallatis als Ankömmlinge am Schwarzen Meer bezeichnet werden, ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß wir mit Hilfe dieser frühgermanischen Funde den Wanderzug der Bastarnen erfassen können. Das herrliche Marmorköpfchen des verwundeten Bastarnen zeigt uns gleichzeitig das körperliche Aussehen dieser frühen Auswanderer (Abb. 455/56).

Nach der Auswanderung dieser frühgermanisch-bastarnischen Gruppe um 300 v. Chr. ist in Ostdeutschland eine Siedlungsleere, die bis zum Beginn des ersten Jahrhunderts dauert. Zu diesem Zeitpunkt wandern die Wandalen in Ostdeutschland ein. Ihre Herkunft ist ebenfalls im Sinne Kossinnas geklärt worden: Sie sind offenbar gleichzeitig mit den Kimbern und Teutonen aus Nordjütland ausgewandert, von wo sie sich wahrscheinlich zu Schiff nach der mittleren Oder gewandt haben. Besonders in Schlesien haben sie dann als seßhaftes Bauernvolk sich für Jahrhunderte niedergelassen.

Schrifttum: Ernst Petersen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, Vorgeschichtl. Forschungen. Berlin 1929. Ernst Petersen, Die Wandalen im Spiegel der ostdeutschen Bodenfunde. Volk und Rasse 4, 1929, S. 34ff.

K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien, Vorgeschichtl. Forschungen, I, 2. Berlin 1925.

K. Tackenberg, Die Bastarnen. Volk und Rasse 4, 1929, S. 232ff.

5. Schluß.

31) (Zu Seite 265.) Auch in den letzten Jahren ist die museale Verwertung von Vorgeschichtsfunden in den deutschen Museen, von geringen Ausnahmen abgesehen, noch durchaus nicht in den von Kossinna geforderten lebendigen Zustand gekommen. Von einer wirklich großzügigen Aufstellung vorgeschichtlicher Funde zeugt auch heute noch fast allein die von H. Hahne geschaffene und aufgebaute Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle. Dagegen hat das Röm.-Germ. Zentralmuseum in Mainz nicht in allem mit der neuesten Entwicklung Schritt gehalten (s. hierzu Hans Maier, Der Röm.-Germ. Kreis sattelt um, N.S. Monatshefte, Juli 1935). Für die Ausbildung der vorgeschichtlichen Denkmalspflege sei als vorbildlich Breslau genannt, wo unter der umsichtigen Führung von Hans Seger die vorgeschichtliche Denkmalspflege planmäßig aufgebaut und erweitert wurde.

32) (Zu Seite 267.) Diese Worte Kossinnas zeigen ihn als einen echten Kämpfer von Schrot und Korn, der es wagte, die Dinge beim Namen zu nennen und Zustände öffentlich zu brandmarken, die unhaltbar waren. Besonders durch die Veröffentlichung von Kossinnas Lebensbild durch Rudolf Stampfuß (1935) ist eindeutig klar gelegt worden, daß es durchaus nicht am „Zeitgeist“ gelegen hat, daß Kossinna in seinem Kampf so wenig Unterstützung fand. Die Worte, mit denen ein so hochverdienter Gelehrter wie Sieglin im Jahre 1901 für Kossinna eingetreten ist, zeigen uns deutlich, daß es einzelne Männer schon damals gegeben hat, die Kossinnas Bedeutung von allem Anfang an erkannt haben. Der Widerstand ging vielmehr von einer ganz bestimmten klassisch archäologisch eingestellten Wissenschaftsrichtung aus, mit der Kossina sein ganzes Leben lang erbittert um die Anerkennung der Vorgeschichte als einer eigenen selbständigen Wissenschaft zu kämpfen hatte. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diesen Kampf auf persönliches Gebiet zu schieben oder ihn zu bagatellisieren. So hat z. B. Zeiß in einer Besprechung von Kossinnas „Altgermanischer Kulturhöhe“ Kossinnas Ausführungen als einen „heute unverständlichen Ton aus der Entstehungszeit“ bezeichnet (Germania 16, 1932, S. 116). Als Merkwürdigkeit sei auch noch angeführt, daß ein Tübinger Historiker noch im Jahre 1935 erklärt:

„Je eingehender man sich mit der Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft beschäftigt, desto deutlicher wird es: Das germanische Altertum ist seit dem Humanismus mit größter Liebe und angestrengtestem Fleiß durchforscht worden" (H. Dannenbauer, Germanisches Altertum und Deutsche Geschichtswissenschaft, Tübingen 1935, S. 16). Sollte sich wirklich Jacob Grimm so geirrt haben, als er sagte: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben?" Und warum hatte Karl Müllenhoff 1870 feststellen müssen: „Die viel gerühmte deutsche Wissenschaft, vor allem die geschichtliche, Historie und Philologie, sind ihrer Pflicht gegen die Nation nur unvollkommen bewußt."

Wir müssen solche Versuche, den Kampf der Vorgeschichte um ihre Selbständigkeit und um eine Förderung, die ihrem hohen nationalen Wert entspricht, herabzumindern, aufs schärfste ablehnen. Gewiß ist in den letzten Jahren manches erreicht worden. Die ehemalige Kampforganisation Kossinnas, die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte, hat sich unter der Führung von Hans Reinerth zum Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte erweitert und umfaßt heute schon die meisten Vereine, die sich mit der Pflege Deutscher Vorgeschichte befassen.

Von höchster staatlicher Stelle ist auf die Bedeutung der Vorgeschichte mehrfach hingewiesen worden (s. Vorwort) und bei der Reichsleitung der NSDAP ist durch Reichsleiter Alfred Rosenberg eine Hauptstelle für Deutsche Vorgeschichte eingerichtet worden. Einzelne Universitäten haben neue Lehrstühle für Deutsche Vorgeschichte errichtet, wenn auch nicht alle von Fachleuten besetzt worden sind. Aber das Hauptziel, die Schaffung eines Reichsinstitutes, das der Zusammenfassung der Forschung im Reich dienen sollte, ist noch nicht in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Wenn in den letzten Jahren und teilweise bis heute der Anspruch von seiten der klassischen Archäologie erhoben worden ist, daß ihr eine Art Aufsichtsrecht über die Deutsche Vorgeschichte zukäme, so kann man daraus nur sehen, wie notwendig es auch heute noch ist, mit Kossinnas Worten mit allem Nachdruck das Vaterlands- und Ehrgefühl aller derjenigen deutschen Volksgenossen anzurufen, denen die Vorgeschichte des Deutschen Volkes höher steht als alle anderen noch so repräsentablen außerdeutschen Belange: Die Vorgeschichte, deren Ziel die Erforschung und Aufhellung eines wichtigen Zeitabschnittes des ewigen Deutschlands ist, verdient die Förderung jedes bewußten Deutschen.

Werner Hülle.

Sachverzeichnis.

Bildverzeichnis.

Vorbemerkung: Das Bildverzeichnis ist alphabetisch nach **Fundorten** geordnet. Die fettgedruckten Zahlen sind die Abbildungsnummern, dahinter folgen die Seitenzahlen.

Zeittafel.

Zeiträume	Norddeutschland	Mitteldeutschland	Ostdeutschland	Süddeutschland
bis etwa 10000 v. Chr.	Ältere Steinzeit (Paläolithikum)			
etwa 10000—4000 v. Chr.	Mittlere Steinzeit und Übergang zur Jungsteinzeit			
4000—2000 v. Chr.	Jüngere Steinzeit			
	Nordischer, indogermanischer Kreis		Ostischer und nordischer Kreis	Ostischer, westischer und nordischer Kreis
2000— 750 v. Chr.	Bronzezeit			
	Germanischer Kreis		Illyrischer Kreis (Lausitzer Kultur)	Urkeltischer Kreis (Hügelgräber Urnenfelder)
750— 0 v. Chr.	Eisenzeit			
	Germanischer Kreis			Urkelten (Hallstatt) Kelten (Latène)
0— 400	0—200 Ältere, 200—400 Jüngere } Römische Kaiserzeit			
	Germanischer Kreis z. T. Römische Besetzung, Keltenreste in Süddeutschland			
400— 600	Völkerwanderungszeit			
	Germanischer Kreis z. T. Entvölkerung durch Abwanderung in Mittel- und Ostdeutschland			

Gustaf Kossinna

Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus

Band I. XII, 367 Seiten mit 422 Abbildungen i. T. und auf 2 Tafeln. 1932. gr. 8°. (Bildet: Mannus-Bücherei Nr. 50.) RM. 22.—, geb. RM. 24.—. Vorzugspreis*) RM. 18.70, geb. RM. 20.70.

Endlich die Frühgeschichte der Germanen, wie sie uns von keinem Berufeneren als dem Schöpfer der deutschen Vorgeschichte beschert werden konnte! Ein einzigartiges Werk, das zum Mittler wird zwischen germanischer Vorgeschichte einerseits und deutscher Geschichte und Kunstgeschichte andererseits. Das Buch gehört in die Hand jedes deutschen Volksgenossen. Nationalsoz. Monatshefte

Altgermanische Kulturhöhe

Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte

5. Auflage. 88 Seiten mit 55 Abbildungen auf 12 Tafeln. 1935. kl. 8°. RM. 1.80

Der „kleine" Kossinna ist der Katechismus der deutschen Vorgeschichte. Das Büchlein darf als die beste Einführung gelten. Die Ausstattung mit gut ausgewählten Bildtafeln erhöht den Wert noch. Blätter für Schulpraxis

Ein feines, außerordentlich klar geschriebenes Werk, wie wir es von Kossinna stets gewohnt sind. Nicht ermüdend. Unbedingt verständlich. Kossinnas Werke bedürfen keiner besonderen Empfehlung. Wir weisen auf die vorliegende Arbeit des prächtigen deutschen Gelehrten nur hin, weil sie heute mit Recht noch mehr Anspruch auf das Studium erheben darf als je. Völkischer Beobachter

Gustaf Kossinna, ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte

Von Dr. Rudolf Stampfuß, Duisburg. 1.—10. Tausend. 40 Seiten mit 4 Tafeln. 1935. 8°. Kart. RM. —.90

Gustaf Kossinnas Forschen und Kämpfen für die deutsche Vorgeschichte ist das knappe, doch in seiner Kürze lebendige und umfassende Lebensbild gewidmet. Das nationalsozialistische Deutschland weiß heute, was es dem Künder altgermanischer Kulturhöhe zu danken hat. Stampfuß' Werk erfüllt eine Verpflichtung unserer Generation. Völkischer Beobachter

*) Für Bezieher der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden der Sammlung

Curt Kabitzsch · Verlag · Leipzig

Mannus-Bücherei

Gegründet von Gustaf Kossinna / Herausgegeben vom Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte durch Professor Dr. Hans Reinerth

Die Bände 1—27 sind in meinem Verzeichnis „Vorgeschichte im völkischen Sinn" aufgeführt

28. **Germanische Fibeln** im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund. Von Dr. E. Frischbier. VI, 102 Seiten mit 1 Abbildung im Text und 14 Tafeln. 1922. Gr.-8°. RM. 3.60, geb. RM. 4.95. Vorz.-Pr. RM. 2.90, geb. RM. 4.30
29. **Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** Von Baurat G. Th. Hoege. VI, 43 Seiten mit 36 Abbildungen. 1922. Gr.-8°. RM. 1.80, geb. RM. 2.90. Vorz.-Pr. RM. 1.45, geb. RM. 2.60
30. **Studien zur mittelalterlichen Keramik.** Von K. Strauß. IV, 46 Seiten mit 37 Abbildungen und 4 Tafeln. 1923. Gr.-8°. RM. 2.25, geb. RM. 4.05. Vorz.-Pr. RM. 1,80, geb. RM. 3.60.
31. **Die Religion der Indogermanen** in archäologischer Beleuchtung. Von Dr. G. Wilke. III, 254 Seiten mit 278 Abbildungen. 1923. Gr.-8°. RM. 6.10, geb. RM. 7.40. Vorz.-Pr. RM. 4.80, geb. RM. 6.20
32. **Studien über nordeuropäische Fibelformen** der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen. Von Prof. Dr. O. Almgren. 2., ergänzte Auflage. XIX, 254 Seiten mit 9 Abbildungen im Text, 11 Tafeln und 2 Karten. 1923. Gr.-8°. RM. 6.30, geb. RM. 7.65. Vorz.-Pr. RM. 5.10, geb. RM. 6.40
33. **Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik** auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. Von Dr. Chr. Albrecht. III, 48 Seiten mit 52 Abbildungen und 3 Tafeln. 1923. Gr.-8°. RM. 2.25, geb. RM. 3.40. Vorz.-Pr. RM. 1.80, geb. RM. 2.90
34. **Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** Von Prof. Dr. Constantin C. Diculescu. V, 64 Seiten mit 29 Abbildungen im Text. 1923. Gr.-8°. RM. 3.15, geb. RM. 4.30. Vorz.-Pr. RM. 2.60, geb. RM. 3.60
35. **Zeitrechnung und Weltordnung** in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt. Von Prof. Dr. W. Schulz. XVIII, 289 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1924. Gr.-8°. RM. 9.90, geb. RM. 11.70. Vorz.-Pr. RM. 8.—, geb. RM. 9.80
36. **Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen.** Von Studienrat P. Schumacher. IV, 72 Seiten mit 40 Abbildungen im Text und 1 Karte. 1924. Gr.-8°. RM. 1.80, geb. RM. 2.90. Vorz.-Pr. RM. 1.45, geb. RM. 2.60
37. **Die Alteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. Von Dr. Erich Caemmerer. IV, 38 Seiten mit 129 Abb. i. Text. 1924. Gr.-8°. RM. 1.35, geb. RM. 2.50. Vorz.-Pr. RM. 1.10, geb. RM. 2.20
38. **Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen.** Von Studienrat Albert Krebs. III, 59 Seiten mit 6 Tafeln. 1925. Gr.-8°. RM. 2.25, geb. RM. 3.40. Vorz.-Pr. RM. 1.80, geb. RM. 2.90
40. **Fränkisches Mesolithikum.** Die steinzeitliche Besiedelung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Von C. Gumpert. IV, 121 S. mit 180 Abb. 1927. Gr.-8°. RM. 5.40, geb. RM. 6.90. Vorz.-Pr. RM. 4.40, geb. RM. 5.80
41. **Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Großromstedt.** Von G. Eichhorn. VIII, 322 Seiten mit 722 Abbildungen im Text und 1 Karte. 1927. Gr.-8°. RM. 26.10, geb. RM. 28.10. Vorz.-Pr. RM. 20.90, geb. RM. 22.90.

Mannus-Bücherei Fortsetzung

42. **Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen.** Von Prof. Dr. Julius Andree. V, 101 Seiten mit 55 Abb. im Text und 30 Tafeln mit Erklärungen. 1928. Gr.-8°. RM. 6.75, geb. RM. 8.55. Vorz.-Pr. RM. 5.40, geb. RM. 7.20
43. **Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland.** Von Dr. Werner Radig. VII, 159 Seiten mit 84 Abb. und 2 Karten im Text sowie 8 Tafeln. 1930. Gr.-8°. RM. 10.80, geb. RM. 12.60. Vorz.-Pr. RM. 9.20, geb. RM. 11.—
44/45. **Die Bauart der Einzelgräber.** Beitrag zur Kenntnis der älteren individuellen Grabhügelstrukturen in den Niederlanden. Von Dr. Albert Egges van Giffen. 2. Bände. 1. Teil: Textband. VIII, 208 Seiten mit 3 Textabb. 1930. Gr.-8°. 2. Teil: Tafelband. VII Seiten, mit 156 Plänen und Abb. auf 119 Tafeln. 1930. Gr.-8°. RM. 32.40, geb. RM. 37.80. Vorz.-Pr. RM. 27.60, geb. RM. 32.40
46. **Forschungen zur Geschichte des Haushundes.** Die Steinzeitrassen in Nordosteuropa. Von Dr. Otto Friedrich Gandert. V, 93 Seiten mit 34 Abb. im Text. 1930. Gr.-8°. RM. 6.30, geb. RM. 8.10. Vorz.-Pr. RM. 5.40, geb. RM. 7.20
47. **Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit.** Von Dr. Nils Åberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. E. A. Meyer. II, 118 Seiten mit 249 Abb. im Text. 1931. Gr.-8°. RM. 8.80, geb. RM. 10.60. Vorz.-Pr. RM. 7.50, geb. RM. 9.30
48. **Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit.** Untersuchungen über ihre Kulturhinterlassenschaft und ihr Siedlungsgebiet unter besonderer Berücksichtigung brandenburgischer Urnenfriedhöfe. Von Prof. Dr. Walter Matthes. VIII, 114 Seiten mit 1 graphischen Darstellung und 9 Karten im Text sowie 138 Abb. auf 27 Tafeln. 1931. Gr.-8°. RM. 10.80, geb. RM. 12.60. Vorz.-Pr. RM. 9.20, geb. RM. 11.—
49. **Die Germanen in der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung.** Im Spiegel der Urnenfelder von Dahlhausen, Kuhbier und Kyritz. Nach den Arbeiten von Paul Quente†, Georg Girke† und Dr. Jörg Lechler. Von Prof. Dr. Walter Matthes. VIII, 138 Seiten mit 1 Porträt und 408 Abb. auf 70 Tafeln. 1931. Gr.-8°. RM. 18.90, geb. RM. 20.70. Vorz.-Pr. RM. 16.10, geb. RM. 17.90
50. **Germanische Kultur** im 1. Jahrtausend n. Chr. Bd. I. Von Gustaf Kossinna. XII, 367 Seiten mit 422 Abb. im Text und auf 2 Tafeln. 1932. Gr.-8°. RM. 22.—, geb. RM. 24.—. Vorz.-Pr. RM. 18.70, geb. RM. 20.70
51. **Der westgotisch-alanische Zug nach Mitteleuropa.** Von Dr. Eduard Beninger. V, 132 Seiten mit 50 Abb. im Text. 1931. Gr.-8°. RM. 18.—, geb. RM. 19.80. Vorz.-Pr. RM. 15.30, geb. RM. 17.10
52. **Beiträge zur Kenntnis des norddeutschen Paläolithikums und Mesolithikums.** Von Prof. Dr. J. Andree. Nebst Beiträgen von Dr. H. Frenzel, Dr. Grahmann und Dr. F. R. Bicker. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung d. Westf. Wilhelms-Univ. zu Münster i. W. VIII, 112 Seiten mit 7 Abb. und 61 Tafeln. 1932. Gr.-8°. RM. 12.—, geb. RM. 14.—. Vorz.-Pr. RM. 10.20, geb. RM. 12.20
53. **Wo lag Vineta?** Versuch einer Klärung der Vineta-Streitfrage durch geographisch-historische, verkehrswissenschaftliche und textkritische Untersuchungen. Von Prof. Dr. Richard Hennig. VI, 113 Seiten mit 7 Abb. im Text und auf 2 Tafeln sowie 1 Übersichtskarte. 1935. Gr.-8°. RM. 9.60, geb. RM. 11.—. Vorz.-Pr. RM. 8.—, geb. RM. 9.40
54. **Die Germanen in Mecklenburg** im 2. Jahrtausend v. Chr. Von Dr. Hans-Lüitjen Janssen. VI, 149 Seiten mit 106 Abb. und Karten im Text. 1935. Gr.-8°. RM. 12.40, geb. RM. 13.80. Vorz.-Pr. RM. 10.60, geb. RM. 12.—

Der Vorzugspreis wird den Beziehern der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden der Sammlung gewährt

In meinem Verzeichnis „Vorgeschichte im völkischen Sinn" finden Sie Einzelangaben über die ganze Sammlung

Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols

Von Dr. Jörg Lechler, Berlin. Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage. VII, 90 Seiten mit 600 Abbildungen und einer farbigen Tafel. 1934. gr. 8°. RM. 3.75

Das Werk wurde unter die ersten 100 nationalsozialistischen Bücher aufgenommen

Besser als jede andere Schrift ist Lechlers Buch geeignet, auf alle Fragen Antwort zu geben, die sich an das Hakenkreuz knüpfen. Nichts ist heute so wichtig als Bücher wie dieses, weil damit dem heillosen Unsinn, der sich aus den Köpfen verworrener Idealisten und Phantasten über unser Volk ergießt, endlich ein Ende bereitet wird. W. La Baume. Mitteil. des Westpreuß. Geschichtsvereins

Wie unsere Urväter lebten

Eine Bilderreihe aus der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens

Nach Gemälden von Gerhard Beuthner-Breslau, herausgeg. vom Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege in Breslau. Unter Mitarbeit schlesischer Vorgeschichtsforscher zusammengestellt von Ernst Petersen. IV S. und 16 mehrfarb. Tafeln mit kurzen erläuternden Worten. 1935. 8°. Kart. RM. 1.80

Staffelpreise: Bei 25 Stück je RM. 1.60, bei 50 Stück je RM. 1.55, bei 100 Stück je RM. 1.50

Wahre Forschung ist nur dann von Wert, wenn sie sich mit ihren Ergebnissen unmittelbar an das Volk wendet. Durch nichts wird aber das Verständnis für die Vorgeschichte leichter aufgeschlossen werden als durch lebensnahe Bilder, wie sie hier von fachkundiger Hand zu einer Reihe zusammengestellt wurden. Es sind keine Phantasiebilder, dafür aber Darstellungen der Vorzeit, die bei bewußter Einfachheit die Dinge so wiedergeben, wie sie die strenge Spatenforschung erschlossen hat. Weil sie sich auf das Wesentliche beschränken, bieten sie einen lebendigen Einblick in die jeweils zutreffenden Kulturverhältnisse, ohne dabei den Darstellungsweg mancher unwirklich überhäufter Schulwandbilder zu beschreiten. So ist hier ein Buch entstanden, das vor allem in der Schule seine Bewährung erweisen wird. Fordern Sie bitte eine Probetafel kostenlos an.

Germanisches Brauchtum

auf nordischen Steinbildern

Von Dr. Wilhelm Gaerte, Direktor des Prussia-Museums in Königsberg i. Pr. Bd. I. 143 S. mit 195 Abb. 1935. gr. 8°. Kart. RM. 8.—

Vor mehr als 3000 Jahren haben die Urgermanen in Stein und Fels Bilder geritzt und gehauen. Die Deuter dieser „Bilderschrift" gingen teils auf den Alltag jener Menschen zurück, teils meinten sie darin Niederschläge des kultischen Lebens zu erkennen. Der Verfasser dieses Buches beschreitet einen neuen Weg der Erklärung: er sieht im Brauchtum der Urgermanen die Quelle, woraus die Vorstellungsinhalte jener Felsbilder geflossen sind, und unterbaut seine Ausdeutung durch einen reichen Vergleichsstoff volkskundlicher Art. Sitte und Brauch des urgermanischen Volkes werden somit hier zum erstenmal in voller Klarheit aus bildlichen Offenbarungen erschlossen und machen das Werk gleichermaßen für Vorgeschichte und Volkskunde fruchtbar.

Die Veröffentlichungen können durch jede Buchhandlung bezogen werden

Curt Kabitzsch · Verlag · Leipzig

